This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SLT
Deutsch

echzehn Jahre in Sibirien

Erinnerungen
eines russischen Revolutionärs
von

L. G. Deutsch

Mit 7 Porträts und 6 Illustrationen

Stuttgart 1904
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf.

(Deutsch)
SLT

303264

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.) in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorrede: „Sechzehn Jahre in Sibirien“ V

Illustrationen: Porträts von Leo Deutsch, Maria Kowalewskaja, Sophie Löschern, Wera Figner, Sundelewitsch, Jakob Stefanowitsch, Jakubowitsch. — Etappenstation. — „Politische“ im Innern einer Etappenstation. — Appell vor dem Abmarsch von der Etappenstation. — Zur Katorga (Zwangsarbeit) verurteilte Weiber beim Wasserholen. (Nischnaja Kara.) — Zur Katorga (Zwangsarbeit) verurteilte Männer bei der Arbeit. (Nischnaja Kara.) — Strafkolonie politischer Verbrecher in Nischnaja Kara IX

Reise nach Deutschland. — Verhaftung in Freiburg. — Aus der revolutionären Vergangenheit 1

Die Ursache meiner Verhaftung. — Professor Thun. — Meine Verteidigung. — Fluchtpläne. — Der Rechtsanwalt 11

Ungewißheit. — Gefängniszustände. — Der Herr Staatsanwalt. — Zellenwechsel 20

Der Besuch „meiner Gattin“. — Fluchtpläne und Vorberatungen. — Hoffnungen. — Der Staatsanwalt deckt die Karten auf. — Reisevorbereitungen 30

Nach Rußland: im Viehwagen, im Frankfurter und im Berliner Gefängnis. — Auf der Grenzstation. — Über Warschau nach Petersburg 42

Die Peter-Pauls-Feste. — Der Staatsanwalt als Landsmann. — Der grausame Arzt. — Eine flüchtige Bekanntschaft 49

Veränderte Gefängnisordnung. — Ein fehlgeschlagener Plan. — Besuch des Ministers. — Staatsgeheimnis. — Der Schriftsteller als Zellennachbar 58

Neue Befürchtungen. — Der Gendarmerieoberst. — Verhör in bezug auf die Ermordung des Generals Mesenzeff. — Begegnung mit Herrn Bogdanowitsch. — Abreise 66

Ein Hoffnungsstrahl. — Ein unerhörtes Regime. — Hungerprotest. — Unser „Klub“. — Ein Gönner 72

Ein tapferer Offizier. — Mein Militärdienst. — Das Gericht. — Abermaliges Verhör 81

Der Besuch des Ministers. — Wie man mich zum Sträfling machte. — Das Gefängnis in Kiew 91

Neue Bekanntschaften. — Die Verschwörerinnen von Romny. — Ankunft in Moskau. — Schicksalsgenossen. — Der offenherzige Kapitän 98

303264

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.) in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorrede: „Sechzehn Jahre in Sibirien“ V

Illustrationen: Porträts von Leo Deutsch, Maria Kowalewskaja, Sophie Löschern, Wera Figner, Sundelewitsch, Jakob Stefanowitsch, Jakubowitsch. — Etappenstation. — „Politische“ im Innern einer Etappenstation. — Appell vor dem Abmarsch von der Etappenstation. — Zur Katorga (Zwangsarbeit) verurteilte Weiber beim Wasserholen. (Nischnaja Kara.) — Zur Katorga (Zwangsarbeit) verurteilte Männer bei der Arbeit. (Nischnaja Kara.) — Strafkolonie politischer Verbrecher in Nischnaja Kara IX

Reise nach Deutschland. — Verhaftung in Freiburg. — Aus der revolutionären Vergangenheit 1

Die Ursache meiner Verhaftung. — Professor Thun. — Meine Verteidigung. — Fluchtpläne. — Der Rechtsanwalt 11

Ungewißheit. — Gefängniszustände. — Der Herr Staatsanwalt. — Zellenwechsel 20

Der Besuch „meiner Gattin“. — Fluchtpläne und Vorberatungen. — Hoffnungen. — Der Staatsanwalt deckt die Karten auf. — Reisevorbereitungen 30

Nach Rußland: im Viehwagen, im Frankfurter und im Berliner Gefängnis. — Auf der Grenzstation. — Über Warschau nach Petersburg 42

Die Peter-Pauls-Feste. — Der Staatsanwalt als Landsmann. — Der grausame Arzt. — Eine flüchtige Bekanntschaft 49

Veränderte Gefängnisordnung. — Ein fehlgeschlagener Plan. — Besuch des Ministers. — Staatsgeheimnis. — Der Schriftsteller als Zellennachbar 58

Neue Befürchtungen. — Der Gendarmerieoberst. — Verhör in bezug auf die Ermordung des Generals Mesenzeff. — Begegnung mit Herrn Bogdanowitsch. — Abreise 66

Ein Hoffnungsstrahl. — Ein unerhörtes Regime. — Hungerprotest. — Unser „Klub“. — Ein Gönner 72

Ein tapferer Offizier. — Mein Militärdienst. — Das Gericht. — Abermaliges Verhör 81

Der Besuch des Ministers. — Wie man mich zum Sträfling machte. — Das Gefängnis in Kiew 91

Neue Bekanntschaften. — Die Verschwörerinnen von Romny. — Ankunft in Moskau. — Schicksalsgenossen. — Der offenherzige Kapitän 98

Seite

Der Prozeß der Vierzehn. — Erinnerungen an Wera Figner. — Zahlreiche Verhaftungen. — Ein provokatorisches Stückchen . . 109

Der käufliche Aufseher. — Die gesprengten Fesseln. — Widerstand gegen das Rasieren. — Wiedersehen 117

Die politische Lage in Rußland und die revolutionären Parteien. — Unsere Gefolgschaft. — Festtag. — Verbotene Besuche. — Eine kleine Anstandslektion 124

Reisevorbereitungen. — Flußfahrt auf der Wolga und Kama. — In Jekaterinburg. — Auf der Troika. — „Hie Europa — hie Asien." 131

Unsere Versammlungen. — In Tjumen. — Trennung. — Auf den Strömen Sibiriens. — Ein entsetzlicher Vorschlag 140

Auf dem Etappenwege. — Ein täppischer Offizier. — Menschenjagd 150

Der Urwald. — Gescheiterte Fluchtversuche. — Die Bevölkerung längs der Landstraße. — Die Verbrecherwelt. — Die Convoioffiziere . 160

Von Krasnojarsk nach Irkutsk. — Mißverständnisse und Konflikte. — Die Märtyrerinnen im Kerker von Irkutsk 175

Eine Rüge an den Polizeimeister. — Begegnung mit deportierten Genossen. — Von Irkutsk nach Kara. — Gestohlene Fesseln. — Ein zweifelhafter Dekabrist. — Noch ein Konflikt. — Ankunft in Kara 184

Die ersten Tage im Gefängnis zu Kara. — Alte und neue Bekannte 197

Die Organisation unseres Gemeinwesens. — Die „Siriusse". — Wetten 208

Aus der Geschichte des Gefängnisses in Kara. — „Der Kater." — Die „Synedrion"-Kammer. — Der erste Frühling 219

Stimmungen und Zeitvertreib im Kerker. — Zwei neue Kommandanten. — Das Hospital. — Die Teilnehmer an bewaffneten Widerständen 233

Die weibliche Abteilung. — Der Beginn der Tragödie 249

Die „Kolonisten". — Die weiteren Vorgänge im Frauenkerker . . 258

Die Säkularfeier der französischen Revolution. — Sergius Bobochoff. — Das Ende der Tragödie 265

Beunruhigende Gerüchte. — Eine Visite des Generalgouverneurs. — Entlassung aus dem Kerker 272

Nischnaja Kara. — Neues Leben. — „Raubgold" 280

Die Reise des Thronfolgers in Sibirien. — Unsere Lebensweise in der Strafkolonie. — Der grimmige Pristaw 286

Der Tod des Zaren. — Neue Manifeste. — Die Volkszählung . 293

Ein rätselhaftes Denkmal. — Meine Abreise. — Das Leben in der Stretjensk. — Meine Übersiedlung nach Blagowjeschtschensk. — Chinesenmord 299

Ende der Reise um die Welt 324

‚Sechzehn Jahre Sibirien.'

Als im Jahre 1889 Kennan sein berühmt gewordenes Buch über Sibirien veröffentlichte, gellte ein Schrei der Entrüstung durch die ganze zivilisierte Welt über die Behandlung der politischen Gefangenen in den sibirischen Gefängnissen und Zwangsansiedlungen. Zum erstenmal drangen die Stimmen der Gequälten aus jenen gottvergessenen Winkeln der Erde an die europäische Öffentlichkeit, und das Maß des Entsetzens über die offizielle russische Grausamkeit, die selbst nicht vor dem Weibe Halt machte, wurde zum Überlaufen gebracht. Der Zarismus wurde auf die Anklagebank gesetzt und verurteilt; für das infame russische Straffystem fand man kaum noch Worte, so groß war der Abscheu vor allem, was damit zusammenhing.

In Rußland selbst änderte sich gar nichts, es blieb, wie es war, ja mit der Zeit sind wohl noch mancherlei Verschlimmerungen eingetreten.

Heute ist alles längst vergessen und die Welt liegt vor dem Zarismus und seinen Schergen wiederum platt auf dem Bauche, ja noch mehr: Westeuropa scheut sich nicht, dem russischen System Henkerdienste zu leisten, unbekümmert darum, daß es dadurch mit einer wahren Selbstverachtung der europäischen Kultur das Grab graben hilft.

Nun erscheint wiederum ein Buch über Sibirien, und zwar gleichzeitig in vier Sprachen, das die Beobachtungen Kennans nicht nur bestätigt, sondern — und darin liegt der Hauptwert der Darstellung — wesentlich erweitert und uns einen tiefen Blick in die Justiz- und Verwaltungsverhältnisse Rußlands

tun läßt; jeder Leser wird das Motto aus Dantes Hölle, das Kennan seinem „Sibirien“ vordruckte, das „Lasciate ogni speranza“, jetzt erst verständlich finden und sich überrascht fragen, ob ein Staat wie Rußland, dessen Regierungsform und Praktiken einem asiatischen Barbarenstaat gleich zu achten sind, heute eine Bündnisfähigkeit im modernen westeuropäischen Sinne hat.

Auf den nachfolgenden Bogen erzählt ein russischer Student, Leo Deutsch, der wegen Beteiligung an terroristischen Bestrebungen in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts aus Rußland flüchtete, wie er in Freiburg i. Br. von der deutschen Polizei verhaftet, dort in Untersuchungshaft gezogen und endlich nach Rußland ausgeliefert worden sei. Der Leser durchlebt mit dem Erzähler dessen Schicksale: die Untersuchungshaft in Deutschland, den Transport an die russische Grenze, die Auslieferung an Väterchens Gendarmen, das Schleppen von Gefängnis zu Gefängnis, die Anklage und die Verurteilung, den Transport nach Sibirien und endlich den vieljährigen Aufenthalt in Kara unter den politischen Gefangenen, der mit Entlassung in die Strafkolonie („freies Kommando“) und der Flucht aus Sibirien über Japan nach San Francisco endigt.

Wie Leo Deutsch, so befanden und befinden sich in Sibirien Tausende von intelligenten jungen Leuten, die in ihrem Wissen und Können von der Regierung zurückgewiesen und schließlich in ihrer bürgerlichen Existenz vom Zarismus zu Boden getreten worden sind, die „unter anderen Verhältnissen ihrem Vaterland unschätzbare Dienste hätten leisten können“.

Wir wollen nicht unterlassen, an dieser Stelle auf eine charakteristische Erscheinung hinzuweisen. Früher stellten das Kontingent zu den „Staatsverbrechern“ hauptsächlich die Studierenden der russischen Hochschulen und zum kleinen Teile auch

die Offiziere der Armee: heute stellt auch der russische Arbeiter einen erheblichen Teil zu den „Staatsverbrechern", wodurch die Physiognomie der Verbannten eine wesentlich andere, eine volkstümliche wird. Bei jedem Streik werden „Arbeiter-Führer" aus der Menge herausgeholt und „nach Sibirien" verurteilt, damit sie dort über die Weisheit Väterchens nachdenken können.

Solche sich immer stärker wiederholende Vorgänge zeitigen aber auch eine Wirkung im Innern des europäischen Rußland. Der Ruf nach Beseitigung des autokratischen Regiments ertönte früher nur aus den Reihen der Intelligenz, der Arbeiterstand verhielt sich dem gegenüber indifferent. Die Entwicklung der Industrie häuft große Arbeitermassen an einzelnen Orten zusammen. Die häufigen Bekanntschaften mit den Nagaiken der Kosaken und den Hinterladern der Soldateska haben die Arbeiter sehend gemacht und ihnen in überzeugender Weise demonstriert, daß ihr Feind nicht nur der Kapitalismus, sondern auch der despotische Zarismus ist; laut und deutlich ertönt auch aus den Arbeiterreihen der Ruf: Nieder mit dem Zarismus! Natürlich, jetzt wird auch den Polizeiseelen Plehwe und Genossen der Boden heiß unter den Füßen und die immer stärkere Anwendung von Unterdrückungsmaßregeln gegen die Arbeiter zeigt die Ohnmacht der offiziellen Vertreter der Autokratie; denn kaum ist hier ein Ausstand zu Boden geknüppelt, so bricht er an einer anderen Stelle mit doppelter Heftigkeit wieder aus.

Heute kann daher der Satz aufgestellt werden: Mit der Beteiligung der Arbeiterklasse am politischen Kampfe in Rußland ist der Autokratie ein Gegner erwachsen, den sie nicht bezwingen kann, vor dem sie kapitulieren muß.

Stuttgart, Ende November 1903.

Der Verleger.

Leo Deutſch.

Maria Kowalewskaja. (S. 178)

Sundelewitsch. (S. 197 u. ff.)

Sophie Löschern. (S. 249.)

Jakob Stefanowitsch. (S. 198 u. ff.)

Vera Figner. (S. 78/169.)

Jakabowitsch. (S. 275 u. ff.)

Etappenstation. (S. 150 u. ff.)

Appell vor dem Abmarsch von der Etappenstation. (S. 150 u. ff.)

Zur Katorga (Zwangsarbeit) verurteilte Weiber beim Wasserholen. (Nischnaja Kara.)

Zur Katorga (Zwangsarbeit) verurteilte Männer bei der Arbeit. (Nischnaja Kara.)

Strafkolonie politischer Verbrecher in Alschnaja Kara. S. 222 u. ff.

I

Reise nach Deutschland. — Verhaftung in Freiburg. Aus der revolutionären Vergangenheit.

Anfang März 1884 reiste ich aus Zürich über Basel nach Freiburg in Baden. Zweck meiner Reise war, eine Partie russischer sozialistischer Schriften, die in der Schweiz gedruckt waren, über die Grenze zu schmuggeln, um sie dann auf geheimen Wegen nach Rußland, wo sie natürlich verboten waren, gelangen zu lassen. In Deutschland herrschte damals das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie; das Zentralorgan der deutschen Arbeiterpartei, der „Sozialdemokrat", wurde in Zürich hergestellt und mußte gleichfalls über die Grenze geschmuggelt werden. Die Bewachung der Grenze war daher sehr scharf, und das erschwerte auch die Versendung der russischen, polnischen und anderen revolutionären Schriften, die in der Schweiz gedruckt wurden, nach Rußland. Vor dem Erlaß des Ausnahmegesetzes, das heißt bis zum Herbst 1878, war die Prozedur einfach: die Schriften wurden per Post nach einer Stadt in Deutschland nahe der russischen Grenze gesandt und von dort aus auf diesem oder jenem Wege nach Rußland geschafft. Seit jener Zeit aber mußten diese Schriften im Reisegepäck über die deutsche Grenze geführt werden, um der Zollrevision zu entgehen, und wurden alsdann aus einer deutschen Stadt nach der russischen Grenze gesandt. Einen solchen Transport zu besorgen, war ich aufgebrochen.

Mein Reisegepäck bestand aus zwei großen Koffern, die zur Hälfte mit Büchern gefüllt waren, während obenauf Wäsche und Kleider lagen, um die Zollbeamten nicht argwöhnisch zu machen; in dem einen Koffer führte ich Wäsche und Herrenkleider, in dem anderen Damenkleider, die angeblich meiner — in Wirklichkeit nicht existierenden — Gattin gehören sollten. Deshalb war bei der Zollvisitation in Basel auch eine Dame zugegen, die Frau meines Freundes Axelrod aus Zürich. Sie hatte sich sogar erboten, die Koffer weiter zu transportieren, weil sie, im Falle die Polizei Verdacht schöpfen sollte, sich geringerer Gefahr aussetzte als ich. Da

aber die Zollvisitation glatt abgelaufen war und ich nicht daran glauben wollte, daß weiterhin irgendwelche Schwierigkeiten entstehen könnten, lehnte ich dieses Anerbieten ab.

Außer Frau Axelrod hatte mich ein Baseler, der Sozialist G., zur Bahn begleitet, der mich auch mit Informationen versehen hatte, wie ich weiterhin mit meiner gefährlichen Sendung verfahren sollte, er war in diesen Sachen ziemlich beschlagen und hatte schon manchen Transport geleitet. Noch vor einigen Tagen war er auf meine Empfehlung hin mit einem mir bekannten Polen namens Jablonski nach Freiburg gereist, von wo aus sie gemeinsam einen Posten polnischer Schriften versendet hatten.

Beim Abschied empfahl mir G. einen billigen Gasthof in Freiburg, in nächster Nähe des Bahnhofs, und guter Dinge stieg ich in einen Wagen dritter Klasse.

Es war ein Sonntag, und der Wagen war von Ausflüglern in ausgelassener Sonntagsstimmung dicht besetzt. Lieder wurden angestimmt, und ungezwungenes Geplauder erfüllte den Raum. Der Schaffner war — wie damals sehr oft auf den deutschen Bahnen, ob es heute noch so ist, weiß ich nicht — ein recht grober und aufgeblasener Patron. Da er bemerkte, daß ich rauchte, schnauzte er mich sofort mit allem Diensteifer an, es sei ein Nichtraucherwagen. Ich entgegnete ihm höflich, ich hätte die Aufschrift nicht bemerkt, warf meine Zigarette fort und erklärte, ich werde nicht rauchen, da ich nicht weit reise. Der Mann bestand trotzdem in aufdringlicher Weise darauf, daß ich den Wagen wechsle. „Ein schlechtes Omen," fuhr es mir, wie ich mich heute noch erinnere, bei dieser Geschichte durch den Sinn. Ich war schlecht gelaunt, fühlte mich unbehaglich, gereizt. Dabei war das Wetter schauderhaft, kalter Regen rieselte herab, und das wirkte mir auf die Nerven.

Der Zug setzte sich in Bewegung, und ehe ich mich dessen über meinen griesgrämigen Grübeleien versah, waren wir in Freiburg. Es war gegen 7 oder 8 Uhr abends. Auf dem Perron angelangt, suchte ich den Hausdiener des „Freiburger Hofes" und übergab ihm mein Handgepäck und den Gepäckschein. Er bemerkte sofort das in dem Scheine verzeichnete bedeutende Gewicht der Koffer und drückte seine Verwunderung darüber aus. Um etwaigem Argwohn vorzubeugen, erklärte ich ihm in aller Ruhe, ich führte viele Lehrbücher mit, da ich Student sei und an der Universität in Freiburg studieren wolle.

Der Gasthof war bald erreicht und ein Zimmer gefunden, worauf ich mich in das Restaurant begab, um das Abendessen zu nehmen. Als ich am Büfett vorbeiging, sah ich den Hausdiener eifrig mit einem anderen Manne, augenscheinlich dem Hotelier, flüstern. Kaum hatte ich gegessen, als mir der Kellner das Meldebuch präsentierte. Da ich einen russischen Reisepaß bei mir führte, den mir ein Freund zur Verfügung gestellt hatte, schrieb ich ohne weiteres den Namen „Alexander Buligin aus Moskau" ein.

Ich bestellte darauf Schreibzeug und begab mich auf mein Zimmer. Kaum hatte ich die Tür hinter mir geschlossen, als angeklopft wurde. Auf mein „Herein!" erschien an Stelle des Dieners mit dem Schreibzeug, den ich erwartet hatte, ein Schutzmann in Begleitung eines Herrn in Zivil.

„Ich bin Beamter der Geheimpolizei," stellte sich der letztere vor. „Gestatten Sie, daß ich nachsehe, was Sie in Ihren Koffern haben."

„Da Freiburg in der Nähe der Grenze liegt, so wittert die Polizei, der der Hoteldiener die Ankunft eines jungen Menschen mit auffallend schweren Koffern gemeldet hat, Konterbande, oder gar man hält mich für einen Anarchisten und glaubt, ich führe Dynamit mit mir," fuhr es mir durch den Sinn. Ich suchte also eine möglichst harmlose Miene aufzusetzen, obgleich ich fühlte, daß die Sache schief ging. Mit dem Öffnen der Koffer beschäftigt, ließ ich wie von ungefähr die Bemerkung fallen, daß der eine die Garderobe meiner Frau enthalte, die ebenfalls hier eintreffen werde.

Kaum hatten sich die Herren über den Koffer hergemacht, wußte ich schon, daß meine Annahme in bezug auf Konterbande falsch war: der Beamte fahndete offenbar weder auf Konterbande noch auf Dynamit, sondern gerade auf Bücher, denn er begann sofort diese zu mustern. Ich schloß daraus, daß man bei mir deutsche sozialdemokratische Schriften suche. Destomehr war ich verblüfft, als der Polizist beim Anblick eines kleinen Buches in rotem Umschlage triumphierend rief: „Da haben wir's ja!"

Es war das der „Kalender der Narodnaja Wolja", ein Buch, das vor Jahresfrist erschienen war und offen in den Buchhandlungen Deutschlands verkauft wurde.

„Jetzt muß ich eine körperliche Visitation an Ihnen vornehmen," erklärte mir der Geheimagent.

Außer einem Notizbuch, einem Brief und einer Brieftasche mit einigen Hundertmarkscheinen fand sich in meinen Taschen noch ein

Dutzend Nummern des Züricher „Sozialdemokrat", die ich mitgenommen hatte, um sie einem russischen Freunde in Deutschland zu senden.

„Na, das kann man wenigstens lesen!" erklärte hocherfreut der „Geheime", als er den Titel gesehen. „Jetzt verhafte ich Sie!"

„Wieso, warum?" fragte ich betroffen.

„Das werden Sie schon erfahren; kommen Sie mit!" war die Antwort.

Das Vorgehen der Beamten war in jeder Hinsicht sonderbar: von Erfüllung der gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der persönlichen Sicherheit war keine Rede; die Durchsuchung wurde vorgenommen, ohne daß ein richterlicher Befehl vorlag, Zeugen waren nicht zur Stelle, ein Protokoll über das Ergebnis der Durchsuchung wurde nicht aufgesetzt. Schließlich mußte ich selber darauf dringen, daß die Beamten wenigstens in meiner Anwesenheit das Geld nachzählten, das sich in der beschlagnahmten Brieftasche befand, obgleich das natürlich eine recht ungenügende Garantie für die Sicherheit meines Eigentums war.

Als ich nun als Gefangener zwischen den beiden Schutzengeln die Treppe hinabstieg, kam uns eine junge Dame mit einer kleinen Reisetasche in der Hand entgegen. Der Beamte fragte mich, ob dies etwa meine Frau sei? Trotz meiner verneinenden Antwort, versuchte er die Dame anzuhalten. Sie mochte glauben, es mit einem Don Juan zu tun zu haben, und floh unter lautem Geschrei auf die Straße. Der Geheimagent gab nun dem Schutzmann den Befehl, mich weiterzuführen, und lief der Unbekannten nach.

Der Schutzmann versuchte nun, mich am Arm zu fassen und so über die Straßen zu führen, doch widersetzte ich mich schroff einer derartigen Behandlung, indem ich erklärte, ich hätte kein Verbrechen begangen, und es liege für ihn keine Berechtigung vor, in dieser Weise mit mir umzugehen.

So gelangten wir in das Freiburger Untersuchungsgefängnis. Hier wurde ich abermals einer körperlichen Visitation unterzogen, und ein Beamter richtete jetzt, zum erstenmal seit meiner Verhaftung, an mich die Frage nach meinen Personalien. Bald erschien auch der Geheimagent und führte die Dame herein, die laut weinte, ihre absolute Unschuld beteuerte und in höchster Aufregung unter lautem Geschrei Aufklärung verlangte, weshalb man ihr diese Schmach antue. Nach all den vorangegangenen Erlebnissen seit meiner

Ankunft in Freiburg setzte mich die Szene in die höchste Erregung.

„Was ist denn das?“ herrschte ich den Beamten an. „Wie können Sie sich unterstehen, die Dame zu belästigen? Ich wiederhole nochmals, ich kenne sie nicht, es ist nicht meine Frau, ich habe sie nie im Leben gesehen.“

„Nun, das wird sich zeigen, das ist meine Sache! Es geht Sie gar nichts an, wen wir verhaften!“

„Nette Zustände! Ganz wie bei uns in Rußland,“ dachte ich. Darauf wurde mir befohlen, einem Wächter zu folgen, der mich in das erste Stockwerk begleitete.

Kreischend flog das Schloß einer Zellentür auf: ich befand mich im großherzoglichen badischen Gefängnis! Die Zelle war, nachdem der Wärter mit der Laterne sich entfernt, vollkommen finster, und absolute Stille umgab mich. Mangel an Licht, sowohl in den Zellen als auf den Gängen, gehörte hier zur Hausordnung.

Ich orientierte mich, so gut es ging, indem ich tastend die Wände entlang schlich, fand ein Bett und warf mich angekleidet nieder. Meine Sinne tobten chaotisch durcheinander; ich konnte keinen klaren Gedanken fassen, vermochte mir keine Rechenschaft über das Geschehene zu geben. Das Schicksal brach über mir zusammen, meine Kraft war gelähmt. Wüste Träume ließen mich die ganze Nacht nicht zur Ruhe kommen; fortwährend fuhr ich aus dem Schlummer auf, nicht imstande, mir klar zu machen, wo ich war und was mit mir vorgeht. Als ich endlich mit äußerster Willensanstrengung so weit war, meine Lage einigermaßen klar zu überlegen, erfaßte mich Verzweiflung: Die Auslieferung nach Rußland stand mir bevor, das war im ersten Augenblick die feste Sicherheit für mich! Zwar bestand damals kein Auslieferungsvertrag zwischen Rußland und Deutschland in bezug auf politische Flüchtlinge,* doch hatte ich Gründe, anzunehmen, daß man mich ausliefern würde. — Um dem Leser klar zu machen, was das für mich bedeutete, muß ich einiges aus meiner Vergangenheit mitteilen.

* * *

Genau zehn Jahre vor den geschilderten Vorgängen — im Jahre 1874 — hatte ich mich, damals ein Jüngling von neunzehn

---

* Ein solcher Vertrag wurde erst im Herbst 1885 geschlossen.

Jahren, der sogenannten „propagandistischen Bewegung“ angeschlossen, die zu jener Zeit einen bedeutenden Teil der studierenden Jugend in allen Gegenden Rußlands erfaßt hatte. Wie die meisten der jugendlichen „Propagandisten“ war ich hierbei geleitet von unendlichem Mitleid für die Leiden und Entbehrungen des Volkes. Nach unseren Anschauungen war es heilige Pflicht eines jeden ehrlichen und konsequenten Menschen, der sein Vaterland wirklich liebte, alle Kräfte in den Dienst der Befreiung des Volkes von dem wirtschaftlichen Drucke, der Versklavung, der Barbarei, in der es gehalten werde, zu stellen. Die Jugend, die stets des lebhaftesten Mitgefühls mit dem Unglück anderer fähig ist, konnte nicht gleichgültig bleiben angesichts der trostlosen Lage, in welcher sich der kurz vorher von der Leibeigenschaft befreite Bauer befand. Als einziges Mittel, die bestehende elende materielle Lage und den ganzen auf dem Volke lastenden Druck zu beseitigen, erschien den „Propagandisten“ die soziale Umwälzung in Rußland; der Lehre der Sozialisten Westeuropas folgend, stellten sie sich als Ziel die Abschaffung des Privateigentums an Boden und den Produktionsmitteln und die Überführung derselben in Kollektivbesitz. Die „Propagandisten“ waren fest überzeugt, das Volk würde ohne weiteres ihre Ideen und Bestrebungen erfassen und auf den ersten Appell sich ihnen anschließen. Dieser Glaube erzeugte unendliche Begeisterung, spornte zu schrankenloser Aufopferung für die einmal erfaßte Idee an. Die jungen Männer und Mädchen zögerten keinen Augenblick, ihrer bevorzugten sozialen Lage, der gesicherten Zukunft, die jedem von ihnen innerhalb der bestehenden Ordnung winkte, zu entsagen; ohne jedes Bedenken verließen sie die Lehranstalten, zerrissen rücksichtslos jegliche Familienbande, schlugen ihr persönliches Schicksal in die Schanze, um nur der Idee zu leben, um sich rückhaltlos dieser Idee zu opfern, um alle Kräfte und Mittel der heiligen Sache des Volkes dienstbar zu machen. Jedes persönliche Opfer schien diesen jugendlichen Kämpfern nicht einmal der Rede wert, wo es sich um die große Sache handelte. Die gemeinsamen Ideale, das gemeinsame Ziel und der allen eigene Enthusiasmus ließen die „Propagandisten“ zu einer einzigen, mit allen Herzensbanden zusammenhängenden Familie werden. Es bildete sich ein wahrhaft brüderliches, herzliches und intimes Verhältnis zwischen allen diesen Leuten heraus, vollendeter Altruismus beherrschte sie, und einer war für den anderen zu jedem Opfer bereit. — Nur

in den großen geschichtlichen Momenten, zur Zeit des Martyriums der ersten Christen und der Verfolgung religiöser Sekten, mögen unter den Proselyten derartige persönliche Beziehungen und derartige gehobene Stimmungen geherrscht haben.* Jedoch auch in dieser erlesenen Schar fanden sich, wie das ja überall bei solchen Bewegungen der Fall war, einzelne, die der Strömung nicht gewachsen waren; es fanden sich in ihrer Mitte einige Kleinmütige und selbst solche, die zu Verrätern wurden. Freilich waren es verschwindend wenige. Aber die Geschichte revolutionärer Bewegungen beweist zur Genüge, daß Hunderte der geschicktesten geheimen und öffentlichen Agenten der Regierungen einer im geheimen wirkenden Partei niemals so viel Schaden zufügen können, als ein einziger Verräter aus den eigenen Reihen. — So sollte auch den russischen „Propagandisten" der Verrat verhängnisvoll werden. Ja das Auftauchen von Verrätern gab der Bewegung einen Charakter, den sie sonst wohl niemals erhalten hätte.

Kaum waren im Frühjahr 1874 die jungen Leute, ihrem Plane folgend, an die Arbeit gegangen, indem sie sich als Bauern verkleidet in die Dörfer begaben, um dort für die sozialistischen Ideen zu wirken, als auch schon die Verräter sich bemerkbar machten: zwei oder drei der Eingeweihten denunzierten den Plan und lieferten Hunderte von Leuten den Behörden aus. — Massenhaft fanden Haussuchungen und Verhaftungen statt; die Gendarmen stürzten sich auf Schuldige und Unschuldige; alle Kerker in Rußland waren alsbald überfüllt. In dem einen Jahre wurden über tausend Personen verhaftet. Viele von ihnen erduldeten jahrelang dauernde Einkerkerung unter den furchtbarsten Umständen; manche nahmen sich das Leben, andere verloren den Verstand; viele wurden infolge der Verhaftungen krank und starben vorzeitig.

Man wird es verstehen, welcher grimme Haß unter diesen Verhältnissen in den Reihen der Sozialisten gegen die Verräter, denen so viele Menschenleben zum Opfer gefallen waren, entbrennen mußte. Das namenlose Unglück der Freunde mußte zur Rache reizen; es mußte mit Notwendigkeit der Gedanke auftauchen, die

---

* Der Leser, der sich für diese Periode der russischen revolutionären Bewegung eingehender interessiert, findet Näheres in dem Werke des Professors Thun: „Die Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland", und Stepnjak, „Das unterirdische Rußland".

Verräter zu strafen, durch Einschüchterung denselben das Handwerk zu legen. Zunächst jedoch blieb es bei der theoretischen Erwägung derartiger Pläne; es wurde den „Propagandisten", die sonst äußerst friedliche Menschen waren, wahrhaftig nicht leicht, dem Gedanken die Tat folgen zu lassen. Erst im Sommer 1876 fand der erste Versuch statt, die Einschüchterungstheorie zu verwirklichen. Die näheren Umstände dabei waren folgende:

In Elisawetgrad hatten sich zeitweilig die Mitglieder der damals bekannten revolutionären Gruppe „Kiewer Buntari"* versammelt; auch ich gehörte jener Organisation an. Viele der Mitglieder waren „illegal"**, und auf einige von diesen wurde seit langer Zeit von der Gendarmerie gefahndet, weil ein Verräter namens Gorinowitsch sie angezeigt hatte. Dieser Gorinowitsch war im Jahre 1874 verhaftet worden und schwebte damals in großer Gefahr; er suchte sich zu retten, indem er alles, was er über die Sozialisten wußte, aussagte, und es gelang ihm in der Tat, auf diese Weise sich zu befreien; seine Aussagen hatten sehr vielen geschadet. Es wäre wohl diesem Renegaten ebensowenig ein Haar gekrümmt worden wie so vielen anderen, wenn er fortan die Kreise der Revolutionäre gemieden hätte. Aber ungefähr zwei Jahre nach seiner Entlassung aus der Haft suchte er von neuem sich in diese Kreise einzuschleichen. Er machte sich an einige unerfahrene junge Leute heran, die natürlich keine Ahnung hatten von der Rolle, die er gespielt, und von diesen erfuhr er, daß die Kiewer Organisation sich in Elisawetgrad befinde; er begab sich also dahin und suchte diejenigen Personen zu ermitteln, die er verraten hatte. Doch wurde er von uns erkannt, und wir mußten natürlich zu dem Schlusse kommen, daß er einen neuen Verrat plane. Da beschloß ich mit noch einem Genossen, ihn umzubringen.

In Elisawetgrad selbst durfte die Tat nicht vollbracht werden, weil die Polizei sonst leicht der Organisation auf die Spur kommen konnte. Wir überredeten daher Gorinowitsch, mit uns nach Odessa

---

* „Bunt" bedeutet gleichzeitig Aufstand, Revolte. „Buntari" wäre also mit Verschwörer, in der Tat „Aufwiegler" zu übersetzen. Die Organisation stellte sich die Aufgabe, Bauernrevolten zu organisieren.

** Als „Illegale" werden in der Sprache der russischen Revolutionäre diejenigen bezeichnet, die bereits auf irgendeine Weise den Behörden als Revolutionäre verdächtig sind, und die daher sich unter falschem Namen verbergen. Anmerkungen des Übersetzers.

zu reisen, wo er die Gesuchten finden würde, und er willigte ein. Der Plan war, daß mein Freund auf einem abgelegenen Platze in Odessa den Verräter niedermachen sollte, worauf wir, um die Leiche unkenntlich zu machen, das Gesicht mit Schwefelsäure übergießen wollten. Es kam jedoch so, daß wir den Bewußtlosen für tot hielten. Furchtbar zugerichtet blieb er am Leben und gab der Polizei Auskunft über das gegen ihn verübte Attentat. Verhaftungen und Untersuchungen folgten auf dem Fuße. Mir gelang es damals, mich zu verbergen. Aber im Herbste des nächsten Jahres wurde ich mit anderen Genossen verhaftet; es handelte sich damals um den bekannten „Tschigirinschen Prozeß".* Ich wurde in Kiew eingekerkert, doch gelang es mir, im Frühjahr 1878 gemeinsam mit Stefanowitsch und Bochanowski zu entfliehen.

Den wegen des Attentats gegen Gorinowitsch Angeklagten wurde der Prozeß erst im Dezember 1879 gemacht, zu einer Zeit, wo bereits der rote wie der weiße Terrorismus aufgelodert war. Nach einer ganzen Reihe von Attentaten gegen verschiedene Repräsentanten der Staatsgewalt hatten die Revolutionäre zu jener Zeit ihre ganze Kraft darauf konzentriert, Alexander II. umzubringen. Die terroristische Bewegung bekämpfte die Regierung durch Ausnahmegesetze, Kriegsgerichte und Todesurteile, wobei eine große Anzahl von Leuten hingerichtet wurde, die absolut keinen Anteil an jenen Taten hatten. — Einige Tage vor Beginn des Prozesses in Sachen des Attentats gegen Gorinowitsch, nachdem den Angeklagten bereits die Anklage bekannt gemacht worden war, die sie mit relativ gelinden Strafen bedrohte, hatten die Terroristen am 19. November auf der Moskauer Linie einen Zug in die Luft gesprengt, in dem man den Zaren vermutete. Die Regierung beschloß, hierfür an den des Anschlags gegen Gorinowitsch Angeklagten Rache zu nehmen. Von diesen Angeklagten war nur ein einziger

* Die Bauern des Kreises Tschigirin im Kiewer Gouvernement wollten bei der Befreiung das ihnen zugeteilte Land nicht in Privatbesitz übernehmen, sondern sie wollten das Gemeindeeigentum am Boden, wie es im Norden bestand. Die Regierung ergriff im Jahre 1875 drakonische Maßregeln: Exekutionen, Dragonaden, Verfolgungen aller Art; die Bauern blieben fest. Die Revolutionäre, unter anderen Stefanowitsch Bochanowski und ich, beschlossen daher, einen Aufstand unter den Tschigirinern zu organisieren. Unsere Pläne scheiterten, wir wurden verhaftet, und es wurde der Tschigirinsche Prozeß angezettelt.

direkt an der Tat beteiligt, und alle waren sie bereits zwei oder drei Jahre vor Beginn der terroristischen Bewegung verhaftet worden; sie konnten also unter keinen Umständen für diese Bewegung verantwortlich gemacht werden. Trotzdem wurde beschlossen, durch ein grausames Urteil ein „Exempel zu statuieren". — Drei der Angeklagten, Drebjasgin, Malinka und Maidanski, wurden zum Tode durch den Strang verurteilt und am 3. Dezember hingerichtet; zwei, Kostjurin und Jankowski, zu Zwangsarbeit verurteilt und der Verräter Krajew freigesprochen.

Hätten mich diese Richter in ihre Gewalt bekommen, mein Schicksal wäre besiegelt gewesen. Ich war jedoch zu Beginn des Jahres 1880 nach dem Auslande geflüchtet und hatte mich bis zur Zeit des beschriebenen Vorgangs in Freiburg in der Schweiz aufgehalten.

Hiernach dürfte es klar sein, welche Stimmung mich bei dem Gedanken an die Auslieferung nach Rußland befiel.

II

Die Ursache meiner Verhaftung. — Professor Thun. Meine Verteidigung. — Fluchtpläne. — Der Rechtsanwalt.

In Deutschland, als einem Rechtsstaate, besteht die gesetzliche Bestimmung, kraft deren niemand länger als vierundzwanzig Stunden ohne richterliche Verfügung inhaftiert werden darf. Mir, dem Ausländer gegenüber hielt man sich jedoch nicht so genau hieran gebunden, und es vergingen zwei Tage, bevor ich dem Richter zugeführt wurde. Nachdem der Richter die üblichen Fragen nach Namen, Herkunft und Stand gestellt, erklärte er mir, daß ich als Ausländer, dessen Personalien nicht sofort festgestellt werden können, in Haft bleiben müsse. Ich könnte zwar, fügte er hinzu, gegen diese seine Bestimmung Beschwerde erheben, aber nützen würde mir das nichts. In der Tat wurde meine diesbezügliche Beschwerde abgewiesen.

So war ich denn nach diesem Verhör ebenso klug in bezug auf die Veranlassung zu meiner Verhaftung wie vorher. Nach wie vor stellte ich die verschiedensten Vermutungen hierüber an. — Die Ungewißheit ist stets ein qualvoller Zustand, aber am meisten haben darunter Gefangene zu leiden. In meiner Lage wurde diese Ungewißheit zur schlimmsten Seelenfolter. — Erst nach drei Tagen, die mir endlos erschienen, wurde ich wieder vor den Untersuchungsrichter geführt. Nachdem abermals die üblichen Personalienfragen erörtert waren, fragte er mich, ob mir die Ursache meiner Inhaftierung bekannt wäre? Als ich dies verneinte, gab er mir folgende Aufklärung:

Einige Tage vor meiner Ankunft aus Basel waren aus demselben Orte zwei Männer eingetroffen, der schweizer Sozialist G. und der Pole Jablonski; sie waren ebenfalls im „Freiburger Hof" abgestiegen und hatten ebenfalls in ihren Koffern Bücher mitgebracht. Diese Bücher hatten sie alsdann nach Breslau gesandt unter der Adresse eines Mannes, der einige Tage zuvor auf Grund des Sozialistengesetzes verhaftet worden war. Infolgedessen waren die Postpakete von der Polizei beschlagnahmt und darin sozialistische

Broschüren in polnischer Sprache gefunden worden, die in Deutschland verboten waren. Da die Absender als Adresse den „Freiburger Hof" angegeben hatten, waren die Broschüren nach Freiburg zurückgesandt worden, um gegen die Absender die Untersuchung einzuleiten. Es war daher dem Gasthofe Befehl erteilt worden, im Falle die Genannten oder andere verdächtige Personen aus der Schweiz dort eintreffen sollten, die Polizei zu benachrichtigen. Dies war also die Ursache, daß der Hoteldiener, als er erfuhr, daß ich Bücher im Koffer habe, nach Beratung mit dem Hotelier Anzeige erstattet hatte, worauf die Polizei erschien. Der Agent hatte unter den Büchern eines gefunden, das äußerlich einem von denen ähnlich sah, die sich in den Breslauer Paketen befanden, den „Kalender der Narodnaja Wolja"; zumal er dann bei mir einige Exemplare des „Sozialdemokrat" fand, lag hinreichender Verdacht vor, der meine Verhaftung veranlaßte. Es wurde daher die Anklage erhoben, daß ich im Verein mit anderen Personen mich der Verbreitung polnischer, in Deutschland verbotener Schriften schuldig gemacht habe.

Bei dieser Sachlage war es mir nicht schwer, die Anklage zu widerlegen. Unter meinen Büchern fand sich nicht ein einziges polnisches, überhaupt keines, gegen das ein Verbot in Deutschland ergangen war; der Besitz einiger Exemplare des „Sozialdemokrat" involvierte noch kein Vergehen. Die Untersuchung reduzierte sich somit darauf, ob ich mit jenen Personen in Verbindung stand, und ob ich nicht dennoch in Deutschland verbotene Schriften verbreitet hätte.

Der Zufall allein hatte somit zu meiner Verhaftung geführt. — „Wären Sie nicht im ‚Freiburger Hof' abgestiegen, hätte niemand daran gedacht, Sie zu verhaften," meinte der Untersuchungsrichter, Herr Leiblein.

Nachdem ich das erfahren, wurde mir leichter zu Mute. — „Es ist also vorläufig noch nicht alles verloren," überlegte ich; „möglich, daß die Sache glatt abläuft und ich bald freigelassen werde; wenn nur die russische Regierung aus dem Spiele bleibt." — Das ungefähr waren die Gedanken, die mich beschäftigten, während der Untersuchungsrichter das Protokoll niederschrieb. Ganz unvermittelt sagte er dann, auf einen Herrn deutend, der etwas abseits an einem Tische saß: „Das ist der Übersetzer, der uns in Ihrer Sache unterstützt, ein Professor unserer Universität . . ."

Ich hatte nicht genau hingehört. Während des Verhörs hatte ich mich bereits einigemal nach jenem Herrn umgeschaut; er schien mir bekannt, und seine Anwesenheit beunruhigte mich unwillkürlich.

„Sie können mit dem Herrn Professor sich russisch unterhalten," schloß Herr Leiblein, als er für kurze Zeit das Zimmer verließ, um ein Schriftstück zu holen.

„Erkennen Sie mich nicht wieder?" wandte sich der Übersetzer an mich.

„Professor Thun?!" rief ich, im höchsten Grade erstaunt.

„Freilich! Habe ich mich denn so verändert, daß Sie mich nicht gleich erkannten?" Er erwartete jedoch kaum eine Antwort auf seine Frage und fügte unvermittelt hinzu: „Also, wie kann ich Ihnen helfen?"

„Wissen Sie, wer ich eigentlich bin?" fragte ich, statt zu antworten, und es überlief mich kalt.

„Allerdings, ich kenne Ihren wirklichen Namen ... Aber erschrecken brauchen Sie deshalb nicht! Sie sind ja ganz bleich geworden."

In der Tat hatten mir seine Erklärungen einen nicht gelinden Schrecken eingejagt.

Ich hatte Professor Thun ungefähr anderthalb Jahre vor dem in Rede stehenden Vorgang kennen gelernt, und zwar in Basel, wohin ich mich begeben hatte, um etwas abseits von den Kolonien russischer Flüchtlinge zu sein. Ich war an der Universität immatrikuliert und hörte Nationalökonomie und Statistik bei Professor Thun. Einer der Baseler Arbeiterführer, Karl Moor, hatte mich persönlich mit dem Professor bekannt gemacht, der mich einfach für einen russischen Studenten hielt, meinen wirklichen Namen damals nicht kannte, sondern den angenommenen Namen Nikolaus Kridner. Er hatte mich aufgefordert, ihn zu besuchen, und mich in seinen Plan, eine Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland zu schreiben, eingeweiht. Von diesem Plane hatte ich bereits vorher erfahren, und zum Teil hatte mich das nach Basel gelockt. — Professor Thun war ein geborener Rheinländer, hatte in Dorpat studiert und dann einige Jahre im Innern Rußlands zugebracht, sprach daher geläufig Russisch und wußte in russischen Verhältnissen ziemlich gut Bescheid. Als er aus unseren Gesprächen ersah, daß mir die Geschichte der russischen revolutionären Bewegung nicht unbekannt sei, schlug er mir vor, ihm bei der Arbeit

zu helfen, was ich natürlich mit Freuden annahm. So kam es, daß wir ziemlich intim bekannt wurden.

Auf diese Weise lernte ich denn auch die Anschauungen kennen, die Professor Thun in bezug auf die russischen Terroristen und ihre Taten hegte; er verdammte sie rückhaltlos. Seiner Überzeugung nach war es Pflicht der europäischen Regierungen, solchen Personen das Asylrecht zu verweigern und sie wie gewöhnliche Verbrecher der russischen Regierung auszuliefern. Besonders erinnerte ich mich lebhaft des folgenden Vorganges. Professor Thun hatte im Baseler „Freisinnigen Verein" vor einem zahlreichen Publikum einen Vortrag gehalten über „zwei Episoden der russischen revolutionären Bewegung". Diese Episoden waren: das Attentat gegen Alexander II. und der Tschigiriner Prozeß. Als er auf den letzteren zu sprechen kam, beschrieb er eingehend, wie „Stefanowitsch, Bochanowski und Deutsch aus der Kiewer Feste ausgebrochen waren", und schloß mit der Bemerkung, daß derartige Verbrecher im Auslande weilen und daß „es leider" bisher nicht gelungen sei, ihrer habhaft zu werden.

Ich hatte dann Gelegenheit, nach dem Referat mit ihm über diese Dinge zu sprechen, und empfing den Eindruck, daß wenn Professor Thun meinen wirklichen Namen kennen würde, er zweifellos nicht nur den Verkehr mit mir abbrechen, sondern unter Umständen vielleicht bereit sein würde, mitzuwirken, daß man meiner „habhaft werde". Das veranlaßte mich denn auch, meine persönlichen Beziehungen zu ihm auf ein Minimum zu reduzieren, und bald darauf verließ ich Basel.

Jetzt stand ich diesem Manne plötzlich als Gefangener gegenüber, und er wußte, wer ich bin! Man male sich also meine Empfindungen aus.

„Woher wissen Sie meinen Namen?" fragte ich, vor Erregung bebend.

„Ihr Freund Karl Moor hat ihn mir mitgeteilt, als Sie Basel verlassen hatten."

„Und obwohl Sie wissen, wer ich bin, bieten Sie mir Ihre Hilfe an?" fragte ich erstaunt.

„Ja; sagen Sie, womit Ihnen gedient ist, und ich will tun, was ich kann."

Ich konnte es kaum fassen, aber ein Blick in seine Augen sagte mir, daß ich ihm vertrauen dürfe. Es war jenes intuitive Ver-

trauen, das man zu einem Menschen faßt und das dann auch grenzenlos ist.

„Ich danke Ihnen," sagte ich. „Also, wenn es mir nicht gelingt, auf legalem Wege aus diesem Gefängnis zu kommen, werde ich versuchen zu fliehen. Würden Sie mir beistehen?"

„Einverstanden," sagte er einfach und ernst.

Ich konnte es noch immer nicht fassen; derselbe deutsche Professor, der in meiner Gegenwart öffentlich sein Bedauern darüber geäußert hatte, daß die Schergen des Zarismus meiner noch nicht „habhaft" geworden sind, mit anderen Worten, daß ich noch nicht am Galgen hing, derselbe Mann bietet mir seine Hilfe, um aus einem deutschen Kerker zu fliehen!

Er lieferte mir jedoch unverzüglich den Beweis, wie ernst es ihm war.

Als Übersetzer war er im Besitz aller Bücher, Briefe usw., die man mir abgenommen hatte. Er nahm mein Notizbuch, das man ihm ebenfalls eingehändigt hatte, bot es mir an und gab mir den Rat, einige Seiten, auf denen, wie er bemerkt hatte, Adressen eingetragen waren, welche mir schaden konnten, zu vernichten. Ich machte natürlich sofort Gebrauch davon.

Dann schlug ich ihm vor, er möchte unverzüglich nach Zürich reisen, dort meinem Freunde Axelrod mitteilen, was vorgefallen, ihn instruieren, wie er bei meiner Befreiung auf legaler Weise mitwirken könne, schließlich mit ihm die Mittel zur Bewerkstelligung meiner eventuellen Flucht zu erwägen, im Falle die Gefahr entsteht, daß die deutsche Regierung mich an Rußland ausliefere.

Diesen Auftrag erfüllte Professor Thun aufs genaueste, und während meiner Haft in Freiburg erwies er mir unendlich viele Liebesdienste, wobei er ernstlich Gefahr lief, seine Stellung zu kompromittieren. So veranstaltete er geheime Zusammenkünfte in der Freiburger Kathedrale mit meinen Freunden, die herbeigeeilt waren, um im Notfalle mir behilflich zu sein; er vermittelte den brieflichen und mündlichen Verkehr zwischen mir und meinen Genossen usw. Da er beständig zu mir Zutritt hatte, infolge des Vertrauens, das ihm die Gerichtsbehörde als einem angesehenen Professor entgegenbrachte, ließ er mich öfters in das Übersetzerbureau rufen, wo wir ungestört verhandelten oder auch plauderten. Bei diesen Besuchen sah ich, wie er von ganzem Herzen bestrebt war, mir zu helfen. Das ging so weit, daß er mir seine Wohnung als Zufluchtsort

anbot, wenn ich gezwungen wäre zu fliehen. Zuweilen machte er sich dabei über seine eigene Rolle lustig.

„Nun schau einer an," sagte er lachend, „ich, ein deutscher Professor in Amt und Würden, bin zu einem russischen Verschwörer geworden, und die friedliche badische Stadt ist der Schauplatz einer Verschwörung."

Aus dem Verkehr mit dem Untersuchungsrichter wußte er genau, wie meine Sache stand, und hielt mich natürlich darüber auf dem laufenden.

* * *

Bei dem ersten Verhör gab ich dem Untersuchungsrichter folgende Darstellung der Sachlage:

Ich bin als russischer Student studienhalber ins Ausland gegangen. Hier habe ich geheiratet und habe ein Kind. Bisher hielt ich mich in der Schweiz auf, jetzt wollte ich in Freiburg bleiben, wohin meine Frau, die in Zürich weilt, mir folgen sollte. Meinen Unterhalt erwarb ich zum Teil durch literarische Arbeiten, zum Teil bestritt ich ihn aus eigenen Mitteln. In der Schweiz besuchte ich die Universität als Hospitant.* Was meine politischen Anschauungen anbetrifft, so war ich in dieser Beziehung bisher nicht zur vollen Klarheit gelangt; während meines Aufenthalts in der Schweiz jedoch wurde ich unter dem Einfluß der deutschen Literatur Anhänger der Sozialdemokratie und beschloß, soweit meine Kräfte reichen zur Verbreitung dieser Anschauungen in meinem Vaterlande zu wirken.** Als ich aus verschiedenen Gründen beschloß, nach Deutschland zu übersiedeln, nahm ich die bei mir vorgefundenen sozialdemokratischen Schriften mit, um sie hier eventuell an Lands-

---

* Diese Angaben waren insofern notwendig, als Buligin, auf dessen Paß ich reiste, verheiratet war, mit Frau und Kind in Zürich weilte und dort die Universität besuchte.

** Das entsprach so ziemlich der Wirklichkeit. Etwa ein Jahr vor den hier geschilderten Vorgängen, im Sommer 1883, hatten Plechanow, Wera Sassulitsch, Axelrod und ich die sozialdemokratische Organisation „Zur Befreiung der Arbeit" begründet; Zweck dieser Organisation war die Verbreitung der Marxschen Lehre in Rußland durch Übersetzungen und Originalabhandlungen. Die Schriften, die ich in meinem Koffer führte, waren eben dieser Art, die Erstlinge unserer schriftstellerischen Tätigkeit, die vor kurzem die Druckerpresse in der eigens hierfür errichteten Druckerei verlassen hatten.

leute zu verkaufen. Diese Schriften sind in Deutschland nicht verboten, ihr Besitz involviert daher nicht im entferntesten ein Vergehen, geschweige denn ein Verbrechen gegen deutsche Reichsgesetze.

„Und nun," schloß ich, „werde ich in der freien deutschen Stadt, in Freiburg, ohne jede gesetzliche Grundlage verhaftet! Verhaftet ohne Einhaltung irgendwelcher gesetzlicher Formalitäten, allen möglichen Erniedrigungen unterworfen, in den Kerker gesperrt wie ein gemeiner Verbrecher. Dessen nicht genug: in meiner Gegenwart erdreistet sich die Polizei, eine freie Bürgerin des deutschen Staates ohne jeden Anlaß wie eine Dirne, wie eine Verbrecherin anzugreifen und zu verhaften. Da möchte ich doch wirklich fragen: Welcher Unterschied besteht zwischen dem konstitutionellen Rechtsstaate Deutschland und dem absolutistisch-despotischen Rußland? Schlimmer kann schließlich auch niemand in Rußland behandelt werden!"

Diese Worte schienen einigen Eindruck auf den Richter gemacht zu haben. Er schritt aufgeregt auf und ab, indem er dem Schreiber meine Aussagen diktierte, gab mir wiederholt sein Mitgefühl kund und äußerte sein scharfes Mißfallen über das Verhalten der Polizei bei meiner und der jungen Dame Verhaftungen. An einer Stelle meinte er: „Ganz wie bei Shakespeare: ‚Aber das Tuch, das Tuch!'"

Ich hatte den Eindruck, daß der Mann auf meiner Seite war. Später bestätigte mir auch Professor Thun, daß Herr Leiblein erklärt hatte, ihm komme die Sache durchaus harmlos vor, seiner Meinung nach werde hier ein „vollkommen Unschuldiger" in Haft gehalten, und er hoffe, ich werde bald in Freiheit gesetzt werden.

So hatte ich denn begründete Hoffnung, auf vollständig legalem Wege das deutsche Gefängnis verlassen zu können. Trotzdem stiegen immer wieder Zweifel in mir auf, und der Gedanke an die Flucht kam immer von neuem. In der ersten Zeit meiner Haft wäre diese Flucht bei einiger Hilfe von auswärts auch durchaus nicht schwierig gewesen.

Als ich so zwischen Hoffnung und Fluchtplänen hin und her schwankte, wurde ich eines Tags in das Besuchszimmer geführt. Ich erwartete, dort Professor Thun zu finden, und war erstaunt, als ich einem mir gänzlich unbekannten Manne gegenüberstand. Er nannte mir seinen Namen, der mir leider jetzt entfallen ist, und teilte mir mit, er sei Rechtsanwalt, und meine Freunde hätten ihn aufgefordert, meine Verteidigung zu führen; er gerierte sich sofort als Mitglied der deutschen Sozialdemokratie, als Parteigenosse und

forderte mich auf, ganz offen gegen ihn zu sein, da meine Freunde ihm bereits alles, was meine Vergangenheit anbetreffe, erzählt hätten.

„Sie wollen einen Fluchtversuch unternehmen?“ fragte er mich im Flüsterton, und als ich bejahte, erwiderte er eifrig: „Das wäre ein unverzeihlicher Schritt Ihrerseits! Ich habe soeben die Akten eingesehen. Ihre Sache steht sehr günstig, und ich zweifle nicht, daß man Sie bald freiläßt. Warum wollen Sie sich der Gefahr einer Flucht aussetzen? Mißlingt der Versuch, dann verschlimmern Sie Ihre Lage bedeutend. Ich habe auch mit dem Untersuchungsrichter gesprochen; er ist überzeugt, daß nichts von Bedeutung gegen Sie vorliegt. Sobald die Recherchen über Ihre Personalien in der Schweiz ein günstiges Resultat ergeben, wird man Sie freilassen.“

„Nun, und wenn man gleichzeitig Recherchen über meine Personalien in Rußland anstellt?“ wendete ich ein.

„Es liegt nicht der geringste Grund für eine solche Annahme vor,“ erwiderte der Jurist. „Ein solches Vorhaben müßte doch auf irgendeine Weise sich bemerkbar machen. Wir haben doch schließlich hier in Deutschland nicht russische Zustände, das Verfahren ist nicht geheim. Im Gegenteil, das Gesetz bestimmt, daß die Untersuchung nicht geheim gehalten werden darf, und mir, als Ihrem Rechtsbeistand, sind anstandslos alle Akten in Ihrer Angelegenheit ausgeliefert worden. Es müßte also in diesen Akten irgendwo erwähnt sein, daß man sich mit Rußland verständigen wolle. Bei unserem Prozeßverfahren ist es absolut ausgeschlossen, daß eine derart komplizierte Erhebung geheim bleiben sollte.“

„Ja,“ warf ich ein, „woher haben Sie aber die Gewißheit, daß nicht die Gerichtsbehörde, wohl aber die administrativen oder politischen Behörden unterdessen mit den russischen sich ins Einvernehmen setzen?“

„Verwaltung und Polizei dürfen sich in Deutschland nicht unaufgefordert in Gerichtssachen mischen. Sie wurden verhaftet, weil Gründe für die Annahme vorlagen, daß Sie in Beziehung mit Personen stehen, die in Deutschland strafrechtlich verfolgt werden; sind Sie jedoch einmal freigesprochen — und weder ich noch der Untersuchungsrichter haben den geringsten Zweifel, daß man Sie freispricht —, so werden Sie unbedingt entlassen; es handelt sich einzig um die Bestätigung Ihrer Personalien in der Schweiz. Sie können

sich darauf verlassen: als deutscher Jurist kenne ich doch unser Gesetz und Gerichtsverfahren; Sie dagegen urteilen auf Grund der russischen Zustände, die aber absolut andere sind."

Zwar sagte mir eine innere Stimme, daß der deutschen Gesetzmäßigkeit nicht so ganz zu trauen sei, aber Vernunftgründe hatte ich nicht zur Verfügung, da mir ja in der Tat die deutschen Verhältnisse gänzlich fremd waren, und ein Fluchtversuch, wenn auch in der ersten Zeit leicht zu bewerkstelligen, schloß doch immerhin ein bedeutendes Risiko ein; niemand konnte für den Ausgang garantieren. Diese Erwägungen führten mich dazu, die Fluchtpläne zwar nicht ganz aufzugeben, aber doch zu verschieben, bis Beweise vorlagen, daß die deutschen Behörden sich über meine Person mit der russischen Regierung ins Einvernehmen setzten. Es schien, daß derartige Schritte mir nicht verborgen bleiben würden, hatte ich doch den angesehenen und einflußreichen Professor Thun auf meiner Seite, zu dem die Freiburger und badischen Behörden in besten Beziehungen standen; es mußte also gelingen, durch ihn Nachricht zu erhalten, ob und was gegen mich geplant war.

III

Ungewißheit. — Gefängniszustände. — Der Herr Staatsanwalt. Zellenwechsel.

Lange Zeit noch mußte ich im Freiburger Gefängnis bleiben, fortwährend zwischen der Hoffnung auf baldige Befreiung und der Verzweiflung, daß man mich an Rußland ausliefern würde, hin und her schwankend. Jeden Tag änderte sich daher meine Gemütsstimmung sehr oft. Dieser ewige Wechsel wirkte furchtbar deprimierend auf mich. Tödlich langsam schleppte sich die Zeit hin; endlos wurden die Tage, obgleich ich mich auf alle mögliche Weise zu beschäftigen suchte. Mit Büchern war ich versehen; dafür sorgten meine Kameraden und Professor Thun; Schreibzeug hatte man mir bewilligt. So las ich denn viel und suchte meine Gedanken, Eindrücke und selbst Erinnerungen zu Papier zu bringen.

Aber nicht nur die Ungewißheit des eigenen Schicksals und die quälende Befürchtung einer Auslieferung an Rußland wirkten auf mich ein, auch der Gedanke an das Schicksal meiner Freunde und die weitere Entwicklung des „Bundes für Befreiung der Arbeit" machte mir Sorgen. Unsere junge Organisation war noch im Stadium des Werdens. Wir waren ein an Zahl geringes Häuflein, und die Mittel waren gar karg. Als ich nach Deutschland ging, um unsere Erstlinge über die Grenze zu schaffen, hatte ich gleichzeitig den Plan, den Transport für die Zukunft zu organisieren. Nebenbei hatte ich noch verschiedene Angelegenheiten sowohl in bezug auf die Geldbeschaffung als auf die Organisation zu erledigen. Bei meiner Abreise aus der Schweiz hatte ich gleichfalls eine Menge der verschiedensten Geschäfte zurückgelassen, die meine möglichst baldige Rückkehr erforderten. Alle meine Genossen hatten die Hände voll zu tun, jedem war die Zeit kostbar. Und nun saß ich nicht nur hier im Gefängnis, verdammt zur Untätigkeit, sondern auch alle übrigen Mitglieder unseres Bundes waren in ihrer Tätigkeit gelähmt, weil sie den Lauf meiner Affäre verfolgen mußten, um auf diese oder jene Weise für meine Befreiung zu wirken. Das Bewußtsein, an dieser Hemmung unserer Zukunftspläne, wenn auch unfreiwillig, schuld zu sein, wirkte niederschlagend auf mich. Schon diese Dinge allein steigerten meine Ungeduld aufs höchste.

Meine Lage kann man sich, glaube ich, vorstellen, wenn man sich einen Menschen denkt, der ein höchst wichtiges und dringendes Geschäft zu besorgen hat und plötzlich ein Bein bricht, so daß er, statt sein Ziel zu erreichen, ins Krankenhaus gerät. Aber dieser Bedauernswerte würde dann von seinem physischen Schmerz gänzlich beherrscht; ich dagegen war frei von solchem Schmerz, aber gerade deshalb steigerten sich meine seelischen Folterqualen ins unendliche.

* * *

Die Zustände im Gefängnis ließen manches zu wünschen übrig. In der ersten Zeit war mir die Gefängnisordnung geradezu unausstehlich, bis ich mich dann allmählich an die deutschen Einrichtungen gewöhnte. — Wie bereits erwähnt, werden die Zellen bei Nacht niemals beleuchtet, und den Gefangenen bleibt dann nichts weiter übrig, als die ganze lange Zeit zu verschlafen. Wie ich später erfuhr, verweigerte man Licht aus Furcht vor Feuersgefahr, und aus demselben Grunde war das Rauchen verboten; was aber hier brennen sollte, war mir nicht recht klar, da außer den Türen, den Fensterrahmen und den Fußböden kein Holz vorhanden und das Gebäude ein massiver Steinbau war.* Dieser Zwang, die langen Abende ohne Licht zuzubringen, und das Rauchverbot müssen jedenfalls von vielen nicht nur als Entbehrung, sondern direkt als harte Strafe empfunden werden. Zu strafen hatte man aber in diesem Gefängnis überhaupt kein Recht, da es sich ja um Leute handelte, deren Schuld noch gar nicht erwiesen war.

Das Verhalten des Gefängnispersonals den Gefangenen gegenüber war jedenfalls von Milde recht weit entfernt. Mir passierte zum Beispiel gleich in den ersten Tagen folgendes: Der Spaziergang im Gefängnishofe war für alle Insassen eines Korridors gemeinsam; im Gänsemarsch mußten wir beständig herumtrotten, immer einige Schritte einer von dem anderen entfernt. Man kommt

---

* Später, während meines Aufenthalts in Sibirien, fiel mir oft diese übertriebene Vorsorge in dem deutschen Gefängnis ein. Dort werden Tausende von Gefangenen, die zu Zwangsarbeit oder Verbannung verurteilt sind, in alten hölzernen Baracken untergebracht, die als Gefängnis und Etappenstationen dienen; stets werden diese Bauten beleuchtet und wird den Gefangenen das Rauchen ruhig gestattet. An Feuersgefahr denkt kein Mensch in diesen Gefängnissen.

sich dabei vor wie ein Gaul, der am Seil in der Reitbahn herumgetrieben wird, und wie ich empfinden viele Gefangene diese Prozedur als eine beleidigende Erniedrigung und verzichten lieber ganz auf die Gelegenheit, frische Luft zu schöpfen. Bei einem solchen Spaziergang nun sah ich eines Tages, wie der militärische Wachtposten im Gefängnishofe abgelöst wurde. Das Schauspiel des deutschen Stechschrittes und der Gewehrgriffe war mir neu, und unwillkürlich blieb ich einen Moment stehen und störte damit die schöne Ordnung, indem ich den Abstand gegen meine Vorder- und Hintermänner nicht wahrte und vielleicht auch einen halben Schritt aus der Linie kam. Plötzlich fühlte ich, wie mich jemand an der Schulter packte und unter grobem Geschimpfe fortzerrte. Ich wußte nicht recht, was mir geschah, und kam erst zur Besinnung, als mich der Schließer in der Zelle, wohin er mich geschleppt hatte, anschnauzte. Der Mann gebärdete sich wie besessen und drohte, er würde mir den Spaziergang entziehen, wenn ich mich noch einmal unterstehe, mich derart zu betragen. Anfangs konnte ich absolut nicht begreifen, welches Verbrechen ich begangen haben sollte. Als ich dann dahinter kam, daß es sich einzig um den sekundenlangen unwillkürlichen Aufenthalt handelte, kam die Reihe wütend zu werden an mich, das war mir doch zu bunt! Jetzt fuhr ich den Wärter an, wie er sich unterstehen könne, mich derart zu behandeln; selbst ein Sträfling brauche es sich nicht gefallen zu lassen, daß man ihn puffe und zerre, wenn er zufällig aus der Reihe komme; und wenn ein so harmloser Vorgang derart als Verbrechen gegen die deutsche Gefängnisordnung betrachtet werde, so sei es verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, mir das vorher zu sagen, ich würde mir eine solche Behandlung noch lange nicht gefallen lassen usw. Das wirkte; der Mann zog alsbald sanftere Saiten auf, und seither standen wir auf friedlichem Fuße miteinander.

Die Kost im Gefängnis war quantitativ unbedingt ungenügend, reichte auf keinen Fall zur Sättigung eines erwachsenen Menschen. Wenn ich mich recht erinnere, bestand sie aus anderthalb Pfund Roggenbrot täglich, und zweimal am Tage wurde irgendeine Suppe oder ein Brei verabreicht. Fleisch bekamen die Gefangenen im ersten Monat nur zweimal wöchentlich und dabei in ganz mikroskopischen Portionen. Selbst die Wächter gaben zu, daß ein Gefangener, der nicht die Mittel besitzt, Extrakost zu bestreiten, sich nicht sattessen kann.

Die Zellen dagegen im ersten Stock, besonders soweit die Fenster nach der Straße lagen wie in der Zelle, die ich zu Anfang inne hatte, waren geräumig, hell und sauber. An Möbeln war ein Tisch vorhanden, ein Schemel und ein Bett; dieses bestand aus einer Matratze, einem Strohkissen und einer dünnen wollenen Decke. In einem Winkel der Zelle stand der Ofen, der vom Korridor aus geheizt wurde und von unten bis oben mit einem starken Eisengitter umgeben war; dies um einen Fluchtversuch durch den Kamin zu verhindern. An einer der Wände hing die Hausordnung, in der den Inhaftierten die verschiedensten Disziplinarstrafen für die geringfügigsten Übertretungen der Vorschriften angedroht wurden. Alle diese Vorschriften hatten den Zweck, der Verwaltung Mühe zu sparen und den Unterhalt der Inhaftierten möglichst sparsam zu gestalten. Auf den Inhaftierten wurde nicht die geringste Rücksicht genommen. Das eigentümliche war eben, daß in diesem Untersuchungsgefängnis die Inhaftierten nicht behandelt wurden als Leute, deren Schuld erst noch festgestellt werden soll, sondern schlechthin als Verbrecher, die ohne weiteres einer Strafe unterworfen werden, mit denen die Gefängnisverwaltung nach eigenem Ermessen verfahren darf. Dies wurde mir besonders bei folgender Gelegenheit deutlich:

Eines Tags wurde ich aus der Zelle in den Korridor im Erdgeschoß geführt, wo bereits eine Anzahl Gefangener längs der Wand aufgestellt waren; sie schienen etwas zu erwarten; auch mir wurde ein Platz angewiesen. Ich wünschte nun zu erfahren, was denn eigentlich los sei. Nachdem ich meine Frage mehrmals vergeblich wiederholt hatte, erklärte mir schließlich der Oberaufseher, der katholische Geistliche sei da und wünsche alle Gefangenen zu sprechen, die einzeln, der Reihe nach zu ihm geführt würden. Ich erklärte darauf rundheraus, daß ich als Sozialist absolut nichts mit dem katholischen noch sonst einem Geistlichen zu tun habe, und daher bitte, mich unverzüglich in meine Zelle zu bringen. Das schien dem Manne furchtbar komisch, und er schlug ein ironisches Gelächter an.

„Was Sie wollen, ist uns ganz egal; er will Sie sehen, und deshalb werden Sie ihm vorgeführt."

Die Schließer, die dabei standen, wollten sich vor Lachen ausschütten. Sie taten, als wäre etwas Unglaubliches geschehen, indem ich einen Willen äußerte, und amüsierten sich über den

russischen Barbaren, der in einem deutschen Gefängnis, und wenn's auch nur ein Untersuchungsgefängnis war, sich einbildet, Überzeugungen und Meinungen äußern zu dürfen. Und wirklich blieb mir nichts anderes übrig, als mich dem Geistlichen vorführen zu lassen. Unsere Unterredung war allerdings sehr kurz; auf seine Frage nach meiner Religion, antwortete ich ihm, daß ich als Sozialdemokrat keiner Kirche angehöre, worauf er mich mitleidsvoll anblickte und sofort entließ.

Ungemein lästig war auch das sonderbare Spionagesystem in diesem Gefängnis, besonders in der ersten Zeit. Oft, wenn ich mich in ein Buch vertieft hatte oder schrieb, tauchte plötzlich ein Schließer vor mir auf; er hatte sich auf den Zehen herbeigeschlichen, lautlos die Tür geöffnet und spähte umher. Bei mir hatte er es darauf abgesehen, mich abzufassen, wenn ich aus dem Fenster zu schauen wagte, eine Zerstreuung, die in der Hausordnung streng verboten war.

Geradezu lächerlich war die übertriebene Sorgfalt, mit der nicht nur in diesem, sondern auch in anderen deutschen Gefängnissen, die ich zu sehen bekam, die Gefangenen und ihre Sachen visitiert wurden. So zum Beispiel hatte ein Dutzend Orangen, die mir meine Freunde zuschickten, das Mißtrauen der Wächter erregt, und pflichtschuldigst hatte man jede einzelne Frucht in vier Teile zerschnitten, um zu untersuchen, ob nichts darin war. Das ging doch wirklich schon über Sinn und Verstand; kann man sich wohl vorstellen, daß man eine Attrappe herstellen kann, die einer Orange so ähnlich wäre, daß man sie nicht als solche erkennt, ohne sie aufschneiden zu müssen? Die russischen Gendarmen, die doch gewiß gerieben und mit allen Hunden gehetzt sind, bemühen sich meines Wissens niemals, das innerste Wesen einer Orange oder eines Apfels zu erforschen. Ihren Zweck erreichten die braven Leute trotz des ausgeklügelten Verfahrens doch nicht; auch in deutschen Gefängnissen ist der „Kassiber", der Zettel mit Mitteilungen von und für Häftlinge, gang und gäbe, und keine Visitation war imstande, zu verhindern, daß ich streng verbotene Dinge durch alle deutschen Gefängnisse führte. All diese kleinlichen Schikanen und Formalitäten ärgern und verstimmen einen aber aufs äußerste. Besonders in der ersten Zeit waren sie mir wie gesagt unerträglich. Allmählich gewöhnte ich mich denn an die deutschen Gefängnissitten, auch das Personal gab seinen Übereifer mir gegenüber auf und wurde zu-

traulicher. Hierbei mochte der Umstand eine Rolle spielen, daß ich ein Fremder war, ein Russe; einen solchen hatten die Leute vielleicht noch nie im Leben gesehen, und deshalb interessierten sie sich für mich. Und dann: so pflichtgetreu immer der deutsche Beamte sein mag, er kann doch nicht umhin, dem materiellen Besitz desjenigen, mit dem er zu tun hat, einigen Einfluß auf sein Verhalten einzuräumen. Das Gefängnispersonal wußte, daß ich über einige Geldmittel verfügte — ich beköstigte mich zum Beispiel bei dem Oberaufseher, einem gewissen Roth —, sie sahen, daß ich alles hatte, was irgend im Gefängnis nötig und zulässig ist, und daß meine Freunde mich im Überfluß mit allen möglichen kleinen Bequemlichkeiten und Genüssen versorgten. Das schien den braven Leutchen zu imponieren. Dazu kam, daß ich ihnen bei jeder Gelegenheit versicherte, man würde mich bald freigeben; zum Teil war das ja wirklich meine Meinung, zum Teil kam es mir darauf an, ihre Wachsamkeit einzuschläfern; sie schienen denn auch der Ansicht zu sein, daß die Dinge sich so verhalten, wenigstens eine Zeitlang.

Das Personal bestand aus drei Mann, zwei Schließern und dem Oberaufseher, der zugleich Verwalter des Gefängnisses war. Alle drei suchten mich auf, um mit mir zu plaudern; sie fragten mich dann über die Zustände in Rußland aus und erzählten ihrerseits über die deutschen Zustände, über Gefängnisse, Gerichtswesen und was sie sonst interessierte. — Sie machten alle den Eindruck, daß sie mit ihrer Stellung zufrieden seien. In der Tat war ihr Gehalt auch relativ hoch, bis zu 2000 Mark und mehr jährlich, wenn ich nicht irre. — Besonders der Schließer, mit dem ich das erwähnte Rencontre hatte, besuchte mich später gern und oft. Er war, wie die beiden anderen auch, Soldat gewesen, hatte also die strenge deutsche militärische Disziplin in sich, die auch das Vorbild für das deutsche Gefängniswesen geworden ist; äußerlich schien er nicht nur hart, sondern direkt roh, in Wirklichkeit war er ein gutherziger Mensch. So zum Beispiel schlug er mir aus eigenen Stücken vor, er wolle die Speisen, von denen ich stets einen Teil übrig ließ, einem meiner Zellennachbarn bringen, weil der arme Mensch gar keine Mittel besäße und hungere; natürlich ging ich mit Freuden darauf ein. Ein kräftig gebauter, großer Mann, von ungefähr dreißig Jahren, hatte er die Stelle eines Schließers gefunden, als ihm nach der Dienstzeit sein eigentliches Metier, die

Schreinerei, nicht mehr behagte. Wie die meisten deutschen Arbeiter hatte er nur eine Volksschule besucht, aber diese Schulbildung gibt unvergleichlich mehr als bei uns in Rußland; im Vergleich mit Leuten in ähnlicher Stellung bei uns war dieser Mensch geradezu gebildet zu nennen. Wir plauderten oft über alles mögliche, auch über Politik. Als Reichstagswähler stimmte er, wie er mir erzählte, für eine der damaligen Regierungsparteien, für die Nationalliberalen, wenn ich nicht irre. Meine Kenntnisse schienen ihm große Bewunderung einzuflößen, besonders die Kenntnis des Deutschen und Französischen, außer der russischen Muttersprache.

„Wie Sie das nur alles behalten können!" staunte er, wenn er sah, daß ich von einem französischen zu einem russischen oder deutschen Buche überging.

Etwas sonderbar war es, wie man mit meinem Gelde umzugehen beliebte. Wie erwähnt, hatte man bei der Verhaftung das Geld aus meiner Brieftasche genommen. Einige Tage später präsentierte mir der Oberaufseher eine Rechnung über die Ausgaben, die man davon bestritten hatte. Da zeigte sich, daß die Polizisten, ohne mich nur zu fragen, recht freigebig waren: das Zimmer im Gasthofe, das ich kaum einige Minuten benutzt hatte, hatten sie für einen Tag bezahlt, und außerdem hatten sie dem Gastwirte eine „Entschädigung für die Ruhestörung" ausbezahlt, drei oder fünf Mark waren es wohl. Dessen nicht genug; da die braven Leute den einen Koffer nicht hatten öffnen können, obwohl sie im Besitz des Schlüssels waren, so hatten sie mit meinem Gelde den Schlosser, und zwar sehr reichlich, für das Öffnen des Schlosses bezahlt. — Ich hieß die Rechnung ohne weiteres gut, weil ich nicht um Lappalien streiten wollte, aber amüsiert hat mich die Geschichte noch oft. Man ließ mich zahlen für meine Verhaftung, für „Ruhestörung", die doch wahrhaftig nicht ich verursacht hatte, und für das Erbrechen meines Koffers, was doch wirklich nicht in meinem Interesse geschah! Das ist ungefähr so, als wenn man einem Delinquenten den Strick oder das Beil und die Mühewaltung des Henkers in Rechnung stellen wollte. Einem Einheimischen gegenüber hätte man sich jedenfalls derartiges nicht erlaubt, aber mit dem Ausländer machte man nicht viel Federlesens, — damals wenigstens.

* * *

Kurz nach meiner Verhaftung wurde ich zu einem Photographen geführt, der eine Aufnahme machte. Mir war nicht ganz geheuer dabei, denn ich mußte befürchten, daß mein Bild nach Rußland geschickt werde, wo man mich erkennen könnte; aber ich konnte natürlich nichts dagegen tun, weil ich nicht zeigen durfte, daß ich nach dieser Richtung etwas zu befürchten habe. Außerdem war ja die Photographie auch notwendig für die Recherchen in der Schweiz; es kam darauf an, daß man dort auf Grund derselben mich als Buligin anerkannte.

In der Tat wurde denn auch von den schweizerischen Behörden bestätigt, daß diese Photographie Buligin darstelle, auf dessen Paß ich reiste. Dieser Teil der Untersuchung war also erledigt. Auch die Beweise, die ich beibrachte, daß ich an den „Missetaten" des Jablonski und des Schweizers nicht beteiligt war und keine verbotenen Bücher in Deutschland verbreitet hatte, wurden anerkannt. Die russischen Bücher und Schriften, die in meinem Besitz waren, waren eben sozialdemokratischen Charakters und in Deutschland nicht verboten.

Immerhin vergingen Wochen, bis alle Formalitäten erledigt waren. Nach ungefähr anderthalb Monaten nach meiner Verhaftung erklärte mir endlich der Untersuchungsrichter, daß er in den nächsten Tagen die Sache abschließen werde, und zwar werde er berichten, daß keine Anhaltspunkte für eine Strafverfolgung gegen mich vorliegen. Die Entscheidung liege dann beim Staatsanwalt, dieser könne entweder zustimmen und mich unverzüglich in Freiheit setzen, oder aber er könne trotzdem die Sache an das Gericht übergeben. Im letzteren Falle aber würden die Richter zweifellos dem Antrage des Untersuchungsrichters zustimmen, und selbst wenn man wider alles Erwarten den Prozeß eröffnen sollte, so könne nicht daran gezweifelt werden, daß entweder meine Freilassung erfolgen müsse oder im schlimmsten Falle eine Strafe festgesetzt werde, die durch die Untersuchungshaft als verbüßt betrachtet werden würde. Auf diese Weise wäre meine Freilassung nur die Frage einiger Tage, und ich könnte ganz sicher sein, daß die Sache glatt ablaufe.

Ich glaubte ihm gern und wies den Gedanken von mir, daß hinter den Worten des Untersuchungsrichters noch etwas anderes verborgen sein könnte. Zwar kamen bald einige Umstände hinzu, die Argwohn erregen mußten, aber es ist ja so menschlich, das für wahr zu nehmen, was man heiß begehrt; wenn Hoffnung winkt,

da findet sich stets ein Mittel, alles in rosigem Lichte zu sehen. So ging es mir damals auch.

Einige Tage nach dieser Erklärung des Untersuchungsrichters wurde ich in das Besuchszimmer gerufen. Hier fand ich die Frau meines Freundes Nadjeschda Axelrod und einen greisen Herrn, den Staatsanwalt. In strengem, drohendem Tone erklärte er uns beiden, er gestatte nur unter der Bedingung eine Unterredung, daß wir deutsch sprechen; bei dem ersten russischen Worte würde er uns trennen. Dieser Ton und das ganze Verhalten des grimmigen Greises stimmte durchaus nicht mit der Perspektive einer baldigen Befreiung, wie sie mir der Untersuchungsrichter eröffnet hatte. — „Welche Gründe hat dieser Herr für sein Verbot, russisch zu sprechen," fuhr es mir durch den Sinn, „wenn ich ohnehin bald befreit werden soll?" Er war bereits im Besitz der Akten, und er kannte das Ergebnis, zu dem der Untersuchungsrichter gekommen war. Aber ich hatte in jenem Moment kaum die Möglichkeit, den Gedanken nachzugehen, und zog den Schluß, er sei einfach ein eingefleischter Formalist. „Das Gesetz schreibt vor, daß die Unterhaltung eines in Untersuchung befindlichen Gefangenen zu überwachen ist," dachte ich mir, „und so zwingt er mich und Frau Axelrod, deutsch zu sprechen, damit er uns verstehen kann; es liegt also nichts Verdächtiges vor, was auf die Vereitelung meiner Hoffnung hindeuten könnte."

Das strenge Auftreten des grimmigen Staatsanwalts — v. Berg war sein Name — hatte jedenfalls einen niederschlagenden Eindruck auf mich und Frau Axelrod gemacht, und wir wußten kaum, was wir einander sagen sollten. Infolgedessen wechselten wir einige inhaltslose Phrasen und nahmen sehr bald Abschied.

Die nächsten Tage sind mir besonders in Erinnerung geblieben. Gleich am folgenden Tage kam der Verwalter Roth in meine Zelle und erklärte mir in liebenswürdigster Weise, mit der Miene eines vollendeten Biedermannes ohne Arg und List, daß ich in eine Zelle im Erdgeschoß übersiedeln müsse, weil das obere Stockwerk, wo ich bisher untergebracht war, renoviert würde. Er tat dabei, als entschuldige er sich vor mir ob der Störung und bedauere, daß die andere Zelle nicht so bequem sei.

Diese Änderung kam mir jedenfalls sehr ungelegen, denn vor allem basierte der Fluchtplan gerade auf der Lage der Zelle, in der ich mich befand. Einer meiner Freunde hatte ein Zimmer im

Hause gegenüber dem Gefängnis gemietet, und da das Fenster meiner Zelle nach der Straße lag, so verständigten wir uns in außerordentlichen Fällen durch verabredete Zeichen. Die Lage im ersten Stockwerk bildete kein Hindernis für die Flucht. — Neben diesen sozusagen geschäftlichen Erwägungen wurde mir der Abschied aus der bisherigen Zelle aus anderen Gründen schwer. Es waren mit diesen vier Wänden bereits mancherlei Erinnerungen und nicht nur finstere und traurige, sondern auch freundlicher Art verbunden. Besonders unangenehm war mir der Gedanke, daß das Fenster im Erdgeschoß jedenfalls nicht nach der Straße liegen würde, und das Beobachten der Straße war meine liebste Zerstreuung. An den Markttagen spielten sich dort allerhand interessante Szenen zwischen den Käufern und Verkäufern, Bauersleuten aus der Umgebung, ab; an anderen Tagen fanden auf dem Platze militärische Übungen statt, und dieses mir fremde Getriebe interessierte mich. Besonders liebte ich es aber in der Dämmerstunde, auf das Fenster zu klettern und die Kinder zu beobachten, die zu dieser Stunde sich auf dem Platze herumtummelten und alle möglichen Spiele anstellten. Ihrem fröhlichen Gelächter und Geschrei lauschend, versetzte ich mich im Geiste nach der Heimat, nach dem Süden Rußlands und gedachte der eigenen Kindheit ...

Das alles sollte mit der Übersiedelung in die neue Zelle fortfallen. Diese erschien weniger geräumig, finster, und die Fenster führten nach dem Hofe. Dieser letzte Umstand machte die Flucht nahezu unmöglich. Zwar blieben mir noch zwei, drei andere Fluchtpläne, doch zeigte sich später, daß keiner von ihnen wirklich ausführbar war. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß schließlich ein solcher Versuch überhaupt nicht nötig sein würde, weil man mich doch auf legalem Wege freilassen werde. Ich berechnete schon, wieviel Tage mich noch von diesem Augenblick trennen. Die Überführung in die andere Zelle erschien mir als nebensächlicher Zufall, der sich aus der Erzählung des Verwalters ganz harmlos erklärte. Meine Freunde faßten die Sache allerdings anders auf. Als sie mich einige Tage nicht am Fenster sahen, glaubten sie, man habe mich bereits insgeheim nach Rußland geschafft.

IV

Der Besuch „meiner Gattin“. Fluchtpläne und Vorberatungen. — Hoffnungen. — Der Staatsanwalt deckt die Karten auf. — Reisevorbereitungen.

An einem der nächsten Tage wurde ich abermals in das Besuchszimmer gerufen. Kaum hatte ich die Schwelle überschritten, als sich eine junge Dame unter Lachen und Weinen mir in die Arme warf — die Frau meines Freundes Buligin! Da ich angeblich als ihr Gatte verhaftet worden war, war sie herbeigeeilt, um hier die Rolle meiner Frau zu spielen. Und sie spielte sie so gut, daß selbst der strenge Staatsanwalt, der Zeuge dieser rührenden Szene des Wiedersehens zweier jungen, sich zärtlich liebenden Eheleute war, weich wurde. Er schritt nicht sofort ein und ließ uns gewähren. Erst als die stürmische Begrüßung stattgefunden, forderte er mich auf, mit „meiner Gattin“ deutsch zu sprechen, aber sein Ton war doch diesmal weniger streng und trocken, als während des Besuches der Frau Axelrod.

Frau Buligin hatte mir jedoch sofort zugeflüstert, ich solle unbedingt darauf bestehen, daß wir russisch sprechen dürfen, da sie mit mir über wichtige Dinge zu reden habe. Ich drang also in Herrn v. Berg, er möchte gestatten, uns des Russischen zu bedienen.

„Das darf ich nicht,“ versetzte er kurz. „Sie sprechen beide genügend deutsch, um sich zu verständigen.

„Sie werden zugeben,“ erwiderte ich, „daß wenn man noch so gut eine fremde Sprache beherrscht, man doch das Bedürfnis hat, mit seiner Gattin, die man wochenlang nicht gesehen, und die man unter solchen Umständen, wie im Kerker, wiedersieht, in der Muttersprache verkehren möchte. Von unseren Familienverhältnissen, von unserem Kinde in einer fremden Sprache zu erzählen, wird meiner Frau unmöglich sein. Ich begreife auch nicht,“ fuhr ich fort, „wie die Gesetzlichkeit, deren Vertreter Sie sind, Schaden nehmen sollte, warum sie ein Hindernis sein soll, uns diese Freude zu gewähren. Wenn Sie Zweifel in dieser Beziehung haben, können Sie ja den Übersetzer, Herrn Professor Thun kommen lassen, damit er unserem Gespräch beiwohnt.“

„Ich bin gesetzlich nicht dazu verpflichtet, wenn Sie beide der deutschen Sprache hinlänglich mächtig erscheinen," meinte der steife Greis.

„Nach dem Gesetze sind Sie freilich im Rechte, aber es gibt auch eine Pflicht der Humanität, die alle gebildeten Menschen trifft, und diese sollte Sie bewegen, uns den Gebrauch der Muttersprache nicht zu verweigern."

Ich hatte das Wort „Humanität" scharf betont, und es schien Eindruck gemacht zu haben — der Staatsanwalt kapitulierte. Er willigte ein, daß wir russisch sprechen, wenn Professor Thun sich bereit zeigt, zugegen zu sein. Aber er wollte ihn nicht holen lassen: wieder war er „gesetzlich dazu nicht verpflichtet"! Natürlich durfte ich meine Beziehung zu Professor Thun nicht verraten und fragte geflissentlich nach der Adresse, obwohl ich sie genau von dem Professor selbst erfahren hatte.

„Man wird es Ihrer Gemahlin in meiner Kanzlei sagen."

Damit verließ er mit Frau Buligin das Zimmer, und ich wurde in meine Zelle zurückgeführt.

Nach einiger Zeit wurde ich abermals in das Besuchszimmer geführt und fand dort außer Frau Buligin und dem Staatsanwalt auch Professor Thun. Diesen hatte ich in der letzten Zeit lange nicht gesehen, da er zu den Osterferien verreist war. Auch war seine Aufgabe als Übersetzer beendet, und seit die Akten an den Staatsanwalt gegangen waren, konnte er nicht mehr so ungeniert mit mir verkehren.

Frau Buligin erklärte mir, sie sei herbeigeeilt, weil meine Freunde in großer Sorge um mich seien. In Genf drängen sich russische Spione um meine nächsten Bekannten und Freunde, zeigen meine Photographie vor, die genau der aus Freiburg geschickten gleicht, und forschen, wo ich sei. Daraus schließen meine Freunde, daß die russische Regierung bereits auf der Fährte sei, wer sich unter dem Namen Buligin verbirgt, und wenn meine Haft noch länger dauern sollte, so sei mit Sicherheit zu erwarten, daß mein wirklicher Name in Erfahrung gebracht werde. Es sei daher unerläßlich, für alle Fälle einen Fluchtplan auszuarbeiten. Wir erörterten daher alle in Betracht kommenden Chancen und suchten einen Plan festzustellen. Professor Thun nahm den lebhaftesten Anteil an unserem Gespräch und machte selbst Vorschläge. Aber, wie gesagt, keiner dieser Pläne war wirklich durchführbar. Sie hier darzu-

stellen, hätte keinen Zweck, doch möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß in allen Kombinationen Professor Thun eine sehr gewichtige aktive Rolle zufallen sollte.

Wenn ich heute, nach neunzehn Jahren, alle jene Vorgänge überlege, dann bin ich oft versucht, selbst an dem zu zweifeln, was ich in Wirklichkeit erlebt, daß nämlich ein deutscher Professor, ein Mann, der seinen Anschauungen nach zu den sehr gemäßigten Katheder-sozialisten gehörte, sich erbot, einem russischen Sozialisten zur Flucht zu verhelfen, mit ihm Pläne schmiedete und dabei sich persönlich der größten Gefahr aussetzte. Und dabei hatte doch dieser Mann, ehe er mich persönlich kennen lernte, den Wunsch geäußert, daß ich der russischen Regierung ausgeliefert werden sollte!

Der Herr Staatsanwalt v. Berg, der während des ganzen Gesprächs im Zimmer blieb, spielte dabei eine furchtbar komische Rolle. Er verstand natürlich nicht ein Wort, weil wir ja russisch sprachen; da er uns aber lachen sah, lächelte er auch und tat, als wenn er seine Freude an uns habe. Daß wir uns über ihn lustig machten und unser Lachen ihm galt, ahnte er freilich nicht. Wir berieten zum Beispiel mit Professor Thun, was dieser über unser Gespräch berichten sollte, und konnten nicht umhin, uns auszumalen, welche Wut wohl diesen streng gemessenen, korrekten und formalistischen alten Herrn erfassen würde, wenn er erfahren könnte, was wir in Gegenwart seiner würdevollen Person ausheckten.

Als wir unsere Beratungen, die ziemlich lange dauerten, beendet hatten, nahm Frau Buligin ebenso zärtlich Abschied von mir, wie sie mich begrüßt hatte. Sie bedankte sich bei Herrn v. Berg, daß er uns gestattet hatte, russisch zu sprechen, und fragte ihn, wann er mich freizugeben gedenke. Wie ich mich erinnere, meinte er, daß an einem der nächsten Tage, dessen Datum er bezeichnete, das Gericht Beschluß fassen würde; allerdings fügte er hinzu, daß wenn ich freigesprochen werden würde, man mich der Polizei übergeben werde, die mich als Ausländer nach einer beliebigen deutschen Grenze schaffen könne, doch sei anzunehmen, daß man die schweizer Grenze, als die nächstliegende, wählen würde.

Ich klammerte mich immer mehr an der Hoffnung fest, daß dem wirklich so sein werde, und wies alle Zweifel, die sich hartnäckig wieder und wieder einstellten, zurück. Freilich war es angenehmer, von der bevorstehenden Befreiung zu träumen, als sich die Kon-

sequenzen einer Auslieferung nach Rußland oder auch nur einer Abschiebung an die russische Grenze auszumalen. — Seit dem Besuch von Frau Buligin steigerte sich meine Sehnsucht nach Freiheit noch mehr. Die Phantasie gaukelte mir frohe Bilder vor; meine Gedanken weilten beständig bei meinen Freunden und meiner Arbeit. Ich durchlebte im Geiste fröhliche Begrüßungsszenen und sah dann unseren Kreis mit doppelter Energie sich an die Arbeit stürzen, zum Gedeihen des „Bundes für Befreiung der Arbeit". Ich überlegte beinahe Schritt für Schritt, was ich alles tun werde, um die erzwungene Untätigkeit wettzumachen. Ich lebte nur noch in der Zukunft, die traurige Gegenwart erschien als längst überstandene Vergangenheit, als ein dumpfer Traum, als ein Geschehnis, das schon oft im Kreise der Meinigen erzählt und besprochen war, als etwas, was weit, weit hinter mir lag.... Ähnlich muß ein Krieger fühlen, der nach überstandenen Kriegsgefahren und harten Entbehrungen im Kampfe heil und ganz der Heimat zustrebt.

* * *

„Heute also erfolgt der Beschluß über meine Befreiung." Mit diesem Gedanken erwachte ich an einem Maitage, wie ich mich dessen noch heute genau erinnere. Ich begann mir vorzustellen, auf welche Weise man mir den Beschluß kund tun würde.

„Sie sollen zum Staatsanwalt," unterbrach der Schließer meine Phantasien.

„Das ist der Freispruch," war mein erster Gedanke, „der Mann hält Wort; sonderbar, daß das Gericht schon fertig ist mit seiner Beratung; es ist noch so früh am Tage," überlegte ich auf dem Wege durch die Gefängniskorridore.

In der Kanzlei saß Herr v. Berg am Tische und neben ihm ein junger Schreiber; der Tisch war mit Aktenfaszikeln bedeckt.

„Heute hat, wie Ihnen bekannt," wandte sich der Staatsanwalt an mich, „der Beschluß des Gerichtshofes über Ihre Freisprechung zu erfolgen. Bevor ich Ihnen den Beschluß verkünde, müssen wir wissen, ob Ihr Name in der Tat Buligin und ob Ihr Heimatsort Moskau ist, wie Sie behaupten?"

„Jawohl, ich bin Buligin aus Moskau," antwortete ich.

„Lesen Sie den betreffenden Bescheid vor," befahl der Staatsanwalt seinem Schriftführer.

Dieſer las mit gleichgültig trockener, amtsmäßiger Stimme ein Schriftſtück vor, das augenſcheinlich aus Moskau von irgendeiner Verwaltungsbehörde ſtammte. Das Schriftſtück beſagte klipp und klar, daß in Moskau keine Perſon dieſes Namens vorhanden ſei, auf die die Perſonalien paſſen.*

„Was haben Sie dazu zu ſagen?“ fragte Herr v. Berg kalt und höhniſch.

Ich fühlte, daß mir das Blut aus dem Geſichte wich und meine Knie zitterten. Aber ich beherrſchte mich ſofort und begann meine Verteidigung. Ich ſprach ſchnell, erregt und überzeugend.

Es war mir ſofort klar, daß ich vor der Entſcheidung ſtand, ich fühlte den Boden unter meinen Füßen weichen. Die Befürchtungen, daß man ſich mit der ruſſiſchen Regierung verſtändigt hatte, erfüllten ſich, und es galt den Kampf ums Leben. — Da ich ſchon oft dieſe Eventualität erwogen hatte, ſo war ich vorbereitet und hatte mir einen Verteidigungsplan zurechtgelegt.

„Hören Sie,“ wandte ich mich an den Staatsanwalt, „ich erkläre Ihnen, daß ich Buligin bin, aber ich geſtehe zu, daß ich nicht aus Moskau ſtamme, daß alle meine Ausſagen in bezug auf meine Perſonalien falſch ſind. Ich war hierzu gezwungen in Anbetracht der Behandlung, die mir hier in Freiburg zuteil wurde, und in Anbetracht vor allem der in Rußland herrſchenden Zuſtände. Dieſe Zuſtände, die Sie nicht kennen, muß ich Ihnen ſchildern: Es iſt nichts Seltenes bei uns, daß irgend ein junger Menſch der Gendarmerie denunziert wird, weil er ein in Rußland verbotenes Buch beſitzt; er wird verhaftet; aber nicht nur er, ſondern man ſucht aller Perſonen habhaft zu werden, die mit ihm verkehrten, deren Adreſſen man zufällig bei ihm fand; ſeine Wohnung wird von Spionen überwacht, man ergreift jeden, der in dieſe Wohnung kommt. Ganze Familien werden auf dieſe Weiſe verfolgt und beunruhigt, und das geringſte iſt noch, wenn den derart Beteiligten nur unendliche Scherereien entſtehen; ſehr oft können die unſchuldigſten Menſchen monatelang aus derartigen Gründen eingekerkert werden.

„Als ich nun aus der demokratiſchen Schweiz nach dem konſtitutionellen Deutſchland kam, ohne irgendwelche Abſichten, die

* Das hatte ſchon ſeine Richtigkeit. Der Paß auf den Namen Buligin war gefälſcht; mein Genoſſe, der auf dieſen Paß reiſte, trug einen anderen Namen.

nach deutschem Gesetz ein Vergehen involvieren, mußte ich sofort erfahren, daß die Art und Weise, wie man hier zu verfahren beliebt, wenigstens Ausländern gegenüber, sich nicht sehr von der in Rußland üblichen unterscheidet. Ich erfuhr es am eigenen Leibe, daß man hier, ohne irgendwelche gesetzliche Formen einzuhalten, unter gänzlicher Ignorierung der ‚Garantien der Unantastbarkeit der Persönlichkeit', jeden beliebigen Menschen durch gewöhnliche Polizeidiener verhaftet; die Polizei nimmt ohne richterlichen Befehl eine Aussuchung in meinem Hotelzimmer vor und behandelt mich, der ich mir in Deutschland nicht das geringste habe zuschulden kommen lassen, wie einen Verbrecher. Man steckt mich ins Gefängnis und läßt mich zwei Tage lang darin, ohne mich vor den Richter zu führen. Ja, man verhaftet — genau wie in Rußland — eine junge deutsche Staatsbürgerin und schleppt sie ohne alles weitere ins Gefängnis. Ich hatte also keinen Grund, den Versicherungen des Untersuchungsrichters zu trauen, daß es sich hier nur um ein gesetzliches Gerichtsverfahren handelt, sondern ich mußte annehmen, daß neben dem Gerichte die Polizeigewalt tätig ist, und daß diese sich mit den russischen Behörden verständige. — Das eben verlesene Schriftstück beweist, daß ich recht hatte.

„Nun wohl: Hätte ich dem Richter meine wirklichen Personalien mitgeteilt, so würden diese, wie sich jetzt zeigt, den russischen Behörden mitgeteilt worden sein, und natürlich hätte man diese auch benachrichtigt, daß man mich hier verhaftet hat, weil ich zwei Koffer voll in Rußland verbotener Schriften mit mir führte. Die Polizei hätte also unfehlbar in der Stadt, woher ich stamme, ihr Spiel in der geschilderten Weise getrieben; man hätte die Meinigen belästigt, bei meinen Brüdern und Schwestern, die meine Anschauungen teilen, hätte man vielleicht verbotene Schriften gefunden, man hätte sie und vielleicht noch zahlreiche andere Personen in den Kerker geschleppt. — Rußland ist kein Rechtsstaat, und deshalb mußte ich mich hier in Deutschland vorsehen, daß nicht dort Unheil entsteht, wenn ich hier vor dem Gericht die Wahrheit sage."

„Sie behaupten also," sagte der Staatsanwalt mit unverhohlener Wut, „Sie seien Buligin, aber Ihr Heimatsort sei nicht Moskau, und Sie verweigern die Angabe Ihres wirklichen Heimatsortes?"

„Jawohl, ich weigere mich aus den angeführten Gründen."

„Lesen Sie den nächsten Bericht vor," gebot Herr v. Berg aber mals, und der Schriftführer las:

„Der sich in Freiburg, im Großherzogtum Baden, befindende Häftling, der sich Buligin nennt, ist in Wirklichkeit niemand anders als Leo Deutsch, der in Gemeinschaft mit Jakob Stefanowitsch, abgesehen von anderen schweren Verbrechen, im Mai 1876 einen Mordversuch gegen Nikolaus Gorinowitsch verübt hat. Daher ersucht die Regierung Seiner Majestät des Kaisers von Rußland durch ihren Gesandten die Regierung Seiner Hoheit des Großherzogs von Baden um die Auslieferung der beiden namhaft gemachten Personen. Gleichzeitig sieht sie sich verpflichtet, die Aufmerksamkeit der deutschen Behörden darauf zu richten, daß benannter Leo Deutsch schon mehrfach aus der Haft ausgebrochen ist; es wird daher ersucht, bei der Inhaftierung sowohl als bei dem Transport Leo Deutsch besonders scharf überwachen zu lassen."

Ich habe das Schriftstück nahezu wortgetreu angeführt, denn obwohl seither nahezu zwei Jahrzehnte vergangen sind, ist es mir noch heute gegenwärtig.

„Alles ist aus!" fuhr es mir durch den Sinn, und die düsterſten Bilder tauchten vor mir auf....

„Was haben Sie hierauf zu erwidern?" vernahm ich die trockene Frage des Staatsanwalts und sah, wie er boshaft triumphierend lächelte.

Ich raffte mich gewaltsam auf.

„Was mir da verlesen wurde," sagte ich so ruhig wie mir irgend möglich war, „wundert mich durchaus nicht. Es entspricht genau dem, was ich über das Verfahren der russischen Regierung gehört habe. Das Spiel ist klar: wenn die russische Regierung eines harmlosen russischen Sozialisten habhaft werden will, der in einem Rechtsstaate verhaftet wurde, so wird diese Regierung nicht zugeben, daß der Betreffende der ist, für den er sich ausgibt, sondern sie wird ihm den Namen eines Deutsch oder irgendeiner anderen Persönlichkeit geben, die mit einer Gewalttat in Verbindung gebracht werden kann. Das ist nicht neu; so wurde zum Beispiel auf diese Weise Rumänien veranlaßt, einen gewissen Katz auszuliefern, den man alsdann ohne jedes Gerichtsverfahren auf „administrativem Wege", wie es bei uns heißt, nach Sibirien verbannt hat. Man will es augenscheinlich mit mir ebenso machen. Den besten Beweis, daß sich die Dinge so verhalten, sehe ich darin, daß in dem Schriftstück die russische Regierung nicht nur mich unter dem Namen Deutsch ausgeliefert haben möchte, sondern auch die

Auslieferung des Stefanowitsch wünscht, obgleich dieser schon längst in Rußland selbst verhaftet und zu Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken verurteilt worden ist, und obgleich bei der Gerichtsverhandlung seine Beteiligung an dem Mordanschlag gegen Gorinowitsch überhaupt nicht in Frage kam. Es ist also klar: die russische Regierung verlangt die Auslieferung des Stefanowitsch, obwohl dieser bereits in ihrer Gewalt ist, weil sie bei der nächsten Gelegenheit wieder irgendeinen friedlichen Sozialisten als Stefanowitsch bezeichnen wird. Was ich gesagt habe, wird Ihnen Professor Thun bestätigen können, der nicht nur unsere Zustände im allgemeinen, sondern auch unsere revolutionäre Bewegung genau kennt."

Damit war das Verhör beendet. Als ich in meiner Zelle die Gedanken sammeln konnte, war ich vollständig niedergedrückt. Meine Auslieferung war sicher, es blieb mir noch die Hoffnung auf die Flucht. Aber auch diese Hoffnung war dahin, wie mir sofort klar wurde. Infolge des Hinweises der russischen Regierung auf mein „mehrmaliges" Ausbrechen — in Wirklichkeit war ich nur zweimal ausgebrochen — hatte man sofort nach diesem Verhör einen besonderen Wächter an meine Tür postiert, der nicht von der Stelle wich und jede meiner Bewegungen beobachtete. Die übrigen Schließer waren natürlich gleichfalls instruiert, mich scharf zu überwachen, und, was früher niemals der Fall gewesen, der Oberaufseher Roth war bei dem beschriebenen Verhör und allen Gesprächen die ganze Zeit zugegen.

Sofort nach der Mittagspause wurde ich abermals dem Staatsanwalt vorgeführt. Er schien jetzt mir günstiger gestimmt zu sein, er behandelte mich, soweit es überhaupt bei diesem dürren Gesetzesmenschen möglich war, etwas milder. Professor Thun, erklärte er mir, habe meine Ausführungen bestätigt. Dann fuhr er fort: „Es ist möglich, daß man Sie zu Unrecht des Verbrechens beschuldigt, welches in dem Bescheid der russischen Regierung erwähnt wird, und ich bin bereit, Ihnen beizustehen, sich zu verteidigen. Sie müssen wissen, daß in Deutschland die Pflicht des Staatsanwalts nicht darin besteht, unter allen Umständen zu verdammen, sondern es ist seine Aufgabe, die Wahrheit zu erforschen und einen zu Unrecht Angeklagten zu befreien. Geben Sie mir also die Mittel an, die Sie zu Ihrer Verteidigung brauchen; ich werde, soweit es von mir abhängt, Ihnen beistehen."

Diese Wandlung in dem Verhalten des Staatsanwalts war jedenfalls auf den Einfluß des Professors Thun zurückzuführen. Ich wußte wohl, daß eigentlich keine Hoffnung mehr vorhanden war, aber ich wollte die günstige Stimmung des Herrn v. Berg benutzen, um Zeit zu gewinnen. Verzögerte sich die Auslieferung, dann war vielleicht die Möglichkeit einer Flucht gegeben. Dankend nahm ich das Anerbieten des Staatsanwalts, mir die Verteidigung zu erleichtern, an und bat ihn, mir die Möglichkeit einer Verständigung mit meinem Rechtsanwalt und dem Übersetzer zu geben, da ich ohne Kenntnis des deutschen Rechtsverfahrens ihren Rat einzuholen wünsche. Vorderhand bot ich den Beweis an, daß ich der gesuchte Deutsch nicht sein konnte, da dieser meines Wissens in London weile und wohl bereit sein würde, dies zu bestätigen, wenn man ihn ausfindig mache. Ich hoffte durch Vermittlung des Professors Thun es so einzurichten, daß einer der russischen Flüchtlinge in London diese Rolle übernehme. Herr v. Berg erklärte mir, daß die Gewährung meines Gesuchs beim badischen Justizminister liege, an den er sich wenden werde. Damit war das zweite Verhör beendet.

Die Ereignisse nahmen jedoch jetzt ein reißendes Tempo an. Früher hatte ich oft wochenlang auf ein Verhör warten müssen und hatte einigemal aus eigenen Stücken gefordert, vor den Untersuchungsrichter geführt zu werden, weil ich hoffte, auf diese Weise etwas über den Lauf der Dinge zu erfahren. Jetzt dagegen ging alles schneller, als ich wünschte. Am nächsten Tage wurde ich bereits wieder vor den Staatsanwalt beschieden. Diesmal befand sich in der Amtsstube außer Herrn v. Berg, dem Schriftführer, dem Aufseher Roth, der an der Tür Posto faßte, noch ein mir fremder Herr in der Uniform eines russischen Justizbeamten, mit einem glitzernden Orden im Knopfloch.

„Guten Tag, Deutsch! Kennen Sie mich nicht wieder?“ fragte dieser Unbekannte mich mit einschmeichelnder Stimme auf russisch. „Ich bin Vertreter des Staatsanwalts am Petersburger Appellationsgerichtshof, Bogdanowitsch.* Sie werden sich meiner wohl erinnern: als Sie in Kiew in Haft waren, war ich Vertreter des dortigen Staatsanwalts.

---

* Es ist derselbe Bogdanowitsch, welcher nachher den Posten eines Gouverneurs in Ufa bekleidete und im Sommer dieses Jahres (1903) von den Revolutionären für seine grausame Unterdrückung der streikenden Arbeiter in Slatoust ermordet wurde.

„Ich habe niemals in Kiew im Gefängnis gesessen," antwortete ich, „und habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen, mein Herr," fügte ich gelassen hinzu. Ich hatte diesen Beamten in der Tat nie im Leben gesehen.

„Jawohl, es unterliegt keinem Zweifel, es ist Deutsch," wandte sich Bogdanowitsch an seinen deutschen Kollegen.

„Und ich behaupte, daß es nicht wahr ist," erklärte ich.

„Wir werden jedoch jedenfalls Herrn v. Bogdanowitsch mehr Glauben schenken," bemerkte Herr v. Berg, „und Sie werden an Rußland ausgeliefert werden."

„Es sei drum!" sagte ich. „Sie werden damit der russischen Regierung Gelegenheit geben, noch einen Unschuldigen nach Sibirien zu verbannen."

„Unschuldige werden bei uns niemals nach Sibirien geschickt!" erklärte Bogdanowitsch mit Aplomb.

„O, nicht nur nach Sibirien verbannt man Unschuldige, sondern man schickt sie aufs Schafott!" rief ich. „Sie, mein Herr, sagen, daß Sie der Staatsanwaltschaft in Kiew angehörten; es muß Ihnen also bekannt sein, oder vielleicht waren Sie selbst an dem Morde beteiligt, den man an einem unmündigen Knaben, dem Studenten Rosowski, vollbracht hat; er wurde gehängt, trotzdem das Standgericht selbst zugegeben hat, daß seine ganze Schuld darin bestand, eine Proklamation im Besitz gehabt und über deren Herkunft die Aussage verweigert zu haben." *

„Rosowski wurde hingerichtet nicht nur, weil man eine Proklamation bei ihm gefunden, sondern weil er Mitglied der sozialistischen Partei war," erklärte Bogdanowitsch lächelnd dem badischen Staatsanwalt.

„Nun sehen Sie!" wandte ich mich an diesen, „bei Ihnen in Deutschland sitzen die Abgeordneten der sozialistischen Partei im Reichstag und nehmen somit an der Gesetzgebung des Staates teil; nach der Anschauung des russischen Staatsanwalts und unserer Regierung genügt es, wenn jemand der Angehörigkeit zur sozialistischen Partei verdächtig ist, ihn an den Galgen zu schicken, ohne daß dieser Verdacht erwiesen wäre."

Die beiden Herren fanden nicht bald eine Erwiderung auf meine Worte. Auf den deutschen Juristen schien jedoch anfangs dieses

* Rosowski wurde zu Beginn 1880 in Kiew hingerichtet.

wahrheitsgemäße Beispiel Eindruck gemacht zu haben. Andererseits aber sah ich, daß dem stolzen Herrn v. Berg die Anwesenheit des Staatsanwalts vom Petersburger Appellationsgerichtshof ungemein imponierte. Von Zeit zu Zeit vertiefte er sich in den Anblick des blitzenden Ordens an der Brust des Russen, und wenn er mit ihm sprach, lag in seiner Stimme eine mir bisher an ihm fremde Süßlichkeit, wobei er sich alle Mühe gab, den Namen Bogdanowitsch richtig herauszubringen, was ihm viel Schwierigkeiten zu bereiten schien und recht komisch wirkte. Wohl um sich dem Vertreter der russischen Justiz, der diesmal durchaus nicht in der Rolle des wahrheitsuchenden Gesetzesdieners erschien, im besten Lichte zu zeigen, bemerkte mir Herr v. Berg spitz:

„Ich sehe, daß Sie um Ausflüchte nicht verlegen sind und die Regierung Ihres Landes in recht düsteren Farben zu schildern versuchen. Aber was Sie auch gegen diese Regierung vorbringen mögen, Sie werden ihr ausgeliefert werden, und ich bin fest überzeugt, daß man Sie in Rußland dem Gesetze gemäß behandeln wird."

„O gewiß, gewiß!" beeilte sich Herr Bogdanowitsch zu versichern.

Ich wurde in meinen Kerker abgeführt. Was ich während der nächsten Tage fühlte, brauche ich wohl nicht zu schildern, der Leser wird es sich ausmalen können, wenn er sich in meine Lage versetzt. Es war mir klar, daß jede Hoffnung auf Befreiung aussichtslos war; aber ich konnte mich noch immer nicht mit diesem Gedanken aussöhnen, und mein Hirn arbeitete immer wieder an neuen Fluchtplänen, obgleich ich mir sagen mußte, daß es ganz vergebens war. Ich rechnete darauf, daß die Verhandlungen über meine Auslieferung noch einige Zeit in Anspruch nehmen würden, und machte mich daran, einen langen konspirativen Brief an meine Freunde zu verfassen, den ich durch Professor Thun abzusenden hoffte. Ehe ich damit fertig war, vergingen zwei oder drei Tage, und ich wurde abermals vor den Staatsanwalt zitiert, trotzdem es gerade Sonntag war. Man hatte es augenscheinlich sehr eilig.

„Unsere Regierung hat beschlossen, Sie auszuliefern," eröffnete er mir, „doch unter der Bedingung, daß Sie in Rußland vor ein ordentliches Gericht gestellt werden und nur wegen der Teilnahme an dem Mordversuch gegen Gorinowitsch zur Verantwortung gezogen werden. Ihr Gesuch um eine Unterredung mit dem Verteidiger und dem Übersetzer ist abschlägig beschieden."

Nachdem er mir den Beſchluß der badiſchen Regierung verleſen, erklärte mir Herr v. Berg, daß man mich noch am ſelbigen Tage nach Rußland ſchaffen werde. Ehe ich ging, bemerkte ich, daß man mich in Rußland jedenfalls vor ein Ausnahmegericht, ein „Kriegsgericht“, wie man es dort nennt, ſtellen würde und nicht vor ein ordentliches.

„Nun, das iſt unmöglich, das wäre eine Verletzung des Vertrags, es widerſpräche dem Völkerrecht“, erwiderte v. Berg.

In der Zelle angelangt, begann ich meine Reiſevorbereitungen. Das war nicht ganz einfach. Trotz aller übertriebenen Maßnahmen bei der Überwachung der Sachen, die mir meine Freunde zuſchickten, hatte ich mich in den Beſitz einer engliſchen Feile zum Durchſchneiden von Eiſengittern geſetzt, einer Schere, um nötigenfalls Bart und Haar zu ſchneiden, und auch Geld in deutſchen und ruſſiſchen Banknoten hatte ich bei mir. Ich mußte alſo dieſe Dinge irgendwie unterbringen. Die Feile beſchloß ich wegzuwerfen, weil ſie mir kaum noch nutzen konnte und ſchwer zu verbergen war; Ich brach ſie entzwei und warf ſie in den Abtritt. Die übrigen Sachen beſchloß ich zu verſtecken, und zwar ſo, daß ich bei günſtiger Gelegenheit davon Gebrauch machen könnte während des Transports in Deutſchland oder in Rußland. Der Wächter an meiner Tür ließ mich nicht aus den Augen, aber es gelang mir trotzdem, die genannten Dinge in meinem Anzuge derart zu verbergen, daß ſie bei den bevorſtehenden körperlichen Unterſuchungen nicht gefunden werden konnten und ſie leicht zu erreichen waren, wenn ich ſie brauchen ſollte. Alle dieſe Vorbereitungen waren die Hoffnung eines Ertrinkenden, der nach dem Strohhalm greift. Ich täuſchte mich nicht darüber, daß man mich ſcharf bewachen werde, und daß jede Ausſicht auf Rettung in der nächſten Zeit verloren war. Aber in ſolcher Lage haben ſelbſt die nutzloſeſten Beſchäftigungen wenigſtens den Vorteil, daß ſie eine Ableitung für die Gedanken ſchaffen. Und meine Gedanken waren nicht die angenehmſten. Ich wußte, was mir bevorſtand; ich malte mir die Zukunft aus: lange, lange Jahre im Kerker, begraben bei lebendigem Leibe, dem Leben entrückt, und das eben drückte mich nieder. Ich glaube, der Gedanke an den Tod wäre mir leichter geweſen als der Gedanke an dieſes Los. „Was nützt mir jetzt noch das Leben?“ fragte ich mich, und die Antwort war troſtlos genug. . . .

V

Nach Rußland: im Viehwagen, im Frankfurter und im Berliner Gefängnis. — Auf der Grenzstation. Über Warschau nach Petersburg.

Der Abend kam, und ich wurde in einem geschlossenen Wagen in Begleitung von zwei Polizeimännern, die man in Zivilkleider gesteckt hatte, unter allen möglichen Vorsichtsmaßregeln fortgeschafft. Der Wagen hielt an einer Rampe der Eisenbahn irgendwo fern vom Bahnhofe; dort wurde ich mit samt meinen Begleitern in einen Waggon gebracht, einen gewöhnlichen Viehwagen. Als der Waggon an den Bahnhof gebracht wurde, wo man ihn an einen Personenzug hing, bemerkte ich auf dem Perron eine auffällige Bewegung, und meine Wächter, denen es gleichfalls nicht entgangen war, flüsterten eifrig miteinander. Aus den abgerissenen Worten, die ich auffangen konnte, ersah ich, daß jemand verhaftet worden war, und dachte gleich, daß der Vorgang wohl im Zusammenhang mit meiner Person stand. — Nach vielen Jahren erfuhr ich dann, daß in der Tat damals auf dem Freiburger Bahnhof zwei meiner Kameraden verhaftet wurden, die beabsichtigten, den Zug zu benützen, um unterwegs einen Fluchtversuch meinerseits zu unterstützen. Dieser Versuch war also auch fehlgeschlagen. Die beiden Freunde wurden einige Tage in Freiburg in Haft gehalten und dann nach der Schweiz ausgewiesen.

Gegen Morgen kamen wir in Frankfurt a. M. an, wo man mich wieder in ein Gefängnis brachte.

Der Verwalter dieses Gefängnisses erwies sich als ein ungemein liebenswürdiger und dienstbereiter Herr, der aber seine sehr feinen Hintergedanken hatte. Als ich ihn fragte, ob ich an meine Verwandten in der Schweiz eine Postkarte schreiben dürfe, versicherte er mir hoch und teuer, er würde sie sofort befördern, und schaffte mir alsbald Schreibzeug herbei.* Auch die Zelle, die er mir anwies, war sehr bequem und lag nach einer lebhaften

* Es zeigte sich später, daß er die Karte meinen Wächtern übergeben hatte zur Auslieferung an die russischen Behörden. Natürlich enthielt die Karte nichts weiter als einen Gruß an meine Freunde.

Straße; aber er plazierte mir zwei Schutzleute herein, die mich unterhalten sollten. Dann erhielt ich ein sehr gutes Mittagessen, oder wenigstens schien es mir gut, weil ich in den letzten Tagen infolge der Aufregung nichts gegessen hatte. — Da ich voraussah, daß die Reise sehr lange dauern werde, wollte ich mir einige Bücher besorgen, und der dienstbereite Herr erbot sich sofort, sie bei einem Antiquar zu kaufen, damit es billiger wäre. Ich erinnere mich, daß ich ein paar deutsche und französische Klassiker wählte, und er verschaffte mir die Werke richtig zu einem, wie mir schien, recht billigen Preise. Schließlich schlug er mir vor, mit ihm einen Spaziergang im Hofe zu machen. Als wir allein waren, begann er weitschweifig über seine Verhältnisse zu plaudern und versuchte dann in recht plumper Weise mich auszufragen, ob ich nicht etwa der berühmte Degajeff sei? Ich mußte herzlich lachen, und die eifrige Freundlichkeit und Dienstbarkeit dieses Biedermannes, der sein Interesse hübsch wahrzunehmen verstand, erschien mir jetzt in ganz anderem Lichte. Abgesehen davon, daß ihm, wie mir später die in meiner Zelle mich bewachenden Schutzleute erzählten, sowohl der Einkauf der Bücher als auch das gelieferte Essen einen netten Profit abgeworfen hatten, ging er darauf aus, eine Belohnung zu ergattern, wenn er mir das Geständnis entlockte, daß ich Degajeff sei. Es handelte sich nämlich darum, daß für die Ergreifung dieses Mannes die russische Regierung eine hohe Prämie — zehntausend Rubel — ausgesetzt hatte, und der Name war damals in allen europäischen Zeitungen zu finden.* — Ich blieb

---

* Degajeff, ein gewisser Artilleriekapitän, war ein hervorragendes Mitglied der „Narodnaja Wolja". Anfangs der achtziger Jahre verhaftet, wurde er bald zum Verräter und lieferte viele seiner ehemaligen Genossen aus. Auf diese Weise erzielte er nicht nur seine Befreiung, sondern erwarb auch das Vertrauen des damals berühmten und berüchtigten Oberhäschers, des Kommandanten der Petersburger „Schutztruppe", des Obersten Sfudjeikin. Gewissensbisse oder auch die Furcht vor der Rache der Revolutionäre veranlaßten ihn jedoch, im Jahre 1883 diesen gegenüber ein vollständiges Geständnis abzulegen, und zur Sühne erbot er sich, ihnen beizustehen, um Sfudjeikin umzubringen. Diesem war schwer beizukommen, weil er ungemein geschickt und vorsichtig war; dabei hatte noch keiner der Häscher den Revolutionären so vielen Schaden zugefügt als er. Der Vorschlag Degajeffs wurde angenommen. Im Winter 1883 also lockte Degajeff den Sfudjeikin unter dem Vorwande wichtiger Mitteilungen

bis zur Nacht im Frankfurter Gefängnis. Dann holten mich drei Schutzleute ab, die ebenfalls in Zivilkleidern steckten. Jedesmal wenn die Wächter wechselten, wurde ich von neuem visitiert, aber man fand niemals etwas. Ehe mich die Frankfurter Polizisten abführten, legten sie mir Fesseln an, die nicht gerade dick und schwer waren und ganz unauffällig; sie wurden nämlich unter den Kleidern hindurchgezogen, waren also nicht sichtbar, hinderten aber an raschem Gehen und destomehr am Laufen. Ich protestierte lebhaft gegen eine derartige Behandlung, doch die Leute erklärten mir, sie hätten gemessenen Befehl, mich zu fesseln, und meine Proteste würden zu keinem Ziele führen. Mir blieb nichts übrig, als mich zu fügen. Doch damit war die Fürsorge meiner Schutzengel nicht erschöpft: als wir den Bahnhof und den Perron passierten, nahm mich einer von ihnen, ein Hüne von Gestalt, freundschaftlich unter den Arm, einer ging einen Schritt vor mir und der dritte hinter mir; so machten wir auf Uneingeweihte den Eindruck einer Gruppe „guter Freunde", die in „aller Gemütlichkeit" daherschlendern. Wir plazierten uns in einem Wagen mitten unter das Publikum, wobei wir zwei Bänke besetzten, und wahrscheinlich dachte keiner von den Reisenden, daß in seiner nächsten Nähe ein schwerer, kettenbelasteter Staatsverbrecher transportiert werde. Mir fiel dabei die Redensart unserer russischen Bauern ein, wonach der Deutsche alles fertig bringt: „Selbst den Affen hat er erfunden!"

Ich will übrigens bemerken, daß meine Wächter im allgemeinen durchaus korrekt, wenn auch strikte formalistisch, sich mir gegenüber verhielten; groben Übergriffen, wie in Freiburg, war ich kein einziges Mal mehr ausgesetzt. Soweit es ihre Instruktion zuließ, erwiesen mir die Leute gern kleine Gefälligkeiten, wenn ich etwas wünschte. In den „Begleitscheinen", die ihnen mitgegeben waren, war ich als der „angebliche Buligin" bezeichnet, und unter diesem Namen figurierte ich bis zur Übergabe an die russischen Behörden.

Von einem Fluchtversuch während der Reise konnte nicht die Rede sein. Meine Wächter ließen mich nicht eine Sekunde aus

---

in seine Wohnung, wo zwei Revolutionäre ihm auflauerten und ihn niederschossen. — Die beiden wurden später verhaftet, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt und in Schlüsselburg eingekerkert. Degajeff dagegen entkam ins Ausland und ist seither verschollen.

den Augen, wichen keinen Schritt von meiner Seite, beobachteten jede meiner Bewegungen. In Gespräche ließen sie sich mit mir nicht ein, und ich hatte auch nicht das geringste Bedürfnis, mit ihnen zu schwatzen. Ich fühlte mich niedergedrückt, abgespannt und erschöpft. Meine Gedanken schienen eingeschläfert, nichts fesselte meine Aufmerksamkeit während der ganzen Reise, ich sah und hörte nichts, was um mich vorging. Absolute Gleichgültigkeit und Apathie hatten mich erfaßt. „Was wird, das wird," sagte ich mir, wenn ein Gedanke an die Zukunft auftauchte. Auf die furchtbare Erregung der letzten Tage in Freiburg war die Reaktion eingetreten.

Als wir am folgenden Tage in Berlin eintrafen, wurde ich abermals in ein Gefängnis gesperrt. Welches es war, weiß ich nicht; doch erinnere ich mich genau, daß es einen unbeschreiblich deprimierenden Eindruck auf mich machte. Die finstere Zelle, in die eine davorstehende hohe Mauer keinen direkten Lichtstrahl dringen ließ, die finsteren Gesichter der Schließer, die mir niemals direkt ins Auge schauten, sondern immer zu schielen schienen, legten unwillkürlich den Gedanken nahe, daß Menschen, die längere Zeit hier zubringen mußten, sich bestimmt entsetzlich bedrückt fühlen. Ich habe seit jener Zeit noch so manches Gefängnis im europäischen Rußland und in Sibirien kennen gelernt, aber niemals fühlte ich mich so niedergeschlagen, wie in diesem Berliner Gefängnis. Alles schien hier anzudeuten: du bist in Berlin, der Metropole des Militärstaates Preußen, wo Strenge und Disziplin — richtiger Drill und Härte — die Richtschnur für alles und jedes sind.

Die Polizisten, die mich aus Frankfurt gebracht hatten, ließen mich auch in der Kerkerzelle nicht aus den Augen; sie hielten abwechselnd Wache bei mir. Und ich muß gestehen, daß ich dessen sogar froh war. Ihre Gesellschaft war ja nicht gerade angenehm, aber in diesem Kerker milderte die Anwesenheit eines menschlichen Wesens, wer es auch sein mochte, den trostlosen Eindruck. Doch sollte ich nicht lange hier kampieren, und ich war ganz zufrieden, als ich noch am Abend dieses Tages unter Bewachung derselben Mannschaft weitergeführt wurde.

Am nächsten Morgen waren wir in Rußland.

* * *

Die Grenzstation, an der ich ausgeliefert wurde, war Granitza, jener Ort, wo die Grenzen der drei Kaiserstaaten zusammenstoßen. Da man mich alsbald nach Petersburg transportierte, war es ein gewaltiger Umweg, und ist wohl anzunehmen, daß diese sonderbare Route gewählt wurde, weil man befürchtete, es könnte an der Grenze ein Befreiungsversuch gemacht werden. Das mochte um so näherliegen, als kurz vorher der polnische Sozialist Stanislaus Mendelsohn auf einer Grenzstation, Alexandrowo, wenn ich nicht irre, mit Hilfe seiner Freunde geflohen war, als ihn die preußische Polizei dort an Rußland ausliefern wollte; er entkam glücklich nach der Schweiz.

Ich weiß mich noch ganz genau der Eindrücke zu erinnern, die ich damals empfing. Es war ein wunderschöner Maitag, und die liebe Sonne schien mir neue Kraft spenden zu wollen. Kaum hatte ich mit meinen deutschen Wächtern den Eisenbahnwagen verlassen, als mich eine Anzahl russischer Gendarmen umringte.

„Guten Tag, Herr Deutsch! Da wären Sie ja endlich; wir haben Sie schon immer erwartet und erwartet!“ begrüßten sie mich. Ich erblickte ringsum jugendfrische, lächelnde Gesichter russischer Bauernburschen, die in den verhaßten dunkelblauen Uniformen steckten; ihr sorgloses Gebaren veranlaßte, daß ich selbst ihnen zulächelte, als wenn es gute Bekannte wären, die mich da begrüßten.

„Woher kennt ihr mich denn?“ fragte ich auf dem Wege nach der Gendarmerieabteilung.

„O, freilich kennen wir Sie; wir haben schon viel von Ihnen gehört!“ riefen einige Stimmen. „Wollen Sie gleich Tee nehmen, oder wollen Sie sich zuerst den Staub abwaschen?“ fragten sie liebenswürdig und überboten sich an Eifer, mir gefällig zu sein.

Es war ein sonderbarer Kontrast in dem Verhalten meiner deutschen und russischen Wächter. Die letzteren benahmen sich sorglos und einfach, wenn man will, lag sogar etwas freundschaftlich Zutrauliches darin. Für die deutschen Polizisten war ich ein gar gefährlicher Schwerverbrecher, der sich unter falschem Namen verbirgt; sie hatten ihre Instruktion, die sie strikte befolgten, und alles übrige kümmerte sie nicht; nebenbei erhofften sie für den angestrengten Dienst eine Belohnung zu erhalten, wie ich unterwegs ihrem Geflüster entnahm, als sie glaubten, ich sei eingeschlafen. Für die russischen Gendarmen, die mit gewöhnlichen Verbrechern nie zu tun haben, war ich der „politische Verbrecher“, wie es bei uns heißt, der

Staatsgefangene, dessen Name sie schon so oft gehört, daß sie mich als einen alten Bekannten betrachteten.

Ich war seit vier Jahren nicht in Rußland gewesen, und die ersten Menschen, die mir begegneten, von denen ich die Laute der Muttersprache vernahm, waren Gendarmen. Es ist begreiflich, daß ich mich, obwohl Revolutionär, in der Gesellschaft der Gendarmen wohl fühlte. Wer als Uneingeweihter in den Raum hätte blicken können, wo ich am Tische vor dem dampfenden Samowar saß, mir den Tee schmecken ließ und mit den ringsumher stehenden Gendarmen plauderte, der hätte sicher gedacht, daß hier eine gemütliche Unterhaltung zwischen guten Bekannten stattfindet.

„Na, wie ist's denn im Ausland? Sicher nicht so schön wie bei uns, was?" fragten mich die Burschen. Und ich erzählte, wie es im „Ausland" sei, daß es dort unvergleichlich besser sei als wie bei uns daheim. Das wollten sie aber nicht glauben; wir stritten hin und her, wobei alle Anwesenden, zehn oder zwölf Mann, eifrig durcheinander schwatzten. Als das Thema erschöpft war, fragte wiederum ich, was es bei uns Neues gebe? wie es gehe? Und nun schilderten sie mir begeistert, wie ganz Rußland vor kurzem die Feier der Mündigkeitserklärung des Thronfolgers, des jetzigen Zaren, begangen habe.

Die deutschen Polizisten hatten gegen Bescheinigung mein Gepäck und mich selbst abgeliefert und waren wieder abgezogen, wohl etwas enttäuscht, denn eine Belohnung war ihnen, wenigstens in Granitza, nicht ausbezahlt worden. — Nach einigen Stunden erschien ein Gendarmerieoffizier und befahl einigen der Leute, sich bereitzuhalten, um mich zu eskortieren, da ich mit dem nächsten Zuge weiter sollte.

Ich sah, daß er einem von ihnen das von den deutschen Polizisten übergebene Geld einhändigte. Ich zog also unbemerkt das russische Geld, das ich versteckt hatte, hervor und übergab es dem Offizier, da ich fürchtete, man könnte es bei einer sorgfältigeren Visitation finden. — Er war hocherstaunt und fragte, ob ich denn in Deutschland nicht visitiert worden sei? Dann befahl er nochmals, meine Kleider zu durchsuchen, was denn auch mit aller Gründlichkeit geschah. Aber das übrige deutsche Geld und die Schere fand man trotzdem nicht.

Drei Gendarmen begleiteten mich auf der Reise nach Petersburg. In Warschau, wo wir in der Nacht ankamen, erwartete mich ein

Oberſt der Gendarmerie. Wie die meiſten Gendarmerieoffiziere war er ſehr höflich und geſprächig.

„Sie ſind an dem Tſchigiriner Prozeſſe beteiligt?“ fragte er, und als ich das bejahte, fügte er zum Troſte hinzu:

„Nun, das iſt ja ſchon ſo lange her. Das war doch zur Zeit des polniſchen Aufſtandes? — Da kommt Ihnen das Manifeſt zugute, man wird Ihnen nicht viel anhaben.“

Zur Zeit des polniſchen Aufſtandes war ich noch nicht einmal acht Jahre alt! Das illuſtriert, wie wenig manche der Gendarmerieoffiziere über die politiſchen Prozeſſe Beſcheid wiſſen, die doch ihr eigentliches Metier ſind.

Die freundliche Teilnahme hinderte ihn natürlich nicht, meinen Wächtern die ſtrengſten Verhaltungsbefehle zu geben, was ich im Wagen ſitzend belauſchen konnte.

„Habt mir gut acht auf ihn! — Das Fenſter darf nicht geöffnet werden; er darf den Wagen nicht verlaſſen. — Daß ihr nicht unterwegs ſchläft!“ flüſterte er.

Die Gendarmen aber ließen ſich dadurch nicht ſtören, behandelten mich nach wie vor mit aller Zuvorkommenheit und zeigten nicht die geringſte Furcht, daß ich ihnen davonlaufen könnte.

Als wir in Petersburg ankamen, erwartete uns ein Gendarmeriekapitän und führte mich in einer geſchloſſenen Droſchke direkt nach der Peter-Pauls-Feſte.

VI

Die Peter-Pauls-Feste. — Der Staatsanwalt als Landsmann. Der grausame Arzt. — Eine flüchtige Bekanntschaft.

Ein sonderbares Gefühl beschlich mich, als ich sah, daß man mich nach diesem Kerker führte, den die Regierung der Zaren speziell für die Staatsverbrecher eingerichtet hat, den man von alters her in Rußland nur mit Schaudern nennt. Düstere Gedanken waren es, mit denen ich ihm nahte, aber auch die Neugierde stellte sich ein. Ich wußte wohl, daß in dieser Feste ein grausiges Regime herrscht, aber ich war eigentlich neugierig, es persönlich kennen zu lernen. Die Wirklichkeit entsprach in der Tat meinen Vorstellungen.

Kaum hatte man mich in irgend eine Kammer gebracht, als der Verwalter des Kerkers, Gendarmerieoberst Lesnik, mir befahl, mich bis auf die Haut zu entkleiden. Ein paar Gendarmen untersuchten mich aufs sorgfältigste und reichten mir dann, statt meine Sachen, Gefängniswäsche und einen gestreiften baumwollenen Kittel, wie sie in den Krankenhäusern üblich sind, und ein Paar Pantoffeln. Meine eigenen Sachen dagegen wurden fortgeschafft. Dann wurde ich in eine Zelle im Erdgeschoß eingeschlossen.

Alles ging hier lautlos vor sich, ohne jedes Geräusch, ohne daß jemand ein Wort sprach. Es war, als ob hier nicht Menschen jahre- und jahrelang lebten, sondern als ob man in einem Totenhause wäre. Einzig die Glockenschläge der Uhr unterbrachen die Stille, wobei jedesmal die Nationalhymne erklang: „Ehre, Ehre sei dir, russischer Zar."

Die Zelle war geräumig, aber finster, da das Fenster ganz oben an der Decke sich befand; es war kalt hier, trotzdem es im Mai war; die Sonne drang hier niemals herein, und die Wände waren feucht. Außer der eisernen Bettstelle mit Strohsack, Kissen und dünner Baumwolldecke war ein gleichfalls eiserner Tisch und ein Sitzbrett vorhanden, beides an die Wand geschmiedet, und der übliche, einen Gestank ausströmende „Kübel". Schon gegen 3 Uhr nachmittags herrschte hier Dunkelheit, obgleich in diese Zeit in

Petersburg die bekannten „hellen Nächte“ fallen, wo es überhaupt nicht dunkel wird. Vor allem aber machte sich die Kälte entsetzlich fühlbar, die wohl der Lage der Zelle zuzuschreiben war, besonders aber der unzureichenden Kleidung. Um mich zu erwärmen, marschierte ich bis zur vollsten Erschöpfung hin und her von einem Winkel in den anderen; kaum aber setzte ich mich auf einige Minuten nieder, so fror ich am ganzen Körper. Auch im Bette fühlte ich dieselbe durchdringende Kälte, weil die Decke gar zu luftig war. — Die Kost bestand aus einem Laib Kommißbrot von ungefähr zwei Pfund und dem Mittagessen aus zwei Gerichten, die nicht schlecht waren, doch war es zu wenig, und dazu waren die Speisen immer kalt, weil sie weit hergebracht wurden. Als Untersuchungsgefangener hätte ich mir aus eigenen Mitteln eine bessere Verpflegung verschaffen können, aber lange Zeit war es nicht möglich, weil die Gendarmen, die mich hergebracht, mein Gepäck und das Geld dem Gendarmerieoffizier übergeben hatten, und dieser hatte es an das Polizeidepartement abgeliefert. Am schlimmsten jedoch war, daß auch meine Brille auf diese Weise fehlte und ich somit nicht lesen konnte, was ebenfalls den Untersuchungsgefangenen gestattet wird. Es wurden mir daher die Tage und auch die Nächte unendlich lang. Ich versuchte alles mögliche, um mir Beschäftigung zu verschaffen; ich versuchte Rechenexempel zu lösen, natürlich „Kopfrechnen“, weil Schreibzeug nicht bewilligt wurde, ich erzählte mir selber Geschichten und frischte alle Erlebnisse auf. Schließlich verfiel ich darauf, eine Zeitung „herauszugeben“. Wenn ich morgens aufgestanden und mich gewaschen hatte, aß ich ein Stück Brot, und dann „las ich meine Zeitung“. Erst kam natürlich ein „Leitartikel“ über eine höchst aktuelle Frage, dann die „Rundschau“, „Stadtnachrichten“, das „Feuilleton“ usw. Aber nach einigen Tagen war natürlich der Stoff erschöpft, und die „Spalten meiner Zeitung“ wurden recht uninteressant, dabei konnte dieses „Lesen“ nicht den ganzen Tag ausfüllen; übrigens war ich auch bei Nacht oft wach, weil die Kälte mich nicht einschlafen ließ; so lief ich denn auf und ab, auf und ab wie ein Tier in seinem Käfig.

Die Spaziergänge brachten gleichfalls keine Abwechslung in das ewige Einerlei, weil sie nur jeden zweiten Tag stattfanden und sehr kurz dauerten: die Zeit zum Einkleiden und Auskleiden eingerechnet — es wurden die eigenen Kleider zu diesem Zwecke herein-

gebracht — nur eine Viertelstunde. Dabei fanden sie in einem von hohen Mauern eingeschlossenen Gefängnishofe statt, wo natürlich zu dieser Zeit außer Gendarmen und Schildwachen niemand zu sehen war. Mit den wachthabenden Gendarmen das geringste Gespräch anzuknüpfen, auch nur auf die einfachste Frage eine Antwort zu erhalten, war absolut unmöglich. Was man auch fragen mochte, sie starrten einem direkt ins Gesicht und schwiegen.

Nach einigen Tagen fand ich jedoch einige Beschäftigung; ich vernahm ein leises und schwaches Klopfen, das irgend weither an der Wand vernehmbar war. Als ich einige Jahre vorher im Gefängnis saß, hatte ich gelernt, mich dieses Verständigungsmittels zu bedienen, und das verabredete Alphabet fiel mir sofort ein.*

Es ist schwer, meine Freude zu beschreiben, als ich die wohlbekannten Laute vernahm und glaubte, daß sie mir galten. Aber ich sollte mich bitter täuschen. Als ich durch Klopfen antworten wollte, sah ich alsbald, daß es nicht mir galt, sondern daß zwei Freunde sich hier unterhielten und auf meine Versuche, mich ihnen „vorzustellen", nicht antworteten. Dieses Klopfen war in der Feste streng verboten, und die beiden wollten einen dritten, ihnen Unbekannten nicht in ihre Gesellschaft aufnehmen, weil sie fürchteten, bloßgestellt und der Möglichkeit, miteinander zu verkehren, beraubt zu werden. Ich mußte mich darauf beschränken, zuzuhören, was

---

* Für den deutschen Leser sei bemerkt, daß es sich um ein altes, von allen Staatsgefangenen oft angewendetes Mittel handelt. Die Buchstaben des Alphabets werden in eine bestimmte Anzahl Reihen gruppiert, zum Beispiel:

a b c d e f
g h i k l m
n o p r s t
u v w x y z

Man bildet also Worte, indem man jeden einzelnen Buchstaben durch eine Anzahl Schläge an die Wand bezeichnet, und zwar bezeichnet man erst durch die Zahl der Schläge die horizontale Lage, in welcher der Buchstabe steht, dann seinen Platz in dieser Reihe. Um zum Beispiel das Wort „ich" zu bezeichnen, klopft man zweimal, kurze Pause, dreimal, längere Pause; einmal, kurze Pause, dreimal, längere Pause, zweimal, kurze Pause, zweimal. Eine langwierige Prozedur, aber Eingekerkerte haben Zeit im Überflusse; ganze lange Erzählungen werden auf diese Weise mitgeteilt. Nicht nur die Zellennachbarn können sich derart verständigen, sondern der Schall ist oft in weitabgelegene Zellen, wenn sie eine gemeinsame Mauer haben, hörbar. Der Übersetzer.

sich die beiden in ihren kurzen Gesprächen mitzuteilen hatten. Es waren stereotyp wiederkehrende Sätze: „Guten Tag!“ — „Wie hast du geschlafen?“ — „Was treibst du?“ — worauf die Antwort erfolgte: „Guten Tag!“ — „Gut.“ — „Trinke Tee.“ Aber selbst um den Austausch derart nichtiger Phrasen beneidete ich die beiden. Ich erfuhr nicht einmal, ob da ein Mann und eine Frau miteinander sprachen oder zwei Männer.

Ich weiß nicht genau, wie lange es dauerte, bis ich zum erstenmal verhört wurde, aber es sind sicher acht bis zehn Tage gewesen. Bis zu diesem Tage hatte man mich, seit ich in Rußland war, nicht nur nicht verhört, sondern man hatte nicht einmal nach meinem Namen gefragt. Wie eine Sache, wie ein Postpaket, das von auswärts kam, wurde ich mit den entsprechenden „Begleitscheinen“ von einer Hand in die andere gegeben, ohne daß man sich für meinen Namen interessierte. Die Gendarmen schienen zu wissen, daß ich den Namen Buligin angenommen hatte, während ich in Wirklichkeit Deutsch sei; aber was ich eigentlich verbrochen, wußten meine Schutzengel nicht und schienen sich auch nicht dafür interessiert zu haben. In der Peter-Pauls-Feste bedurfte es auch eigentlich keines Namens; man redete mich hier in unpersönlicher Form an, oder richtiger, man redete überhaupt nicht, man verständigte sich einfach durch Gebärden.

* * *

Eines Morgens wurden mir meine Kleider gebracht. Ich glaubte, es handle sich um den üblichen Spaziergang, wurde aber in ein Zimmer geführt, wo an einem mit blauem Tuche bedeckten Tische drei Herren in der Kleidung der Justizbeamten saßen. Mir wurde ein Stuhl angeboten, und einer der Beamten erklärte mir, er sei der Untersuchungsrichter „für besonders schwere Fälle“ am Petersburger Gerichtshof, Olschaninoff, dann stellte er den einen seiner Genossen als den Staatsanwalt Murawjeff* vor; den Namen des dritten erfuhr ich nicht.

Es begann das Verhör. Auf die Frage nach meinem Namen usw. antwortete ich sofort wahrheitsgemäß. Ich war bereits vorher zu dem Schlusse gekommen, daß ich nichts mehr zu verlieren und nichts zu hoffen hatte. Dann erzählte ich den wirklichen Verlauf des Attentats gegen Gorinowitsch, wobei ich natürlich keinen Namen

* Den jetzigen Justizminister.

Unbeteiligter nannte und nicht im geringsten versuchte, mich zu entlasten; ich wußte, daß ich niemand mehr helfen und noch weniger schaden konnte, wenn ich die volle Wahrheit sagte, weil alle irgend verdächtigen Personen, wie bereits erwähnt, schon fünf Jahre vorher abgeurteilt waren; mich selbst konnte ich ebensowenig belasten wie entlasten, meine Strafe war ja von vornherein durch die Bedingungen der Auslieferung, die zwischen Rußland und Baden vereinbart waren, bestimmt. Es blieb mir also nur übrig, im Interesse der historischen Wahrheit diese Episode unserer Bewegung richtig darzustellen. Das glaube ich auch erreicht zu haben.

Während des Verhörs, das der Untersuchungsrichter leitete, stellte auch der mir unbekannt gebliebene Beamte Fragen an mich. Es ging mir mit diesem Manne ähnlich wie mit Professor Thun in Freiburg — ich erkannte ihn nicht sofort; später zeigte es sich, daß ich ihn von Kiew her kennen mußte, wo er 1877 in meinem Prozesse eine Rolle spielte; sein Name war Kotljarewski. Damals war er Vertreter des Staatsanwalts, jetzt bekleidete er den gleichen Posten am Appellationsgerichtshof in Petersburg, wo er speziell die politischen Prozesse zu leiten hatte. Obwohl dieser Mann bei den Revolutionären im schlechtesten Rufe stand und auch mit einem Attentat von Osinski und Genossen (im Februar 1878) bedroht wurde, freute ich mich gewissermaßen, ihm hier in der finsteren Peter-Pauls-Feste zu begegnen, es war immerhin ein bekanntes Gesicht, ein Landsmann aus Kiew. Auch er verhielt sich freundlich gegen mich, und bald hatten wir ein Gespräch angeknüpft und erzählten uns unsere Erlebnisse in den letzten Jahren. Um den Untersuchungsrichter, der unterdessen das Protokoll aufsetzte, nicht zu stören, setzten wir uns abseits nieder und plauderten in aller Gemütlichkeit. Er bemerkte, daß ich mich stark verändert hätte, seit wir uns zuletzt gesehen. „Nicht nur äußerlich, meine ich, aber auch Ihr Charakter hat sich stark verändert," sagte er.

Das mochte stimmen. Als sehr gescheiter und durchtriebener Mensch zeichnete sich Kotljarewski stets durch scharfe Beobachtung aus, und diese Eigenschaft wußte er vorzüglich bei den politischen Prozessen auszunützen.

„Erinnern Sie sich, was für ein Hitzkopf Sie damals waren? Wie Sie einmal mir beinahe ein Tintenfaß an den Kopf geworfen hätten?"

Ich konnte mich dieses Vorfalls noch genau erinnern und merkte sofort, warum er darauf zurückkam. Es handelte sich darum, daß

ich während meiner Haft in Kiew im höchsten Grade nervös erregt war, furchtbar heftig und reizbar, und zum Teil aus diesem Grunde, zum Teil als Mitglied der „Buntari" speziell daran festhielt, daß bei jeder Gelegenheit die Kampfesstellung gegen alles, was Behörde heißt, kundzugeben sei; da kam es einmal zu einem Zusammenstoß zwischen mir und Kotljarewski: er bestand darauf, daß ich das Protokoll unterschreibe, was ich unbedingt verweigerte. In höchster Wut ergriff ich das Tintenfaß und war bereit, es ihm an den Kopf zu werfen, wenn er mich nicht in Ruhe ließe. Er bemerkte meine Absicht, bewahrte aber seine Ruhe, rief den Schließer und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Als der Mann sich eiligst entfernte, glaubte ich, der Staatsanwalt lasse die Wache holen, um mich in den Karzer zu sperren. Wie groß aber war meine Verwunderung und Freude, als nach einigen Minuten die Tür sich öffnete und mein Freund Stefanowitsch auf der Schwelle stand, der im gleichen Gefängnis saß, ohne daß ich ihn bisher hätte sehen können. Es war eine ungemein freudige Überraschung für uns, als wir einander erblickten.

„Haben Sie die Güte, Ihren Kameraden zu beruhigen," wandte sich Kotljarewski an Stefanowitsch, „seine Nerven scheinen überreizt zu sein."

Schon damals lernte ich die Gewandtheit des Mannes schätzen und sagte ihm jetzt, er habe mich in Kiew gentlemanlike behandelt, was ihm sehr angenehm zu sein schien.

Im Verlaufe des Gesprächs drückte ich ihm meine Verwunderung darüber aus, daß, obgleich ich von Deutschland als gemeiner Verbrecher ausgeliefert sei, man mich nach der Peter-Pauls-Feste gebracht hatte, wo doch bekanntlich nur Staatsverbrecher gehalten werden.

„Auch begreife ich nicht," fügte ich hinzu, „warum man mich nach Petersburg gebracht hat, während doch die Tat, deren ich angeklagt bin, in Odessa stattgefunden hat, und dem Gesetze nach hat der Prozeß dort stattzufinden, wo die Tat begangen wurde."

Darauf gab mir Kotljarewski keine Antwort. Dagegen versprach er, sich dafür zu verwenden, daß mir die Möglichkeit geboten werde, mich aus eigenen Mitteln zu beköstigen, er würde darüber mit dem Direktor des Polizeidepartements Plehwe sprechen.

Kurz darauf wies mir Oberst Lesnik eine bequemere Zelle im ersten Stockwerk an und behandelte mich auch sonst fortan etwas

beſſer. Zwei Tage nach jenem Verhör teilte er mir mit, daß mein Geld und mein Gepäck aus dem Polizeidepartement eingetroffen ſei und ich mir jetzt Lebensmittel und Tabak anſchaffen könne. Ich freute mich beſonders darauf, daß ich meine Brille erhalten würde. Doch ſtellte ſich heraus, daß es dazu einer Anordnung des Gefängnisarztes bedurfte. Dieſer erſchien denn auch bald. Es war ein Greis von 60 bis 70 Jahren und hatte den Rang eines Generals; er war bekannt als roher und geradezu grauſamer Patron, wofür er mir alsbald den Beweis lieferte. Er tat mir die Augenlider in die Höhe, ſtreifte mich mit einem drohenden Blick und erklärte kurzerhand, ich hätte durchaus normale Augen und brauche keine Brille. In Wirklichkeit aber leide ich nach Anſicht hervorragender Augenärzte an einer ſeltenen Anomalie der Augen und muß ſchon ſeit dem achtzehnten Lebensjahr eine Brille beim Leſen benutzen.

Die Weigerung des Gefängnisarztes erregte mich aufs äußerſte, brachte mich der Verzweiflung nahe. Ich war bereit zu ſchreien, zu flehen und zu fluchen, nur mit Mühe konnte ich mich beherrſchen.

„Ich bitte Sie, Sie irren unbedingt, ich kann wahrhaftig ohne Brille nicht eine Zeile leſen!“ rief ich. „Bedenken Sie doch, was Sie tun: Sie verurteilen mich zu der ſchlimmſten Folter, indem Sie mir die einzige Zerſtreuung rauben, die hier zuläſſig iſt!“ Es half alles nichts, der Mann blieb unerſchütterlich und wiederholte ſtumpfſinnig die Phraſe: „Nein, Sie brauchen keine Brille;“ damit ging er. Ich ballte krampfhaft die Fäuſte, ohnmächtige Wut erfüllte mich. Noch ein Augenblick, und ich hätte die Selbſtbeherrſchung verloren. . . .

Doch was blieb mir übrig? Ich mußte auch das ertragen. Was erträgt der Menſch nicht alles? Aber jedesmal, wenn ich an dieſen Arzt in der Rolle des Henkers dachte, wallte mein Blut auf. Es blieb mir als einziges Zerſtreuungsmittel die Cigarette, ſie wurde mein Freund und Genoſſe in der Einſamkeit. Für Gefangene iſt überhaupt das Rauchen ein Hochgenuß, man fühlt ſich dabei weniger verlaſſen, verſtoßen.

Wieder ſchleppte ich meine Tage in qualvoller Untätigkeit hin. . . . Da drangen eines Morgens Laute an mein Ohr! Es wurde geklopft, und zwar in meiner nächſten Nähe. „Gilt es mir?“ Ich antwortete ſofort mit den bekannten Zeichen durch einige Schläge an die Wand. Es galt mir. Welche Freude! Ich werde erfahren,

wer von den Kameraden hier ſitzt, werde mit einem Menſchen Gedanken austauſchen.... „Wer ſind Sie? An welchem Prozeß beteiligt?“ entziffere ich die Laute. Ich ergreife den Kamm, den einzigen beweglichen harten Gegenſtand, der im Gefängnis zuläſſig iſt, und klopfe meinen Namen. Mein Partner iſt erſtaunt: „Wie kommen Sie hierher?“ fragte er. „Und wer ſind Sie?“ klopfe ich. „Kobiljanſki“ war die Antwort.

Ich war nicht minder erſtaunt, ihm hier, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, zu „begegnen“. Perſönlich hatten wir uns nicht kennen gelernt, doch wußte ich, daß er wegen Teilnahme an verſchiedenen terroriſtiſchen Unternehmungen im Jahre 1880 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wurde und vor längerer Zeit ſchon nach den ſibiriſchen Bergwerken auf der Kara deportiert worden war. Wie kam er alſo nach der Peter-Pauls-Feſte? Ich brannte vor Ungeduld, zu erfahren, was geſchehen war. Aber ebenſo ungeduldig war er, zu erfahren, wie es kam, daß man mich eingefangen. Ich mußte nachgeben. Jedoch kaum hatte ich ihm in möglichſt kurzen Sätzen mitgeteilt, daß man mich in Deutſchland abgefaßt und ausgeliefert hatte, wurde ich durch den Ruf unterbrochen:

„Sie klopfen?!“

Ich ſprang auf und blickte mich um: vor mir ſtand Oberſt Leſnik in Begleitung einiger Gendarmen; man hatte mich beobachtet, in aller Stille die Tür geöffnet und mich überraſcht. Ein Ausweichen gab es nicht, da ich ja auf friſcher Tat ertappt wurde.

„Daß Sie es wiſſen: wenn Sie ſich noch einmal unterſtehen, Ähnliches zu treiben, ſo kommen Sie wieder in das Erdgeſchoß, und ich entziehe Ihnen die Erlaubnis, zu rauchen und ſpazieren zu gehen.“ Damit ging er.

Ich fühlte mich in der Lage eines Schulbuben, den man wegen einer Unart abgekanzelt hat. Das Klopfen wird überall in den Gefängniſſen verboten, aber es iſt ein menſchliches Bedürfnis, wie das Sprechen für jeden Menſchen. Vorläufig mußte ich jedoch die Hoffnung aufgeben, zu erfahren, warum Kobiljanſki aus Sibirien zurückgebracht ward.*

---

* Später erfuhr ich darüber folgendes: Im Mai 1882 waren einige der politiſchen Verbrecher aus dem Kerker auf der Kara entſprungen; ſie wurden bald wieder eingefangen. Darauf wurden die furchtbarſten Maßregeln in jenem Kerker eingeführt und beſchloſſen, die „beſonders gefähr-

Kurze Zeit nach diesem Vorfall wurde mir zu ungewohnter Stunde mein Anzug gebracht. Ich nahm an, daß es einem Verhör gelte. Doch nein, man schien mich ganz fortschaffen zu wollen: es erschien der Gendarmeriekapitän, der mich von der Bahn hergebracht hatte, mein Gepäck wurde herbeigeschafft.

„Wohin geht es, nach Odessa?" Der Offizier gab keine Antwort.

„Wahrscheinlich führt man mich zur Bahn," dachte ich, als ich in Gesellschaft des Kapitäns in der Droschke saß.

Es war einer jener Übergangspunkte während der „weißen Nächte" in Petersburg, wo man sich nicht klar wird, ob es dämmert oder tagt. Das Wetter war herrlich, und ich fühlte mich erleichtert bei dem Gedanken an die Reise nach Odessa. Doch nein, der Wagen schlägt einen anderen Weg ein, es geht nicht nach dem Bahnhof. Bald hielten wir im Hofe eines gewaltigen Steinbaues, es war das Untersuchungsgefängnis.

---

lichen Elemente" fortzuschaffen. Man wählte nach den blödesten Motiven dreizehn Mann, von denen nur vier an der Flucht teilgenommen, und schaffte sie nach der Peter-Pauls-Feste und später nach Schlüsselburg, wo ein besonderes Gefängnis für politische Verbrecher mit geradezu entsetzlichem Regime eingerichtet wurde. Unter diesen befand sich Kobiljanski, obwohl er nicht an der Flucht teilgenommen hatte. Fast alle diese Unglücklichen fanden in der Schlüsselburger Feste ihren Tod: Butsinski, Gelis, Jg. Iwanoff, Kobiljanski, Jurkowski und Tschedrin. Nur einer lebt noch — Michael Popoff.

VII

Veränderte Gefängnisordnung. — Ein fehlgeschlagener Plan. Besuch des Ministers. — Staatsgeheimnis. — Der Schriftsteller als Zellennachbar.

Als der Gendarmerieoffizier mich dem Gefängnisdirektor übergab, deutete er mit dem Finger auf eine Stelle in dem Begleitschein. Jener fixierte mich hierauf scharf: es war klar, daß es sich um die Warnung handelte, mich streng zu überwachen wegen meiner früheren Flucht.

Ich sah sofort, daß die Gefängnisordnung hier minder scharf war: meine Habseligkeiten wurden mir, nachdem sie noch einmal visitiert waren, in die Zelle gebracht. Als ich sie zu Gesichte bekam, sah ich vor allen Dingen nach, ob das verborgene Geld und die Schere noch vorhanden waren, und richtig, ich fand sie! Trotz der eifrigen Untersuchung in der Feste und hier hatte man sie ebensowenig gefunden wie bei den früheren Visitationen. Die Schere versteckte ich auf alle Fälle wieder, die deutschen Banknoten wollte ich wechseln, um wenigstens einen Teil des Geldes zur Verfügung zu haben. Das war freilich nicht so einfach! Ich begann die Schließer zu beobachten; es waren ihrer drei auf dem Korridor, an dem meine Zelle lag. Am zugänglichsten schien mir der, welcher mein Gepäck untersucht hatte, und ich beschloß, ihn zu kapern. Ich holte das Geld aus dem Versteck und rief den Mann, als er Dienst hatte, in meine Zelle.

„Was wünschen Sie?" fragte er eintretend und die Türe hinter sich schließend.

„Haben Sie mein Gepäck richtig durchsucht, als man mich hier einlieferte?"

„Ja freilich! Was ist los?" Er tat ganz erschrocken.

„Ei, nichts Besonderes," beruhigte ich ihn. „Nur muß ich Ihnen sagen, daß Sie nicht zu suchen verstehen. Da sehen Sie, das Geld war dabei, Sie haben es nicht gefunden." Damit hielt ich ihm die Banknoten unter die Nase.

„Das kann nicht sein, ist ganz unmöglich! Ich habe alles durchsucht. Wo hatten Sie es versteckt?"

„Nun, das ist mein Geheimnis. Aber jetzt passen Sie mal auf: es ist deutsches Geld; wenn man es wechselt, gibt es ungefähr 50 Rubel; nehmen Sie es, und wenn Sie abgelöst werden, gehen Sie damit nach einer Wechselstube — es hat deren viel auf dem „Prospekt" — und lassen es wechseln. Die Hälfte gehört Ihnen, das übrige mir. Einverstanden?"

„Gut, ich besorge es." Er nahm das Geld und ging.

„Er beißt an!" dachte ich bei mir und begann alsbald daraufhin Pläne zu schmieden. Ich wußte aus früherer Erfahrung, daß vor allem geheime Verbindungen mit der äußeren Welt herzustellen sind. Wir Revolutionäre hatten schon wiederholt solche Verbindungen hergestellt, indem die Schließer gegen hohe Belohnung es unternahmen, Briefe hin und her zu befördern.* — Als ich jetzt sah, wie leicht der Mann auf meinen Vorschlag einging, überlegte ich alsbald weitere Schritte. Nach einigen Tagen, sagte ich mir, versuchen wir es mit einem Briefe, den er zur Post schafft, dann schicke ich ihn mit einem Auftrag an einen meiner Bekannten; ist erst die Verbindung hergestellt . . . wer weiß, vielleicht wird etwas daraus . . .

Am Vormittag hatte ich dem Schließer das Geld übergeben, und den ganzen Tag war ich ungemein erregt. Der Mann schaute mehreremal durch das Guckloch in der Türe, lächelte und nickte mir zu, was ich in der gleichen Weise erwiderte. Gegen Abend kam er jedoch wieder in meine Zelle und brachte das Geld zurück.

„Nehmen Sie, ich fürchte hereinzufallen . . . Sehen Sie, da ist vor kurzem ein Kollege hereingefallen, der hatte zwei Uhren bei sich, die man fand, und er wurde entlassen . . . Sehen Sie, der Dienst ist hier nicht schlecht, 25 Rubel bekommen wir monatlich; so etwas findet man nicht leicht wieder. Nein, ich fürchte mich, nehmen Sie es zurück . . . ich habe Familie."

Natürlich drang ich nicht weiter in ihn, weil ich wohl wußte, daß wenn der Mann keine Courage hat, er jedenfalls sich nicht zur „Brieftaube" entwickeln wird. Da ich aber auf diese Weise keine Möglichkeit mehr hatte, das Geld insgeheim wechseln zu lassen, forderte ich ihn auf, die Scheine dem Verwalter zu übergeben, damit dieser sie zu dem übrigen Gelde lege.

---

* Im Süden, in Kiew, nannten wir einen solchen Schließer „Brieftaube".

„Sagen Sie ihm, Sie hätten es beim Durchsuchen meiner Sachen gefunden."

„Nein, das geht nicht, es würde Skandal geben, weil ich nicht gleich ablieferte. Ich will lieber die Wahrheit sagen, daß Sie es mir erst jetzt übergeben haben."

So waren meine Luftschlösser in Nebel zerronnen. Das Geld wurde dann richtig in Verwahrung genommen, ohne daß man weitere Nachforschungen unternommen hätte.

Meine Bücher wurden mir in einigen Tagen übergeben, und auch die Gefängnisbibliothek durfte ich benützen. Man kann sich denken, wie ich nach der langen Entsagung in der Feste mich in die Lektüre vertiefte. Auch Schreibzeug wurde mir bewilligt. In mancher Beziehung hatte ich es also besser in diesem Gefängnis als in der Peter-Pauls-Feste. Doch gab es auch manche Schattenseiten. Die kleinen Zellen mit den steinernen Fußböden wurden in der Sommerhitze zu wahren Backöfen; in der Zelle war es schwül zum Ersticken und staubig. Auch die Kost stand quantitativ und qualitativ der in der Feste nach. Am schlimmsten aber stand es mit den „Spaziergängen"; man stelle sich einen riesigen Kreis vor, der durch Zäune, die im Zentrum zusammenliefen, in eine Anzahl Sektoren geteilt ist; in diesen „Viehverschlägen" ließ man uns herumlaufen; man sah dabei nur die Bretterzäune und ein winziges Stückchen Himmel. Allerdings durften wir alle Tage dreiviertel Stunden auf diese Weise Luft schöpfen, aber auf die Dauer wurde es recht fad, in dem „Verschlage" sich zu „erholen".

Im Gegensatz zu der unheimlichen Stille in der Peter-Pauls-Feste ging es hier ungemein lebhaft zu. Von allen Seiten hörte man Geschrei und Lärm. Die Fenster des Korridors führten nach der Straße hinaus, und so drang das Geräusch des Straßenlebens oft in die Zelle; man hörte die Wagen vorüberrasseln und das Schreien der Straßenverkäufer, oder ein Leierkastenmann gab seine Melodie zum besten. Zuweilen träumte man sich in die Freiheit zurück und fühlte um so schwerer die Last des Kerkerlebens.

Eines Tages ging es besonders lebhaft auf den Korridoren zu; es wurde geputzt, gereinigt, ausgebessert; man schien sehr hohen Besuch zu erwarten. In der Tat erfuhr ich alsbald, daß der Justizminister Nabokoff das Gefängnis visitieren würde. Bald darauf erschien er denn auch in meiner Zelle, von einer zahlreichen

Suite begleitet. Als ihm mein Name genannt wurde, begrüßte er mich und sagte:

„Ich habe Ihre Aussagen gelesen; — sie haben mir sehr gefallen, weil sie wahrhaftig zu sein scheinen. Ich würde wünschen, daß Sie vor Gericht auch so aussagen."

Ich antwortete ihm das gleiche, was ich bereits oben über meine Aussagen bemerkt habe, nämlich, daß es mir dabei nur auf die Feststellung der historischen Wahrheit ankomme.

Er ging, kehrte jedoch noch einmal wieder und stellte ein paar gleichgültige Fragen, aber es sah aus, als wollte er eigentlich von ganz anderen Dingen reden. — Beim Sprechen beugte er sich etwas vor und hielt die Hand ans Ohr; sein ganzes Benehmen war schlicht und einfach.

In der Suite befand sich auch Kotljarewski; er blieb einen Augenblick zurück und sagte mir, daß er mit mir sprechen wolle, wenn der Minister fort sei; nach einiger Zeit wurde ich denn auch zu ihm in einen Raum geführt, der als Schulzimmer diente.

„Ich habe kein Verhör mit Ihnen anzustellen, sondern ich möchte einfach mit Ihnen plaudern, alte Erinnerungen auffrischen," sagte Kotljarewski. Wir setzten uns auf eine der Schulbänke und waren bald in eifriges Gespräch vertieft.

An eine Bemerkung meinerseits anknüpfend, kam Kotljarewski auf die Frage zu sprechen, die ich bei unserer ersten Unterredung an ihn gerichtet hatte, warum man mich in die Peter-Pauls-Feste gesperrt hatte?

„Ja, sehen Sie, da kamen höchst wichtige Staatsinteressen in Erwägung," meinte er. „Die Sache ist die: werden Sie vor ein gewöhnliches Gericht gestellt und nur wegen des Attentats gegen Gorinowitsch angeklagt, so werden Sie zu acht bis zehn Jahren nach Sibirien verdonnert. Das aber war nicht genehm in höheren Kreisen."

Er betonte die letzten Worte scharf.

„Aber man kann doch gar nicht anders handeln!" rief ich verwundert; „Deutschland hat doch an meine Auslieferung bestimmte Bedingungen geknüpft."

„Na, das ließe sich schon machen! Wir sind jetzt mit Bismarck gut Freund; er würde uns schon den kleinen Gefallen erweisen. Man könnte ja zur Not die Sache so darstellen, daß Sie nach der Auslieferung ein Staatsverbrechen begangen haben. Da fällt mir

übrigens ein: die Deutschen haben alle Notizen, die Sie sich im Freiburger Gefängnis gemacht haben, hergeschickt."

Ich war im höchsten Grade erstaunt. Es fiel mir ein, daß ich in der Tat aus Langeweile in Freiburg dies und jenes niedergeschrieben hatte, Notizen, Pläne usw., aber ich konnte mir nicht vorstellen, wie diese Blätter in die Hände der russischen Regierung gelangt sein konnten, da ich alle Manuskripte bei der Abreise vernichtet hatte. Wahrscheinlich verhielt sich die Sache so: während man mich spazieren gehen ließ, durchstöberte man meine Papiere und entwendete einzelne Blätter, die dann nach Rußland geschickt wurden. Immerhin schien es mir unmöglich, daß man auf Grund solcher Aufzeichnungen eine neue Anklage konstruieren und den Auslieferungsvertrag mit Deutschland abändern könnte. Als ich dieses sagte, erwiderte mir Kotljarewski:

„Seien Sie unbesorgt, das bringt man schon fertig! Nichts wäre leichter, als eine Einwilligung Deutschlands zu erlangen, und dann würde man Sie nach Gebühr aburteilen. Leute, die weniger auf dem Kerbholz hatten als Sie, Malinka, Drebjasgin, Maidanski, sind längst hingerichtet. Und Sie? Aus dem Gefängnis sind Sie durchgebrannt, als man Sie wegen des Attentats gegen Gorinowitsch endlich erwischt hatte; dann haben Sie noch volle acht Jahre allerlei angestiftet, haben noch mit Stefanowitsch die Tschigiriner Verschwörung angezettelt usw. usw. Und diese vielen Geschichten sollen Ihnen jetzt nicht mehr als einige Jahre Zwangsarbeit einbringen? — das paßte der Regierung nicht in den Kram! — Als man Sie also ausgeliefert hatte, wurde in den ‚höheren Kreisen' eine besondere Beratung abgehalten. Ich war natürlich nicht dabei, ich zähle nicht zu den Auserwählten, aber man hat mir erzählt, was es dort gab. Anfangs waren alle einig, eine Änderung des Auslieferungsvertrages herbeizuführen, damit man Sie vor ein Ausnahmegericht stellen könne. Dann — Sie können es sich ungefähr denken — hätte man kurzen Prozeß mit Ihnen gemacht! Aber einer von den Hauptpersonen kamen Bedenken, dieser Herr meinte: ‚Gut, Deutschland wird uns den Gefallen tun; ist das aber ein Vorteil für uns? Jetzt hat man den Deutsch abgefaßt; morgen kann in irgendeinem anderen Lande ein noch viel besserer Fang gemacht werden. Dann dürfte es aber schwer werden, die Auslieferung des Betreffenden zu erlangen; die Presse wird Lärm schlagen, man wird behaupten, Rußland respektiere die Verträge

nicht, und wird sich auf das Beispiel mit Deutsch berufen.' Diese Ansicht gewann die Majorität, und nur deshalb hat man beschlossen, die Anklage gegen Sie nur wegen des Attentats gegen Gorinowitsch zu erheben. Aus diesem Grunde nun hatte man Sie in der Peter-Pauls-Feste gelassen, bis der Beschluß feststand."

Es ist möglich, daß Kotljarewski mir dieses „Staatsgeheimnis" verriet, um mir die Zunge zu lösen: vielleicht aber hat er in der Tat dabei keine Hintergedanken gehabt, sondern aus freien Stücken aus der Schule geschwatzt. Im weiteren Verlaufe des Gesprächs berührte er die verschiedensten Dinge. Als unter anderem die Rede von den politischen Verfolgungen in Rußland war, wies ich darauf hin, daß so oft absolut harmlose Menschen zu grausamen Strafen verurteilt werden.

„Was wollen Sie," erwiderte er, „wo Bäume gefällt werden, gibt es Späne. Schon die alten Römer wußten: summa jus, summa injuria. Übrigens bin ich persönlich gegen die Todesstrafe. Ich sage mir: in einem großen Staate sind politische Verbrechen unvermeidlich; unter einer Bevölkerung von vielen Millionen muß es stets ein paar tausend Unzufriedene geben. Natürlich muß man gegen die Wühler vorgehen. Aber eine starke Regierung kann sie unschädlich machen, ohne zur Todesstrafe greifen zu müssen."

Bei diesem Thema angelangt, fragte er dann scheinbar nebenbei, wieviel Terroristen nach meiner Meinung wohl noch in Rußland vorhanden sein können? Ich antwortete, daß ich darüber nichts wisse, da ich selbst nicht der terroristischen, sondern der sozialdemokratischen Partei angehöre.

„Freilich, aber als ‚befreundete Macht' werden Sie doch wohl annähernd über die Stärke der Terroristen orientiert sein. Ich glaube nämlich, daß es nur noch ganz wenige sein können," meinte er.

In jener Zeit waren in der Tat nur noch sehr wenige aktive Terroristen in Rußland übrig geblieben. Ich wollte aber Kotljarewski in seiner Meinung über die „befreundete Macht" nicht bestärken und sagte ihm, daß meiner Schätzung nach „kaum einige tausend Terroristen vorhanden sein könnten, nicht mehr".

„Wo denken Sie hin," rief er, „das ist ganz unmöglich! Ich rechne höchstens ein paar hundert; in der letzten Zeit haben ja Massenverhaftungen stattgefunden."

Ich widersprach ihm, was ihn zu ärgern schien.

Zu jener Zeit, das heißt im Sommer 1884, waren in dem Untersuchungsgefängnis eine Anzahl Personen inhaftiert, die verschiedener „Staatsverbrechen" beschuldigt waren. Eines dieser „Verbrechen", das die Verhaftung zahlreicher Personen in Petersburg, Moskau, vielen kleineren Städten und selbst in Sibirien veranlaßt hatte, nannte Kotljarewski „die Affäre der alten Hosen". Auf meine Frage erzählte er mir folgendes über diese Haupt- und Staatsaktion:

„Bei einer Haussuchung hatte man einen Zettel gefunden, auf dem die Namen jener Personen verzeichnet waren, die behilflich waren, die politischen Gefangenen mit Kleidern, Wäsche und ähnlichem zu versehen.

„Daraufhin hat man unzählige Personen verhaftet und versucht nun, einen großen Prozeß anzuzetteln wegen des ‚Geheimbundes' unter dem Namen ‚Das rote Kreuz der Narodnaja Wolja'," fuhr Kotljarewski fort, wobei er offenbar auf die Gendarmerie anspielte. „Gendarmerie und Staatsanwaltschaft liegen sich nämlich oft in den Haaren und fechten manche Intrige gegeneinander aus. — Eine nette Verschwörung in der Tat, bei der es sich darum handelt, Gefangene mit gebrauchten Kleidern und Wäsche zu versehen! Ich nenne daher diesen Prozeß ‚die Affäre der alten Hosen'. Ich habe mich jetzt damit zu befassen und versuche die Geschichte auf administrativem Wege zu erledigen."*

Außer vielen Gefangenen, die in diesen Hosenprozeß verwickelt waren, saßen damals im Untersuchungsgefängnis eine Anzahl bekannter Schriftsteller: Protopopoff, Kriwenko, Stanjukiewitsch, Erthel. Der erstgenannte war mein Zellennachbar, und bald „klopften" wir. Freilich war es nicht ohne Mißverständnis abgelaufen. Nachdem ich ihm meinen Namen genannt hatte, hörte er plötzlich auf, mir zu antworten. Ich wußte mir keinen Vers darauf zu machen. Es vergingen dann mehrere Tage; ich hörte ihn auf und ab gehen in der Zelle, vernahm seine Stimme, wenn er mit dem Schließer sprach, aber meine Signale ließ er unbeantwortet. Ich schloß, daß er sich fürchte, abgefaßt zu werden,

* Eine solche Erledigung könnte für die Beteiligten immerhin noch schlimm genug ausfallen. — „Auf administrativem Wege" kann nämlich die Gendarmeriebehörde in Rußland Leute einkerkern und für viele Jahre in die Verbannung nach Sibirien oder den „entlegenen Gouvernements" schicken. Anmerkung des Übersetzers.

obwohl das Gefängnispersonal hier nicht besonders gegen diesen Brauch einzuschreiten schien, und gab meine Versuche auf. Nach längerer Zeit aber meldete er sich wieder: „Warum verheimlichen Sie mir Ihren Namen?“ fragte er. Ich antwortete sofort, daß ich von Anfang an meinen Namen genannt hätte, und wiederholte ihn nun, worauf er sich eiligst entschuldigte: „Ich habe Sie für einen Spion gehalten, weil ich den Namen nicht entziffern konnte; es schien mir, als hätten Sie absichtlich so undeutlich geklopft, um Ihren Namen zu verbergen.“

Jetzt kamen wir bald ins Gespräch. Wir hatten gemeinsame Freunde und waren daher dem Namen nach einander bekannt. Naturgemäß hatten wir das Bedürfnis, einander auch von Angesicht kennen zu lernen, und griffen zu diesem Zwecke zu folgender List: Aus den Fenstern unserer Zellen, die im fünften Stockwerk lagen, konnte man die „Viehverschläge“ sehen; da wir aber zu gleicher Zeit den „Spaziergang“ machten, so mußten wir nach Übereinkunft jeder einen Tag den Spaziergang aussetzen, und damit der in der Zelle Verbliebene den anderen erkenne, wurde ein Zeichen verabredet. Auf diese Weise lernten wir einander auch äußerlich kennen. Nun sollten wir noch unsere Stimmen gegenseitig hören; auch das wurde erreicht. Wir wußten nämlich, daß in diesem Gefängnis die politischen Gefangenen nicht nur miteinander sprechen, sondern sogar einander kleine Gegenstände durch die Röhren der Wasserklosette zustecken. Die Leitung war nämlich so eingerichtet, daß je zwei Zellen in allen sechs Stockwerken miteinander verbunden waren; auf diese Weise konnten sich also je zwölf Gefangene miteinander in Verbindung setzen und bildeten einen „Klub“. Wir hatten denn auch bald die Sache ausgetüftelt. Wir ließen gleichzeitig jeder in seiner Zelle das Spülwasser ablaufen; auf diese Weise entstand ein Hohlraum in der Leitung, der wie ein Sprachrohr wirkte; wenn wir in der Klosettöffnung sprachen, so konnte man die Stimme vorzüglich in der Nachbarzelle hören, und infolge der Spülung wurden wir durch den Geruch nicht im mindesten belästigt.

VIII

Neue Befürchtungen. — Der Gendarmerieoberst. Verhör in bezug auf die Ermordung des Generals Mesentzeff. Begegnung mit Herrn Bogdanowitsch. — Abreise.

Meine Stimmung während der Haft im Petersburger Untersuchungsgefängnis war zweifellos im allgemeinen besser denn früher. Im Freiburger Kerker war ich in beständiger Aufregung gewesen, sehnte mich nach der Freiheit, die ich zu erreichen hoffte. In der Peter-Pauls-Feste war ich niedergedrückt und verzweifelt; jetzt war mir alles gleichgültig: „Also Zwangsarbeit im sibirischen Bergwerk! Ob es zehn Jahre werden oder fünfzehn, das bleibt sich schließlich gleich," dachte ich. Die Zukunft war verloren, das Leben hin. Es ist recht schwer, sich mit diesem Gedanken auszusöhnen, besonders wenn man sich körperlich stark und gesund fühlt, aber man fügt sich auch darein.

Zuweilen allerdings regten sich plötzlich Hoffnung, Träume von unerwartetem Glück in ferner Zukunft; dann jagten wohl die Gedanken in wilder Hast lieblichen Gaukelbildern nach ... Aber ich hatte in Freiburg gar zu bittere Enttäuschungen erlebt und verscheuchte daher jetzt diese lockenden Träume, sobald sie auftauchten. Ich geriet in solchen Augenblicken geradezu in Wut und fluchte den trügerischen, verräterischen Gaukelbildern meiner Phantasie ... „Possen!" rief ich mir selbst zu; „im Gegenteil, das Schicksal wird dir sicher noch unerwartet einen bösen Streich spielen!" Ich suchte mich also auf das Schlimmste gefaßt zu machen.

Wochen waren vergangen, seit man mich in das neue Gefängnis gebracht, und während der ganzen Zeit hatte man mich nicht ein einziges Mal verhört; ich wußte gar nicht, wie meine Sache eigentlich stand. „Vielleicht ist man in ‚höheren Kreisen' abermals anderen Sinnes geworden und sucht nach einem neuen Mittel, um mich als ‚Staatsverbrecher' zu behandeln," dachte ich zuweilen, wenn mir das Gespräch mit Kotljarewski einfiel. — „Warum verhört man mich nicht? Warum stellt man mich nicht vor Gericht?

Warum schafft man mich nicht nach Odessa? Sicher geht da wieder etwas vor."

„Machen Sie sich bereit, man holt Sie!" sagte mir an einem wunderschönen Julimorgen der Schließer, als ich gerade vom Spaziergange zurückgekehrt war und mich in besonders guter Stimmung befand.

Eine Lohndroschke erwartete mich an der Tür, und ich stieg mit den Gendarmen ein. Natürlich war von diesen Begleitern nicht zu erfahren, wohin die Fahrt ging. Diese Ungewißheit fiel mir, obgleich sie nicht sehr lang dauerte, schwer, machte mich nervös. Nach einer halben Stunde ungefähr hielt der Wagen in einem Hofe. Ich wurde in eine winzige Zelle, mit einem kleinen Fenster, dessen Scheiben weiß angestrichen waren, geführt. Als ich auf und ab wanderte, bemerkte ich an dem Guckloch an der Tür einen Offizier, der mich unablässig beobachtete.

„Darf man zu Ihnen?" fragte er schließlich, zögernd das Guckfensterchen öffnend.

„Eine sonderbare Frage! Ich bin hier nicht bei mir, sondern bei Ihnen!"

Die Tür ging auf, und verbindlichst lächelnd trat ein junger Mann in der Uniform eines Gendarmerieoberſten ein.

„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Oberst Iwanoff"; er machte eine Verbeugung und schlug klirrend die bespornten Hacken aneinander.

„Ich verstehe Sie wirklich nicht! Wollen Sie mir, bitte, sagen, wo ich mich eigentlich befinde? Wozu man mich hergeführt hat?"

„Hier ist das Bureau der Gendarmerieverwaltung; man hat Sie hergebracht, um Sie zu verhören, und wird Sie wohl bald zum Staatsanwalt führen. Ich dagegen möchte nur mit Ihnen plaudern und alte Erinnerungen auffrischen; wir haben viele gemeinsame Bekannte."

„Woher kennen Sie mich denn?" fragte ich verwundert.

„Aber ich bitte Sie," rief er lächelnd, „es gibt wohl in ganz Rußland kaum einen intelligenten Menschen, der Sie dem Namen nach nicht kennen würde!"

Der Herr schien sich selbst also der „Intelligenz" zuzuzählen, jener Schichte der russischen Gesellschaft, die gerade zu jener Zeit in den besten russischen Zeitschriften gegen die reaktionäre Strömung sich verteidigen mußte. In Anbetracht der russischen Preßver-

hältniſſe war es ſogar üblich, wenn man von den Revolutionären ſprach, ſie harmlos als „die Intelligenz“ zu bezeichnen.

„O, wir haben viele gemeinſame Bekannte,“ fuhr der Oberſt fort. „Ich habe alle Ihre Genoſſen gekannt: Malinka, Drebjasgin, Maidanſki. Ich war früher Gendarmerieadjutant in Odeſſa und habe ſie dort alle kennen gelernt. Das waren wirklich prächtige Menſchen!“

Jetzt begriff ich, warum dieſer Herr trotz ſeiner Jugend bereits Oberſt in dem Gendarmeriekorps der Hauptſtadt war. Die großen politiſchen Prozeſſe gegen Ende der ſiebziger und zu Beginn der achtziger Jahren boten vielen Gendarmerieoffizieren und Staatsanwälten Gelegenheit, ſchnell vorwärts zu kommen. Leben und Freiheit der „Staatsverbrecher“ waren der Preis, um die ſie Karriere machten. Wahrſcheinlich hatte auch dieſer Herr keine geringe Rolle bei der Verurteilung meiner Genoſſen zum Tode und zu Zwangsarbeit geſpielt, derſelben Menſchen, denen er jetzt Lob ſpendete! Vielleicht war er der Urheber des genialen Gedankens, mit Hilfe des Verräters Kurizin den Opfern Fallen zu ſtellen.*

Die Unterhaltung mit dem liebenswürdigen Oberſten kam nicht recht in Fluß, und ich war froh, als man mich rief. Ich wurde in ein komfortabel eingerichtetes Zimmer geführt, wo Staatsanwalt Kotljarewſki auf einem Fauteuil vor einem großen Tiſche ſaß und in Akten blätterte.

„Ich habe hier einige Schriftſtücke, die ſich auf Sie beziehen,“ erklärte er mir und begann vorzuleſen.

„Anfangs Auguſt 1878,“ las er, „hat die Witwe des ermordeten Barons Heyking, Adjutant des Gendarmeriekorps, in der Nähe der Wohnung des Generals Meſenzeff zwei junge Leute bemerkt, die dem General auflauerten . . .“** Einen dieſer jungen Leute nun

* F. Kurizin war infolge des Attentates gegen Gorinowitſch verhaftet worden und wurde zum Verräter, was jedoch die übrigen Verhafteten nicht wußten. Man ſchloß ihn mit den Verhafteten in eine Zelle, damit er ſie aushorche. Auf dieſe Weiſe hat er einige Leute den Henkern ausgeliefert, andere mußten ſeinen Verrat mit vielen Jahren Zwangsarbeit in Sibirien büßen. Soviel ich weiß iſt er jetzt irgendwo als Tierarzt angeſtellt.

** Meſenzeff, General der Gendarmerie, iſt am 17. Auguſt 1878 von den Revolutionären auf offener Straße in Petersburg getötet worden.

wollte die Baronin in mir wiedererkannt haben. Am nächsten Tage will sie die beiden abermals auf der Lauer gesehen haben, als sie mit ihrem Cousin, dem Baron Berg, spazieren ging. — Dann kam ein Schriftstück, in dem der Baron Berg die Aussagen der Dame bestätigte.

Es gab eine Zeit — im Jahre 1878 und 1879 —, wo meine Person die Phantasie zahlreicher Menschen aufs lebhafteste beschäftigt haben muß, und viele gaben sich dazu her, mir die Urheberschaft oder die Teilnahme an Vorgängen, die damals an allen Enden Rußlands vorkamen, anzudichten. Diese Phantasien fanden den Weg auch in die Presse, und ich selbst war zuweilen erstaunt, wenn ich in den Zeitungen las, was ich alles zuwege gebracht haben sollte; ich kam mir vor wie der leibhaftige Rinaldo Rinaldini. So weiß ich mich zu erinnern, daß am 25. Mai 1878, als ich noch im Kerker saß, in Kiew eine reiche Gutsbesitzerin ermordet wurde; es handelte sich wohl um einen Raubmord. In der darauffolgenden Nacht wurde Baron Heyking erschossen, und in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai floh ich mit zwei Genossen aus dem Gefängnis. Bald konnte ich in den Zeitungen lesen, daß nach Ansicht besonders scharfsinniger Leute sowohl die Gutsbesitzerin als der Baron Heyking von keinem anderen umgebracht sein können als von mir selbst! Danach hätte ich also zweimal das Gefängnis verlassen müssen, um in den beiden Nächten zwei Menschen umzubringen, wäre jedesmal wieder in den Kerker zurückgekehrt, um schließlich in Gesellschaft zweier Kameraden zu verduften.

Auf dem gleichen Niveau absoluten Unsinns befand sich die Aussage über meine Teilnahme an dem Attentat gegen General Mesenzeff. — Nachdem Kotljarewski mir die Schriftstücke verlesen, fragte er, was ich dazu zu sagen hätte.

„Es scheint, daß die Regierung den Plan nicht aufgibt, mich in Sachen zu verwickeln, die im Auslieferungsvertrag nicht erwähnt sind," sagte ich. „Ich weigere mich also, irgendwelche Fragen zu beantworten, die sich auf andere Anklagen beziehen."

„Nun, wenn Sie die Aussage verweigern, lassen wir das," meinte in aller Seelenruhe Kotljarewski und klappte seine Akten zusammen. „Ich kann Ihnen übrigens sagen, daß ich den Aussagen dieser Herrschaften gar keine Bedeutung beimesse. Soviel ich weiß, waren Sie bereits im Auslande, als Mesenzeff ermordet wurde."

Ich bejahte. Er ſchien große Luſt zu haben, mich trotzdem noch zu Ausſagen in dieſer Angelegenheit zu bewegen, da ich aber darauf nicht einging, begann er bald über gleichgültige Dinge zu plaudern. Unter anderem wollte er auch unſere ſozialiſtiſche Propaganda und unſere Anſchauungen erörtern, als ich ihm aber einige Schnitzer nachwies, geſtand er, daß ihm unſere Schriften unbekannt waren.

Während wir ſprachen, tauchte auf einmal Herr Bogdanowitſch, der mich in Freiburg rekognosziert hatte, aus einem Nebenzimmer auf. Er begrüßte mich und ſetzte ſich an den Tiſch. Wir begegneten uns jetzt ohne allen Groll, als ob wir niemals das ſcharfe Rencontre miteinander gehabt hätten.

„Sagen Sie, bitte," wandte ich mich an ihn, „die Sache iſt ja nun ſchon vorbei, wann haben Sie mich in Kiew geſehen? Ich kann mich deſſen wirklich nicht erinnern."

Lachend erklärte er mir, er habe mich einmal im Gefängnis geſehen. Aber an ſeinem Tone merkte ich, daß er flunkerte. Die Sache verhielt ſich wahrſcheinlich ſo, daß er mich in Freiburg einfach auf die Beſchreibung Kotljarewſkis hin erkannt hatte. Ich war neugierig zu wiſſen, wann eigentlich die badiſchen Behörden erfahren hatten, mit wem ſie es zu tun haben. Als ich danach fragte, erklärte mir Bogdanowitſch:

„Daß Sie nicht Buligin heißen, erfuhren die Badenſer einige Wochen vor der Auslieferung. Damals wurde die Überwachung verſchärft, man ſtellte eine Schildwache vor das Gefängnis. Und daß Sie Deutſch ſind, wurde etwa zehn Tage vor meiner Ankunft mitgeteilt."

Jetzt war mir klar, warum man mir, wie ich erzählte, eine andere Zelle im Gefängnis anwies und warum der Staatsanwalt v. Berg mir die Erlaubnis, ruſſiſch zu ſprechen, verweigerte, als ich Beſuch erhielt.

Beim Abſchied fragte ich Kotljarewſki, ob man mich wohl bald vor das zuſtändige Gericht ſtellen würde. Er tat, als wenn er ſelbſt erſtaunt ſei, daß man mich ſo lange in Petersburg behalte.

Das war meine letzte Begegnung mit dieſem Herrn. Später erfuhr ich in Sibirien von den eintreffenden Genoſſen, daß er ſich bei den politiſchen Prozeſſen geradezu niederträchtig benahm und den größten Haß der Verfolgten gegen ſich wachgerufen habe. Man erzählte, daß ſelbſt der vorgeſetzten Behörde ſein Treiben zu bunt wurde, weshalb man ihm die politiſchen Prozeſſe entzog. Vor

einigen Jahren war er Vorsitzender des Gerichtshofs in Wilna, wo er jetzt ist, weiß ich nicht zu sagen.

Nach dem geschilderten Verhör war ich um so mehr überzeugt, daß die Regierung sich noch nicht dazu bequemt hatte, mir keinen anderen Prozeß als den wegen des Attentats gegen Gorinowitsch aufzuhalsen. Jeden Tag erwachte ich mit dem Gedanken, was wohl Neues noch angezettelt werde, ob man mich nicht wieder einem ähnlichen Verhör unterziehen werde. Aber es verging Tag auf Tag, ohne daß irgend etwas unternommen wurde. Es wurde Juli und August, und ich saß noch immer in meiner Zelle. Erst am Ende des Monats August erschienen abermals Gendarmen, und ich erhielt Befehl, mich reisefertig zu machen — man hatte sich endlich entschlossen, mich nach Odessa zu bringen. Als der Wagen durch die Straßen rollte, nahm ich mit Wehmut Abschied von meinem lieben Petersburg, das ich nie wieder zu sehen hoffte. . . .

IX

Ein Hoffnungsstrahl. — Ein unerhörtes Regime. — Hungerprotest. Unser „Klub". — Ein Gönner.

Die Reise nach Odessa ging ohne besondere Ereignisse von statten. Die Ortsveränderung, die Eisenbahnfahrt, der Anblick von Menschen, ihre Gespräche, das Getriebe auf den Bahnhöfen, alles das wirkte natürlich belebend auf mich ein. Aber die Gegenwart dreier Gendarmen ließ mich nicht für einen Augenblick vergessen, daß ich ein Gefangener sei, der dem Gerichte zugeführt wird. Der Gedanke an die Flucht verließ mich daher nicht, und einmal schien es allerdings, daß die Umstände günstig seien. Es war Nacht; wir befanden uns bereits in der Nähe von Odessa. Ich war eingeschlummert, und als ich erwachte, sah ich, daß alle drei Gendarmen in tiefsten Schlaf verfallen waren. Mein Herz begann in tollen Schlägen zu hämmern. Mein erster Gedanke war, die Schere aus dem Versteck hervorzuziehen, den Bart abzuscheren, dann über die schlafenden Wächter hinwegzuschreiten, auf die Platform zu gelangen und vom Zuge zu springen. Aber in demselben Augenblick erwachte einer der Gendarmen, er weckte die beiden anderen durch Rippenstöße, schimpfte sie aus, daß keiner wache. Ich stellte mich schlafend und hörte die Szene mit an.

In Odessa erwartete mich ein Gefängniswagen mit vergitterten Fenstern. Anfangs wurde ich in einem Gefängnis für politische Gefangene untergebracht, das von Gendarmen bewacht wurde. Als man meine Sachen visitierte, fiel plötzlich die Schere zu Boden. Das setzte den Verwalter, einen gewesenen Gendarmen, in nicht gelindes Erstaunen. „Schöne Ordnung scheinen sie in Petersburg zu haben!" rief er. „Eine Schere selbst lassen sie dem Gefangenen!"

Er glaubte, ich hätte sie offen in meinem Gepäck geführt, und ich ließ ihm natürlich den Stolz, schlauer zu sein als seine Kameraden in der Hauptstadt.

Es ging in diesem Gefängnis ähnlich zu wie in der Peter-Pauls-Feste; ebenso groß, ziemlich düstere Zellen, ebenso erträgliche Kost, die gleiche streng formalistische Haltung der Gendarmen und die

gleiche ununterbrochene Stille ringsum. Um auch hier sofort die Lage infolge der Auslieferungsbedingungen von seiten Deutschlands zu pointieren, drückte ich bei der Ankunft mein Erstaunen darüber aus, daß man mich in ein Gefängnis für Staatsverbrecher bringe. Ob dieser Protest oder eine Instruktion aus Petersburg es bewirkte — man brachte mich nach einigen Tagen in das Kriminalgefängnis.

Es war Abend. Ich werde diesen Abend wohl nie im Leben vergessen. Man führte mich in eine Zelle, und als die Tür hinter mir ins Schloß fiel, konnte ich anfangs nichts sehen. Die Zelle war finster, und nur durch das kleine Fenster in der Tür fiel ein schwacher Lichtstrahl von einer Lampe, die sich außerhalb befand. Als sich das Auge so an die Dunkelheit gewöhnt hatte, begann ich mein neues Quartier zu mustern; die Zelle war kreisrund, weder Pritsche, Stuhl oder Tisch waren vorhanden, am Boden lag etwas Stroh, der „Kübel" stand daneben und ein hölzerner Wassereimer — sonst nichts. Ich war höchst erstaunt und glaubte, es handle sich um ein Mißverständnis. Ich ging zur Tür und bemerkte durch das Guckloch, daß zwei Soldaten mit dem Gewehr im Arme Wache standen, während auf einer Bank in der Nähe ein Gendarm und ein Polizeidiener saßen. Ich hatte schon manches Gefängnis gesehen, aber diese Einrichtung war mir neu.

„Hören Sie, was ist denn das? Wo ist die Bettstelle, die Matratze?" fragte ich, den Kopf durch das Fensterchen steckend.

„Weiß nicht!" gab der Gendarm roh zur Antwort.

„So rufen Sie den Verwalter!"

Er rührte sich nicht. — Nach einiger Zeit erschien der Vertreter des Verwalters.

„Sagen Sie mir, was das zu bedeuten hat?" fragte ich, auf die Einrichtung der Zelle deutend.

„Ich weiß gar nichts," antwortete er, „wir haben alles nach Befehl gemacht; wenden Sie sich an den Vertreter der Staatsanwaltschaft, der morgen hier sein wird."

Ich fühlte mich furchtbar niedergedrückt. Selbst auf und ab gehen konnte ich anfangs in dieser tollen Zelle nicht. „Was fange ich an, wie soll ich mich verhalten, wenn man dieses Regime nicht ändert?" überlegte ich, auf dem Boden sitzend, den Kopf in die Hände gestützt. Schließlich übermannte mich die Müdigkeit, ich streckte mich, ohne mich zu entkleiden, auf das Stroh hin. Kaum

aber war ich eingeſchlafen, als ich wieder aufſprang: Mäuſe waren in das Stroh gekrochen und krabbelten darin herum. Ich begann auf und ab zu laufen. Jetzt fühle ich, daß die Luft zum Erſticken war, der „Kübel“ ſtrömte Geſtank aus; der Raum, wo die vier Wächter ſich aufhielten, war winzig klein, und die verdorbene Luft drang in die Zelle. Ich wollte lüften, aber das war unmöglich, weil das Fenſter hoch oben an der Decke war und nicht geöffnet werden konnte.

Ungeduldig erwartete ich den Tag, weil ich hoffte, man würde mich jetzt wenigſtens Luft ſchöpfen laſſen. Die Stunden ſchleppten ſich endlos dahin. Wieder warf ich mich auf das Stroh, um bald wieder wegen der Mäuſe aufzuſpringen. Endlich dämmerte der Tag.

„Führen Sie mich an die Luft!“ wandte ich mich an den Gendarmen, der hier die Rolle des Schließers zu ſpielen ſchien.

„Habe keinen Befehl,“ war die Antwort.

Gegen Mittag erſchien der Vertreter des Staatsanwalts. Ich wies ihn auf die furchtbare Lage, in die man mich verſetzt hatte, und forderte Remedur; er hörte mich an, verſicherte aber, er könne nichts ändern.

„So erklären Sie mir gefälligſt, was im Wege ſteht, mir eine Bettſtelle zu gewähren?“

„Sie könnten ſie an das Fenſter ſtellen, um zu entfliehen.“

„Aber bitte, überlegen Sie doch nur, was Sie da ſagen; vier bewaffnete Leute überwachen mich; wenn ich auf ein Bett ſteige, gelange ich noch immer nicht an das Fenſter, ohne daß einer der Wächter mich bemerkt, dann bin ich doch erſt am Fenſter im fünften Stockwerk, unter welchem eine Schildwache auf und ab geht, des weiteren hätte ich noch eine haushohe Mauer zu überſteigen, an deren Außenſeite abermals eine Schildwache poſtiert iſt. Sie müſſen doch einſehen,“ ſuchte ich den Mann zu überzeugen, „daß unter dieſen Umſtänden ein Fluchtverſuch abſolut ausgeſchloſſen iſt.“

„Wer kann das wiſſen!“ rief er; „Sie ſind ſchon mehrmals entwiſcht.“

„Nur zweimal im ganzen,“ korrigierte ich.

„Das reicht gerade. Nun, ich kann nicht.“

Damit ging er.

Ich hatte bereits meinen Entſchluß gefaßt, unter keinen Umſtänden würde ich mich dieſer Behandlung fügen und würde ver-

erst „passiven Widerstand“ leisten. — Der Gendarm brachte das Essen in einer hölzernen Schüssel und stellte es auf den Boden.

„Nehmen Sie es zurück, ich werde nicht essen!“ Schweigend ging er damit ab.

Das wiederholte sich Tag für Tag bei jeder Mahlzeit. Die Tage schlichen endlos dahin, ich konnte keine frische Luft schöpfen, konnte nicht lesen, weil man mir auch die Bücher nicht gab, konnte nicht einmal schlafen wegen der Mäuse. Großen Hunger empfand ich nicht und begehrte auch keine Speise, aber Wasser trank ich die ganze Zeit. Psychisch litt ich furchtbar. Ich hatte durchaus keinen Zorn gegen die Menschen, ich ärgerte mich nur über die Beleidigung, die dem gesunden Menschenverstand zugefügt wurde, indem man mich derart behandelte. „Ihr habt Zeit genug,“ apostrophierte ich die Verwaltung, „mir das Leben zu vergiften, wenn ich erst einmal verurteilt bin, vorläufig bin ich ja nur in Untersuchung.“

Drei Tage lang hatte ich keine Speise angerührt, es schien sich aber niemand darum zu kümmern, obwohl die Wächter natürlich sahen, was vorging. Am vierten Tage nachmittags wurde ich in die Amtsstube geführt. Ungewaschen — ich hatte in dieser Zeit mich absichtlich nicht ein einziges Mal gewaschen —, in staubbedeckten Kleidern, an denen Strohhalme hafteten, erschien ich vor dem Staatsanwalt des Kriegsgerichts von Odessa und dem Untersuchungsrichter. Sie erklärten mir, daß sie die Voruntersuchung an meinem Prozesse aufnehmen und mich zu verhören wünschten. Ich sagte, daß ich außerstande sei zu antworten, und setzte ihnen auseinander, warum ich zum Hunger als Widerstandsmittel gegriffen habe.

„So! Sie weigern sich, Speise zu nehmen? Dann werden wir Sie künstlich ernähren!“*

Da ich wußte, worauf er anspielte, antwortete ich ihm kurz:

„Versuchen Sie es! Ich erkläre Ihnen aber, daß ich ein Mittel weiß, wie in diesem Falle Erbrechen und Durchfall herbeizuführen ist, allerdings beschleunigt dies das Ende.“

---

* Kurz vorher hatten in dem Gefängnis für Staatsverbrecher die Eingekerkerten eine Hungerrevolte veranstaltet; als sie bereits ganz entkräftet waren, hatte der Gefängnisarzt, Doktor Rosen, ihnen gewaltsam Nahrungsmittel mit Hilfe des Klistiers zugeführt.

Natürlich wußte ich nichts dergleichen, sondern es kam mir darauf an, die Drohung des Staatsanwalts abzuwehren. Er sah mir aufmerksam ins Gesicht und warf dann dem Untersuchungsrichter einen vielsagenden Blick zu. Es schien mir, als ob er sagen wollte: „Weiß der Kuckuck, vielleicht macht der Kerl das wirklich wahr! Der ist in aller Herren Ländern herumgestrolcht, da kann er auch solche Mittel kennen."

Eine Weile schwiegen die beiden. Ich sah, daß meine Worte wirkten, und begann den Herrn die ganze Widersinnigkeit der Behandlung, welcher ich ausgesetzt war, zu beweisen.

„Sie müssen doch selbst einsehen, daß das alles kaum Sinn und Zweck hat. Die Regierung verhandelt mit Deutschland über meine Auslieferung; ein hoher Justizbeamter muß nach Baden reisen, um diesen Zweck zu erreichen. Man macht Skandal vor ganz Europa, und schließlich wird man nicht in der Lage sein, diesen Angeklagten vor Gericht zu stellen, dessen habhaft zu werden der ganze Apparat der Staatsgewalt mit so großem Aufwand in Bewegung gesetzt wurde, weil man diesen Angeklagten zum Selbstmord getrieben hat. Und das alles wegen solcher Lappalien, wie ein Bett, kleine Bequemlichkeiten usw. Sie müssen zugeben, daß das unsinnig ist."

„Nun, ich werde selbst nachsehen, wie man Sie untergebracht hat," meinte der Staatsanwalt und ging.

Als er wiederkehrte, schien er aufgeregt und erklärte:

„In der Tat, man hat Ihnen Furchtbares zugemutet! Ich versichere Sie, daß mich keine Schuld trifft. Es haben sich drei Behörden gegen Sie vereinigt: der Oberst der Gendarmerie, der Platzkommandant und der Stadtpräsident. Bevor Sie eingeliefert wurden, waren sie alle drei hier, haben das Verlaß gewählt, haben das Regime festgestellt, und jeder hat aus der Zahl seiner Untergebenen Wächter gestellt. Leider kann ich die Anordnung dieser Herren aus eigenen Stücken nicht ändern, doch will ich mich persönlich an die Betreffenden wenden. Alles, was ich tun kann, ist, daß ich dem Verwalter privatim sage, er möge Ihren Wünschen soweit als möglich Rechnung tragen."

Darauf wurde der Verwalter gerufen, und der Staatsanwalt wiederholte in meiner Gegenwart diese private Anweisung. Wir schlossen also eine Art Waffenstillstand. Für die Nacht wurde mir mein Bettzeug in die Zelle gebracht meine Bücher wurden mir

ausgeliefert, und tagsüber erhielt ich einen Tisch und Schreibzeug. Aber alle diese Dinge mußten sofort entfernt werden, wenn eine höhere Amtsperson das Gefängnis besuchte. Damit ich an die frische Luft komme, sollte der Verwalter einen besonderen Hofraum, wo mich die anderen Gefangenen nicht sehen konnten, zur Verfügung stellen. Unter diesen Bedingungen willigte ich ein, meinen Hungerprotest aufzugeben, und am Abend des vierten Tages nahm ich wieder Speise zu mir. Erst als ich zu essen anfing, fühlte ich, welch großen Hunger ich hatte, einen Ochsen hätte ich verschlingen mögen. Doch wußte ich, daß in solchen Fällen Vorsicht geboten ist, und legte meinem Appetit Zügel an. Die beiden folgenden Tage fühlte ich mich sehr abgemattet, wie nach einer schweren Krankheit. Auch meine Umgebung schien mich wie einen Rekonvaleszenten zu behandeln. Der Verwalter und sein Vertreter erkundigten sich mehrmals nach meinem Befinden, selbst der finstere Gendarm erwies sich gefällig, lief in den Laden, um Lebensmittel und Leckerbissen für mich zu kaufen.

Am nächstfolgenden Morgen ging ich dann in Begleitung meiner vier Wächter spazieren. Es war hierfür ein kleiner Hofraum gewählt zwischen dem Gefängnisgebäude und der Einschließungsmauer. Die Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett faßten in einiger Entfernung voneinander Posto, ich wanderte die Strecke auf und ab, und das gleiche taten der Gendarm und die Polizeidiener. Es war herrliches Wetter, der linde, klare Herbst des Südens. Da meine Wächter augenscheinlich ebenfalls den Aufenthalt im Freien dem engen, dumpfen Korridor vorzogen, so dauerten die Spaziergänge immer länger. Ich suchte alsbald dem finsteren Gendarm, dem man besonders strenge Instruktionen eingeschärft hatte, menschlich näherzutreten. Wenn wir so auf und ab wanderten, versuchte ich, besonders als die Polizeidiener sich manchmal entfernten, Gespräche anzuknüpfen, indem ich harmlose Fragen an ihn stellte. Auch sein Herz war nicht von Stein. Man hatte diesen Mann als den pflichttreuesten, eifrigsten und bewährtesten unter vielen ausgesucht; aber auch er hatte seine kleinen Schwächen und Bedürfnisse. Er hatte eine zahlreiche Familie. Da er aber gemessenen Befehl hatte, mich nicht einen Augenblick aus den Augen zu lassen, so durfte er nicht einmal einen Besuch zu Hause machen, was ihm natürlich sehr unangenehm war. Bald wußte er also den Verwalter zu bewegen, daß dieser ihm gestatte,

hin und wieder eine Stunde fortzubleiben, doch durfte sein Vorgesetzter es nicht erfahren. Diese geheimen Besuche des Gendarmen bei Weib und Kind führten sozusagen zu einem stillschweigenden Bündnis zwischen ihm und mir, brachten uns einander näher. Dann kamen die Klagen über das geringe Gehalt, mit dem nicht auszukommen sei, da er große Familie habe, und als ich hier mit großer Teilnahme zuhörte, kamen wir allmählich auch auf den Dienst und seine Beschwerden zu sprechen. Da erzählte er mir denn, wie er half, die Sozialisten zu vernichten.

„Mein Vorgesetzter befahl mir einmal, eine von euren ‚Spezialistinnen'* heimlich zu überwachen," erzählte er mir. „Das war eine! Geschickt und schlau, und uns an der Nase herumzuführen verstand sie! Wera Figner war ihr Name. Eine Schönheit war sie, und gebildet soll sie gewesen sein; am meisten hatte sie hier Umgang mit Offizieren. — Na, ich habe also Zivilkleider angezogen und habe mich dann insgeheim hinter ihr hergemacht; wo sie sich hinwendet, überall folge ich ihr auf den Fersen; nimmt sie einen Wagen, alsbald nehme auch ich eine Droschke und fahre ihr nach. Sie betritt ein Haus; sofort notiere ich die Adresse und frage dann den Hausmeister aus, wen die schöne Dame besucht? So überwache ich genau, mit wem sie verkehrte. Drei Tage bin ich so hinter ihr her gewesen. Plötzlich verschwand sie. Nirgends konnte ich sie mehr finden, wie in die Erde versunken! Ich melde es. Teufel, habe ich da eine Nase bekommen! Man sagte, daß sie nach Charkow geflohen sei und daß man sie dann dort endlich abgefaßt habe."**

Schließlich wurde der finstere, pflichttreue Gendarm, der so eifrig und geschickt die „Spezialistin" überwacht hatte, ganz zutraulich, besonders, als ich ihm versprach, ich werde ihm dies und jenes von meinen Sachen zum Andenken schenken, sobald ich abgeurteilt sein werde. Von ihm erfuhr ich denn auch die Details der Überwachung, die mir zuteil wurden. Unter anderem verriet er mir, daß der Stadtpräsident, der Platzkommandant und der Gendarmerie-

---

* Mit den Fremdwörtern stand der Mann natürlich auf schlechtem Fuße, und so waren wir Sozialisten zu „Spezialisten" geworden.

** Wera Figner ist in der Tat im Februar 1883 in Charkow verhaftet worden, wo der Verräter Merkuloff sie auf der Straße der Polizei zeigte. Ich komme darauf noch zurück.

oberst gleich in den ersten Tagen mich aufgesucht hatten, ohne daß ich es wußte; sie hatten vom Korridor aus durch das Guckloch mich beobachtet und streng befohlen, daß ich nichts darüber erfahre.

Allmählich wurden die Abende länger, und ich wußte absolut nicht, was ich mit der Zeit anfangen sollte, da mir Licht fehlte. Stundenlang lief ich in der Zelle auf und ab, bis ich müde wurde, und doch war es mir nicht möglich, die langen Abende abzukürzen. Dann stellte ich mich wohl an die Türe und hörte dem Gespräch meiner Wächter zu. Die Polizeidiener hatten am meisten zu erzählen. Sie wurden alle vierundzwanzig Stunden abgelöst; aber da man zu meiner Überwachung nur einige Mann, wohl die Zuverlässigsten, gewählt hatte, so kannte ich sie bald alle. Von ihnen erfuhr ich und der Gendarm die Tagesneuigkeiten, den Stadtklatsch, und zuweilen brachten sie sogar insgeheim eine Zeitung mit, die dann hier in unserem eigenartigen „Klub" vorgelesen wurde. Ich streckte die Hand mit der Zeitung durch das Guckloch, damit ich Licht hatte, drückte das Gesicht an die Öffnung und las laut vor. Dicht neben mir standen dann die beiden Soldaten auf ihre Gewehre gelehnt und hörten aufmerksam zu; ein paar Schritte weiter saßen der Gendarm und der Polizist auf der Pritsche, die sie abwechselnd als Lager benutzten. Gab es keine Zeitung und keinen anderen Gesprächsstoff, so erzählten die Polizisten Märchen von Hexen, dem Teufel, Dämonen, und die ehrenwerten Mitglieder unseres „Klubs" lauschten mit gleichem, wenn nicht mit noch größerem Interesse als meinen Vorlesungen aus der Zeitung.

Auf diese Weise erfuhr ich immerhin, was auf der Welt vorging, trotzdem drei hohe Behörden sich angestrengt hatten, zu verhindern, „daß auch nur eine Fliege in die Zelle gelangt," wie sich der Verwalter des Gefängnisses ausdrückte. Ja, bald erhielt ich auch Nachrichten über Dinge, die man aus russischen Zeitungen nicht erfährt, nämlich Vorgänge aus dem revolutionären Rußland. Ein Mann, der ein ziemlich hohes Amt bekleidete und unserer Partei zugeneigt war, half mir dabei. Da ich nicht weiß, ob dieser Mann, dem ich viel Gutes verdanke, noch lebt — über edle Taten, die mit der revolutionären Bewegung Rußlands in Berührung sind, darf man ja nur sprechen, wenn die Beteiligten im Exil oder tot sind! —, so darf ich seinen Namen leider nicht nennen und

unſere Beziehungen nicht klarlegen. Ich erwähne nur, daß ich durch ihn meinen Kameraden Briefe überſandte und er mich auf dem laufenden hielt über alles, was mich intereſſieren konnte. — So erfuhr ich unter anderem, daß die bekannten im Exil lebenden Revolutionäre Peter Lawroff, Lopatin und Tichomiroff über Degajeff zu Gericht ſaßen und zu dem Schluſſe kamen, daß zwar Degajeff, indem er behilflich war, Sſudeikin zu beſeitigen, der revolutionären Bewegung einen großen Dienſt geleiſtet hatte, daß er aber unbedingt ſich jeder Teilnahme an der Bewegung und von jedem Verkehr mit den Revolutionären fernzuhalten habe. Desgleichen erfuhr ich, daß ein zwanzigjähriges Mädchen, Marie Kaljuſchna, unternommen hatte, den Gendarmerieoberſten Katanſki in Odeſſa in ſeiner eigenen Wohnung zu erſchießen, aber fehlgeſchoſſen hatte. Etwa vierzehn Tage vor meiner Einlieferung in Odeſſa hatte man ſie vor ein Kriegsgericht geſtellt und — da ſie noch nicht majorenn war — zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt.

X

Ein tapferer Offizier. — Mein Militärdienst. — Das Gericht. Abermaliges Verhör.

An einem der ersten Tage meiner Einkerkerung in Odessa hatte ich ein kleines Rencontre: Ich wanderte in der Zelle auf und ab, als ich plötzlich überlautes Gespräch an der Tür hörte; ich ging hin und schaute durch das Guckloch. Es war der Offizier du jour, der die Schildwache inspizierte und einen Soldaten abzukanzeln schien.

Ich wollte mich wieder zurückziehen, als draußen die Worte „Schere dich fort, Halunke!" gerufen wurden. Ich wußte nicht gleich, wem das galt, und merkte erst nachträglich, daß der Offizier mich damit meinte. Eine derartige Behandlung versetzte mich vor allem in Staunen, denn die Offiziere pflegten, zu jener Zeit wenigstens, die politischen Gefangenen höflich zu behandeln. Ich trat deshalb von der Tür zurück, ohne ein Wort zu sagen, beschloß aber, dem Offizier eine kleine Lektion zu erteilen. Als daher am Abend der Vertreter des Gefängnisverwalters in Begleitung des Offiziers in meiner Zelle zum Appell erschien, tat ich, als ob ich diesen nicht bemerkte, und fragte den Beamten, ob es den Gefangenen verboten sei, durch das Guckloch zu schauen?

„Nein, natürlich nicht!" meinte der Mann, dem meine Frage sonderbar vorkommen mochte. „Das kann man ja gar nicht verbieten!"

„So! Dann sagen Sie, bitte, darf der Offizier einen Gefangenen beschimpfen einzig deshalb, weil dieser an der Türe stand?"

„Gewiß nicht!"

Ich erzählte dem Beamten, was geschehen war, und forderte ihn auf, mir am nächsten Morgen schriftlich die Personalien des Offiziers mitzuteilen, der den Dienst ausübte, damit ich wisse, wohin ich eine Beschwerde gegen ihn zu richten hätte.

Am nächsten Morgen erzählte mir mein Gendarm, daß der vorlaute Leutnant in der Nacht wiederholt dagewesen sei, um den Gendarmen und den Polizisten zu instruieren, was sie auszusagen

hätten, wenn eine Untersuchung stattfinden würde. Der Mann schien also nicht viel Angst bekommen zu haben und mußte selbst vor seinen Untergebenen sich erniedrigen, um die Affäre zu seinen Gunsten zu wenden. Er tat mir jetzt leid. Wahrscheinlich hatte er mich für einen ganz gefährlichen Schwerverbrecher gehalten — warum hätte man mich denn sonst so scharf überwacht! —, und da wollte denn der jugendliche Krieger seine Courage zeigen, indem er den gefährlichen Menschen anschnauzte, wobei allerdings dieser hinter Schloß und Riegel saß. Die Unruhe die ich ihm eingejagt schien mir schließlich Strafe genug, und ich zerriß die Beschwerdeschrift, die ich aufgesetzt hatte.

* * *

Die Untersuchung ging unterdessen ihren Gang. Mitte September las mir der Untersuchungsrichter ein Schriftstück vor, welches das Resultat seiner Mühen war: Auf Grund der und der Paragraphen der Prozeßordnung, hieß es darin, übergebe er die Sache dem Staatsanwalt beim Militärgericht. Ich erhob sofort Protest hiergegen, indem ich mich auf die Auslieferungsbedingungen berief, wonach man mich nur vor ein „ordentliches Gericht", nicht vor ein Ausnahmegericht und auch nicht vor ein Militärgericht stellen durfte. Darauf zeigte mir der Untersuchungsrichter ein Schriftstück, worin ihn das Justizministerium anwies, er habe nach Beendigung der Untersuchung gemäß den und den Paragraphen zu verfahren, diese aber besagten, daß Verbrechen, die von Angehörigen des Heeres begangen sind, vor ein Militärgericht gehören.

„Da Sie zur Zeit des Verbrechens, das Ihnen zur Last gelegt wird, dem Heere einverleibt waren, so müssen Sie von einem Militärgerichtshof abgeurteilt werden," erklärte mir der Untersuchungsrichter. Um dem Leser klar zu machen, was es mit meiner militärischen Laufbahn auf sich hatte, muß ich mit einigen Worten auf meine Jugendjahre zurückgreifen.

Dem Zeitgeist folgend, hatte ich den Bauernkittel angezogen und war „ins Volk" gegangen. Im Herbst 1875 kehrte ich enttäuscht von meiner propagandistischen Tätigkeit nach Hause zurück. Wie so viele Jünglinge jener Zeit, empfand auch ich einen ungestümen Drang in mir, die jugendliche Kraft gärte, ich sehnte mich nach großen Taten, aber was ich mit mir selbst anfangen sollte, darüber hatte ich damals noch keine Klarheit gewonnen. Als ich von

meiner Fahrt zurückkehrte, fand ich fast niemand von den Kameraden in Kiew vor: zum Teil waren sie verhaftet, zum Teil in alle Winde zerstreut. Es war damals der Aufstand in Bosnien und Herzegowina ausgebrochen, und eine Anzahl Jünglinge, unter denen sich viele Sozialisten befanden, war zu den Freischaren gestoßen, und so fand ich eine recht kriegerische Stimmung vor. Der Befreiungskampf auf der Balkanhalbinsel bildete das Tagesgespräch. Diese Strömung riß den zwanzigjährigen Jüngling fort, und ich war bereit, in den Krieg zu ziehen, um für die Befreiung der unterdrückten Völker vom Türkenjoche zu kämpfen. Aber — ich kam zu spät. Die Wogen gingen bereits zurück; die Freischärler schrieben vom Kriegsschauplatz Briefe, die durchaus entmutigend waren. Die Zustände waren derart, daß die jungen Leute, die zum weitaus größten Teile den Strapazen des Guerillakriegs nicht gewachsen waren, den Kämpfern nichts nützen konnten, sondern im Gegenteil ein Hemmnis für sie waren. Daher rieten unsere Freunde auch dringend ab, ihrem Beispiel zu folgen. Ich mußte also meinen Plan aufgeben. Da ich nun aber einmal in kriegerischer Stimmung war und auch nichts Rechtes mit meiner Zeit anzufangen wußte, beschloß ich, meiner Militärpflicht als Freiwilliger nachzukommen, obgleich es damit noch ein Jahr Zeit gehabt hätte. Freilich spielte dabei auch die Erwägung eine Rolle, daß man als Soldat im Heere Propaganda treiben könne, und schließlich schien mir die Erwerbung militärischer Kenntnisse ebenfalls von Wert. Dabei hatte ich nach den damals geltenden Bedingungen als Freiwilliger der zweiten Kategorie nur ein halbes Jahr zu dienen. So kam es denn, daß ich Ende Oktober 1875 Soldat im 130. Infanterieregiment in Kiew wurde. Aber bereits zwei Monate darauf habe ich den Dienst wieder verlassen.

Im Gefängnis zu Kiew war zu jener Zeit einer meiner Freunde eingesperrt, der Student Semen Lurje, der in den „Prozeß der 193" verwickelt war.* Der damals in Kiew allmächtige Gendarmerieoffizier Adjutant Baron Heyking hatte von den Eltern Lurjes große Summen „geliehen", und diesem Umstand war es zu verdanken, daß der Gefangene leicht fliehen konnte. Bei dieser Flucht hatte ich einige Hilfe geleistet, und deshalb wurde eines Tages in

* Dieser Prozeß wurde im Winter 1877 vor einem besonderen Senatsgerichtshof in Petersburg verhandelt.

meiner Abwesenheit von Gendarmen Haussuchung bei mir gehalten. Meine Verhaftung schien also bevorzustehen, und als Soldat wäre ich vor ein Kriegsgericht gestellt worden, was zu jener Zeit der grausamen Urteile mein Schicksal besiegelt hätte; daher beschloß ich, mich zu verbergen, bis die Pläne der Gendarmerie klar würden. Es zeigte sich jedoch schon nach ein paar Tagen, daß Baron Heyking, der in erster Linie Schuld an der Flucht Lurjes hatte, weil er dem Gefangenen verschiedene Begünstigungen gewährte, bestrebt war, die ganze Affäre zu vertuschen. Deshalb schien mir das einfachste zu sein, mich wieder zum Dienste zu melden, wo man mich für unbefugtes Verlassen des Dienstes während fünf Tagen disziplinarisch bestrafen würde, was jedenfalls nicht schlimm werden konnte. Es kam jedoch anders.

Befehlshaber der 33. Division, zu der das Regiment gehörte, war damals Wannowski, der spätere Kriegs- und dann Kultusminister. Die Freiwilligen konnte er überhaupt nicht leiden, und ich, der gar keine Neigung zur Subordination und Disziplin bezeugte, war besonders schlecht bei ihm angeschrieben. Das Unglück wollte, daß gerade bei meiner Abwesenheit der Kommandeur die Freiwilligen unseres Bataillons zu sich befohlen hatte. Als ich mich nun meldete, wurde ich zu ihm geführt, und er schickte mich kurzerhand auf die Hauptwache und ließ mich vor Gericht stellen. So war ich denn doch der „Fahnenflucht" angeklagt, und obendrein zog ich mir noch einen Prozeß wegen Beleidigung eines Offiziers im Dienste zu, weil ich es mir verbat, daß der Offizier auf der Wache mich duzte und grob behandelte. Jetzt konnte die Sache freilich schlimm werden, und Flucht war die einzige Rettung. Unter Beihilfe zweier Kameraden, die mir Zivilkleider in das Badehaus brachten, gelang es mir denn auch — im Februar 1876 — zu entkommen. Ich kleidete mich um und ging an der Schildwache, die an der Tür des Badehauses stand, vorbei.

Seit dieser Zeit bis zum Herbst 1877 war ich, wie gesagt, in Freiheit als „Illegaler".

* * *

Gegen den Beschluß des Untersuchungsrichters, mich vor ein Militärgericht zu stellen, reichte ich zwei Proteste ein: an den Präsidenten des Kriegsgerichtes in Odessa und an den Justizminister Nabokoff. Unter Berufung auf das Zeugnis des Staatanwalts

am Petersburger Gerichtshof, Bogdanowitsch, wies ich nach, daß die badische Regierung mich unter der Bedingung ausgeliefert habe, daß ich vor ein „ordentliches" Gericht, also vor ein Zivil- und nicht Militärgericht, gestellt werde. Ein Militärgericht mußte auch wegen Fahnenflucht und Beleidigung des Offiziers gegen mich verhandeln und sei schon aus diesem Grunde nicht zulässig, da gemäß den Auslieferungsbestimmungen einzig wegen des Attentats gegen Gorinowitsch gegen mich vorgegangen werden dürfe.

Wie vorauszusehen war, wurden meine Beschwerden ohne weiteres abgewiesen, und bald darauf wurde mir die vom Staatsanwalt des Militärgerichtes unterzeichnete Anklageschrift zugestellt; gleichzeitig wurde der Termin für die Gerichtsverhandlung vor dem Kreismilitärgericht angesetzt.

Die Anklageschrift ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, welcher Art das Gerichtsverfahren sein würde. Es wurden darin wohl die Tatsachen in bezug auf das Attentat gegen Gorinowitsch aufgezählt, aber die Motive wurden mit keinem Worte erwähnt. Natürlich hatte der Staatsanwalt nicht verfehlt, die denkbar schwersten Paragraphen des Strafgesetzbuchs herbeizuziehen. Nun steht in dem russischen Strafgesetz die höchste Strafe — lebenslängliche Zwangsarbeit — auf Vatermord und analoge Verbrechen, und richtig war auch dieser Paragraph zitiert: diese Strafe ist dann nach dem Gesetz um eine Stufe zu mildern — das heißt zwanzigjährige Zwangsarbeit —, wenn selbst gegen den Willen des Täters es bei dem Versuche blieb, das Opfer also nicht getötet wurde; außerdem ist die Strafe um ein Drittel zu mildern, wenn der Täter zurzeit des Verbrechens nicht volljährig war. Demgemäß beantragte der Staatsanwalt gegen mich dreizehn Jahre vier Monate Zwangsarbeit. Das war das Maximum, zu dem er auf gesetzlicher Grundlage gelangen konnte, wenn die Auslieferungsbedingungen eingehalten werden sollten. Es konnte zwar noch das Manifest in Betracht kommen, das bei der Thronbesteigung Alexander III. erlassen wurde, wonach es dem Richter anheimgestellt wurde, bei allen kriminellen Verbrechen, die vor Erlaß des Manifestes begangen waren, die Strafe herabzusetzen. Doch war natürlich kein Zweifel, daß in meinem Falle von dieser Befugnis kein Gebrauch gemacht werden würde. Überhaupt betrachtete ich die Gerichtsverhandlung als eine Formalität, der nicht die mindeste Bedeutung zukam. Deshalb lehnte ich auch den Verteidiger, den man mir be-

ſtimmt hatte, irgend einen Kandidaten auf einen Militärgerichtspoſten, ohne weiteres ab und bereitete mich darauf vor, die unſäglich peinliche Prozedur über mich ergehen zu laſſen.

Der Tag der Verhandlung kam. Ein großer Kaſtenwagen mit vergitterten Fenſtern rollte in den Gefängnishof. Ich wurde hineingeſetzt, neben mir nahm ein Polizeiwachtmeiſter Platz, worauf die Tür von außen mit einem gewaltigen Schloß geſperrt wurde. Der Gendarm, der meine Leibwache während der ganzen Zeit gebildet hatte, beſtieg den Kutſcherbock, eine ganze Kompagnie Infanterieſoldaten nahm den Wagen in die Mitte, und ſchließlich umzingelten uns noch Koſaken zu Pferde; im Vortrab dieſer Prozeſſion fuhr der Polizeimeiſter, und die Nachhut bildete ein Polizeikommiſſär. Man konnte glauben, es handle ſich um den Transport von mindeſtens einem Dutzend Räuberhauptmänner, von denen jeder es mit einer Kriegsmacht aufnehme. Als wir im Schritte die Straßen von Odeſſa durchzogen, erregte der ungewöhnliche Vorgang die Aufmerkſamkeit des ganzen Publikums, überall ſah ich Menſchen an den Fenſtern ſich drängen. Ich ſaß unterdeſſen im Wagen und plauderte ganz gemütlich mit dem Polizeiwachtmeiſter. Es ſtellte ſich nämlich heraus, daß der Mann vor zwanzig Jahren in Kiew Schutzmann geweſen war und unſere Familie kannte.

„Wer hätte wohl gedacht, daß ich jenen kleinen Deutſch, den ich damals geſehen hatte, in dieſer Weiſe vor Gericht führen würde!“ Er begann alte Erinnerungen an jene Zeit auszukramen, plauderte über meinen Vater und unſer Haus.

Meine Gedanken ſchweiften in die Ferne, Bilder aus der Kindheit ſtiegen vor meinen Augen auf. . . .

Der Gerichtsſaal war von einem ſorgfältig durchgeſiebten Publikum beſetzt: Offiziere mit ihren Damen, Juſtizbeamte und ſonſtige Vertreter der Beamtenwelt. Das Zeugenverhör bot nicht das geringſte Intereſſe; die meiſten geladenen Zeugen waren überhaupt nicht erſchienen, ſie waren geſtorben oder nicht aufzufinden; die wenigen, die ſich geſtellt hatten, machten unſichere Angaben, da ſie nach acht Jahren, die ſeither verſtrichen waren, ſich an nichts mehr erinnern konnten, und einige verweigerten ſogar aus dieſem Grunde die Ausſage. Der Hauptzeuge Gorinowitſch war ebenfalls aus irgendeinem Grunde nicht erſchienen, doch wurden ſeine Ausſagen verleſen. Ich meinerſeits hatte auf Entlaſtungszeugen verzichtet, wie ich überhaupt nur geringen Anteil an der Verhandlung nahm.

Doch fühlte ich mich erregt; das viele, zum Teil mir wohl feindlich gesinnte Publikum, das mich angaffte, wirkte auf mich ein. Ich suchte nach einem bekannten Gesicht unter der Menge, fand aber keins, außer dem Staatsanwalt, der die Untersuchung geleitet hatte.

Nach dem Zeugenverhör nahm der Staatsanwalt das Wort. Seine Rede war eine wörtliche Wiedergabe der Anklageschrift. Mich interessierte dabei nur, welche Motive er nennen würde. Da weder von einem „selbstsüchtigen Zwecke" noch von „persönlichem Hasse" und „Feindschaft" gegen Gorinowitsch meinerseits die Rede sein konnte, so nannte er als Motiv „Rache". Aber natürlich hütete er sich, die Ursache dieser Rache zu nennen, weil er das Wort „politische Rache" nicht aussprechen durfte. Der Befehl, den politischen Charakter des Prozesses unbedingt zu verschweigen, führte eben zu ganz unhaltbaren Dingen. Der Staatsanwalt teilte mit, ich sei im Jahre 1877 verhaftet worden, hätte die und die Aussagen in der vorliegenden Sache gemacht, und erklärte dann, ich hätte mich „dem Gericht entzogen". Wiederum durfte er nicht sagen, daß ich aus dem Kiewer Gefängnis geflohen war. Noch komischer klang es, als er erwähnte, ich hätte mich „dem Militärdienst entzogen". Meine Verteidigungsrede begann ich mit der Erklärung, es liege mir durchaus fern, eine Milderung des Urteils herbeiführen zu wollen. Das gehe schon daraus hervor, daß ich die Absicht, den Gorinowitsch zu töten, nicht ableugne, während für den Beweis dieses Umstandes nur mein eigenes Geständnis vorliege.* Ich nahm das Urteil von vornherein auf mich und hatte nur den Wunsch, die Tat wahrheitsgemäß zu schildern, sie im richtigen Lichte erscheinen zu lassen. Daher beabsichtigte ich dem Gericht klarzulegen, auf welche Weise ich und meine Genossen zu dem Entschluß gekommen waren, Gorinowitsch zu töten. Kaum aber hatte ich die Worte „in Elisawetgrad war ein Zirkel entstanden" ausgesprochen, als mir der Vorsitzende General Grodekoff mit der Bemerkung ins Wort viel, in Anbetracht der Umstände, unter denen der Prozeß stattfinde, hätte ich mich jeder Äußerung über Dinge, die mit politischen Verbrechen im Zusammenhang stehen, zu enthalten.

---

* Schwere Körperverletzung, ohne die Absicht zu töten, wird nach dem russischen Gesetz mit vier bis sechs Jahren Zwangsarbeit bestraft, und auch hier tritt Herabminderung um ein Drittel ein, wenn der Täter nicht majorenn ist.

Natürlich war unter solchen Bedingungen eine wahrheitsgemäße Charakterisierung der Sache nicht möglich, ja selbst eine einfache Darstellung der Tatsachen war ausgeschlossen. Ich sagte zum Beispiel: „Als Gorinowitsch im Gefängnis zu Kiew saß . . .," sofort aber sprang der Vorsitzende auf und forderte, ich solle nicht darüber sprechen. Ich wußte tatsächlich nicht, wie ich es anstellen sollte, um die einfachsten Dinge zu sagen. Obwohl ich mich bemühte, weder Namen, noch Orte, noch politische Verhältnisse irgendwie zu erwähnen, wurde ich fortwährend vom Vorsitzenden unterbrochen und selbst mit Wortentziehung und Hinausweisung aus dem Gerichtssaal bedroht. Ich kam daher bald zum Schlusse dieser eigenartigen Verteidigungsrede, in der ich mich nicht nur nicht verteidigen, sondern nicht einmal nackte Tatsachen mitteilen durfte. Und trotzdem trieb der Staatsanwalt die Komödie so weit, sich über meine Verteidigung zu entrüsten und mir mit großem Eifer Widersprüche vorzuhalten, deren ich mich angeblich schuldig gemacht hätte. Ich gab ihm kurz Antwort und verzichtete auf ein Schlußwort.

Die Beratung des Gerichtshofs dauerte nicht lange, und das Urteil lautete natürlich gemäß dem Antrag des Staatsanwalts, nämlich dreizehn Jahre vier Monate Zwangsarbeit.

Als ich dann im gleichen Aufzug den Weg zum Gefängnis zurücklegte, fühlte ich mich gewissermassen erleichtert, als wenn mir eine Last von den Schultern genommen wäre, obwohl ich von vornherein ein solches Urteil erwartet hatte. Es war doch endlich alles entschieden, klar und bestimmt; die Ungewißheit ist eben, wie gesagt, die schlimmste Pein für einen Gefangenen. Jetzt blieb mir noch die Entscheidung abzuwarten, wohin man mich schaffen werde.

Da ich als Kriminalverbrecher verurteilt war, konnte man mich nach Kara in Sibirien senden, wo ich einige alte Freunde und Bekannte von mir wußte, und wo das Kerkerleben noch am erträglichsten im Vergleich zu anderen Deportationsorten war. Oder man konnte mich auf die Insel Sachalin schaffen, wo die Zustände, wie in ganz Rußland bekannt, furchtbare waren. Aber am meisten schreckte mich der Gedanke, die Regierung könne, um die Strafe zu verschärfen, die nach ihrem Dafürhalten zu gering war, weil man sich an die Auslieferungsbedingungen halten mußte, mich in der Schlüsselburger Feste lebendig begraben. Dort war gerade zu jener Zeit der Bau eines Kerkers vollendet worden, und man erzählte al-

gemein, daß in diesem Kerker ein geradezu mörderisches Regime herrschen würde, weil man die gefährlichsten Staatsverbrecher dort hinschaffen wolle.

Eine Woche nach der Gerichtsverhandlung kam der Vorsitzende des Militärgerichts, um mir das Urteil in endgültiger Form zu verkünden. Ich wurde in die Kanzlei geführt, wo General Grodekoff hinter einem breiten und langen Tische Platz genommen hatte, so daß er ziemlich weit von mir entfernt stand; trotzdem befahl er, daß die Schildwache mit aufgepflanztem Bajonett sich zwischen ihn und mich stelle; der Mann schien wirklich noch einen Überfall zu befürchten. Dieses Übermaß von Vorsicht bei einem Militär schien selbst meinen Wächtern zu mißfallen.

„Schau, was der für Furcht hat!" hörte ich jemand von ihnen sagen, als wir in die Zelle zurückmarschierten. Mich amüsierte der Vorgang höchlich, und in der Tat habe ich später niemals wieder beobachtet, daß selbst Zivilbeamte so große „Vorsicht" beobachteten, auch wenn sie es mit den verwegensten Sträflingen zu tun hatten.

* * *

Obwohl das Gerichtsverfahren gegen mich geschlossen war, wurde ich noch verschiedentlich verhört, jedoch sollte ich jetzt die Rolle eines Zeugen spielen. Zuerst erschien eines Tages ein Gendarmeriekapitän in Begleitung eines Staatsanwalts. Dieser stellte mir folgende Zumutung:

„Man hat in Freiburg einen Brief bei Ihnen gefunden, in welchem eine Adresse angegeben war. Unter dieser Adresse sollten Sie die Absendung von Büchern avisieren. Können Sie uns mitteilen, um was für Bücher es sich handelt und wer der Schreiber dieses Briefes ist?"

Ich erwiderte, daß ich jede Aussage darüber verweigere.

„Bedenken Sie," meinte der Justizbeamte, „daß infolge jener Adresse eine Anzahl Personen in Wilna verhaftet worden sind. Wenn Sie uns also den wirklichen Verfasser des Briefes nennen, so können jene Personen in Freiheit gesetzt werden."

Ich kannte diese Finte genau und erwiderte daher sehr ruhig: „Nach Ihrem Dafürhalten scheint es erlaubt, bei einer Inquisition die Namen derer, mit denen man Briefe tauschte, preiszugeben. Ich halte es damit anders."

Der junge Herr wurde sehr verlegen und beeilte sich, das Verhör zu schließen.

Jedenfalls haben also in der Tat die Freiburger Behörden sich dazu hergegeben, meine Papiere der russischen Regierung auszuliefern, und auf diese Weise Personen, die durchaus unschuldig waren, der russischen Geheimpolizei denunziert. Diesen Übereifer hätte man sich wirklich sparen können. Ich selbst hatte leider vergessen, die Adresse zu vernichten, als ich mit Professor Thun die Papiere sichtete.

Ein andermal verhörte mich ein Untersuchungsrichter. Er zeigte mir ein Schreiben aus dem Justizministerium, in welchem er beauftragt wurde, mich als Zeugen über die Vorgänge bei der Ermordung des Generals Mesenzeff zu verhören. Darauf verlas er mir die Aussagen eines gewissen Goldenberg.

Danach sollte ich bei einem Spaziergange über den Pferdemarkt in Charkow Goldenberg gegenüber erwähnt haben, es sei S. Krawtschinski gewesen, der den Chef der Gendarmerie erdolcht habe.

Ich erinnerte mich nun genau, daß ich in der Tat einmal mit Goldenberg über jenen Platz gegangen war, und daß er mir erzählt habe, wie er hier den Gouverneur von Charkow, Fürst Krapotkin, umgebracht habe; ob ich mich damals über die Rolle Krawtschinskis bei dem Attentat gegen Mesenzeff geäußert hätte, wußte ich nicht genau. — Mir schoß sofort der Gedanke durch den Kopf, man hätte Krawtschinski auf ähnliche Weise wie mich selbst im Auslande verhaftet, und die russische Regierung wolle seine Auslieferung herbeiführen; die Aussage Goldenbergs, der nur die Worte eines anderen wiederholte, genügte hierzu wohl nicht, und deshalb verlange man mein Zeugnis. Daher hielt ich es für richtig, diesmal eine Aussage zu machen, jedoch so, daß sie das Zeugnis Goldenbergs gegenstandslos machen mußte. Ich erzählte also, ich hätte zwar mit diesem tatsächlich über das Attentat gesprochen, hätte aber dabei nur Gerüchte erwähnt, welche bald Krawtschinski, bald mich selbst als den Täter bezeichneten. Zum Glück waren meine Befürchtungen falsch: Krawtschinski war damals bereits in London und außer Gefahr.

XI

Der Besuch des Ministers.
Wie man mich zum Sträfling machte. — Das Gefängnis in Kiew.

Einige Zeit nach meiner Aburteilung begann im Gefängnis zu Odessa fieberhafte Tätigkeit. Man erwartete den Justizminister, der das Gefängnis visitieren sollte. Natürlich wurde alsbald aus meiner Zelle alles entfernt, außer dem Strohlager und dem Kübel. Eines Tages erschien denn auch der Minister in Begleitung einer zahlreichen Suite, in der sich auch der Stadtpräsident befand. Als Nabokoff mich erblickte, nannte er sofort meinen Namen und begrüßte mich. Das schien den braven Stadtpräsidenten sehr aufzuregen:

„Eure Exzellenz geruhen den Deutsch bereits zu kennen?"

„O ja, wir sind uns bereits in Petersburg begegnet," antwortete Nabokoff, wobei er einen Ton anschlug, als ob es sich um eine sehr angenehme Erinnerung handle, nicht etwa im Kerker, sondern in einem Salon.

Darauf wandte er sich an mich und erklärte, er habe meine Beschwerde erhalten und habe „Seiner Majestät Bericht erstattet", der Kaiser habe aber bestimmt, daß ich als ehemaliger Heeresangehöriger vor ein Militärgericht zu stellen sei, danach habe er handeln müssen. Die Art und Weise, wie man mich eingekerkert hatte, schien ihm zu mißfallen, denn er musterte die Zelle eingehend und fragte wiederholt, ob ich hier richtig behandelt werde, ob ich keine Klagen vorzubringen hätte? Bei der Gelegenheit erfuhr ich auch, daß meine Überführung nach Moskau, wo ich überwintern sollte, ehe man mich nach Sibirien schaffte, bereits verfügt sei.

Die Worte, die der Minister an mich gerichtet hatte, schienen auf die Gefängnisverwaltung gewaltigen Eindruck gemacht zu haben. Kaum war die Exzellenz zum Tore hinaus, als der Verwalter herbeigestürzt kam und mich nach einer anderen, bequemeren Zelle führte, wo sich ein gutes Bett, Tisch und Stuhl befanden.

„Seiner Majestät selbst hat Seine Exzellenz Bericht über Sie erstattet!" Darüber kam diese Bedientenseele fast aus dem Häuschen; ich war in seinen Augen sofort eine gewichtige Persönlichkeit.

Auf diese Weise wurde mir, als ich bereits verurteilt war, manches gewährt, um das ich als Untersuchungsgefangener verzweifelte

Kämpfe führen mußte; es wurde gewährt, weil „Seiner Majestät selbst“ Bericht über mich erstattet worden war. Man wurde jetzt sogar so liebenswürdig, mir den Bezug von Büchern aus einer Leihbibliothek zu gestatten. Natürlich handelte es sich hier nicht um Bestimmungen, die von dem Gefängnisverwalter ausgingen, sondern jene drei Behörden, die vor dem Besuche des Ministers mich auf jede Weise malträtiert hatten, waren es, die jetzt umschwenkten. Dieses Beispiel zeigt die Willkür, die in bezug auf die Behandlung der Gefangenen herrscht, im grellsten Lichte.

Ich sollte mich jedoch nicht lange der Begünstigung freuen; zwei Wochen später wurde mir mitgeteilt, daß ich am Abend mit einer Partie Sträflinge den Transport nach Moskau antreten würde. Es wurde also zu der Prozedur geschritten, mich äußerlich in einen Zuchthäusler zu verwandeln. Noch jetzt, nach neunzehn Jahren, denke ich mit Schaudern an jenen Tag.

Zuerst wurde ich in einen Raum geführt, wo alle zur Equipierung eines Sträflings notwendigen Requisiten aufgestapelt waren: Auf dem Boden lagen Haufen von Fesseln, auf Regalen waren Kleidungsstücke, Wäsche, Stiefel und anderes mehr aufgeschichtet. Man wählte aus, was mir zukam, und führte mich in einen zweiten Raum. Hier wurden mir Haare und Bart auf der rechten Seite abrasiert, während man die linke Seite kurz abschor. Ich hatte schon früher in den Gefängnissen Leute gesehen, die man in dieser Weise zugerichtet hatte, und der Anblick hatte auf mich stets tiefen Eindruck gemacht, wie auf jeden, mit dem ich darüber sprach. Als ich aber jetzt mich selbst im Spiegel sah, fühlte ich, wie es mir kalt über den Rücken rieselte; es war das Gefühl der Herabsetzung menschlicher Würde durch die barbarische Prozedur, mit der man mein Antlitz verunglimpft hatte. Ich dachte dabei an die Grausamkeit, die in Rußland noch vor kurzem bestand, wo man die Sträflinge brandmarkte.

In demselben Raume befand sich ein Sträfling, der mir die Fesseln anschmieden sollte. Ich wurde auf einen Schemel gesetzt und mußte die Füße auf einen Amboß stellen. Der Schmied legte eiserne Reife um meine Knöchel und schmiedete sie zusammen. Jeder Hammerschlag krampfte mir das Herz zusammen; er bedeutete, daß jetzt ein neues Dasein für mich beginnt, daß ich ein — Sträfling sei....

Zu dem niederdrückenden Gefühl, das ich empfand, gesellte sich bald das physische Unbehagen; die Fesseln verursachten mir an-

fangs unerträgliche Pein beim Gehen und störten meinen Schlaf. Auch erfordert es gewisse Übung, bis man imstande ist, sich der Kleider zu entledigen, wenn man gefesselt ist. Die schweren Fesseln, gegen zwölf Pfund, hindern nicht nur am Gehen, sondern sie verursachen auch große Schmerzen, indem sie die Haut an den Knöcheln aufreiben, wogegen die Unterlagen aus Leder den Ungeübten nur wenig schützen. Besondere Marter aber verursacht das Klirren der Ketten bei jeder Bewegung. Es reizt die Nerven in unsäglicher Weise und erinnert den Gefangenen jeden Augenblick daran, daß er ein Paria unter den Menschen, daß er „aller Rechte bar" ist.

Die Umgestaltung des Sträflings wird ergänzt durch die Tracht, in die man ihn einkleidet. Außer der Leibwäsche aus grober Leinwand besteht diese Tracht aus einem grauen Kittel, der aus einem speziellen Stoff hergestellt wird, und einer Hose. Auf den Kittel wird den zu Zwangsarbeit Verurteilten ein Viereck aus gelbem Zeug aufgenäht. Die Füße stecken in Fußlappen und ledernen Pantoffeln, die man „Katzen" nennt. Alle diese Kleidungsstücke sind äußerst unbequem, schwer und unproportioniert.

Ich kannte mich kaum wieder, als ich so im vollen Sträflingsaufzug mich im Spiegel betrachtete.

„Jahre und Jahre wirst du jetzt in diesem abstoßenden Aufzuge herumlaufen!"

Selbst der Gendarm sah mich voll Mitgefühl an.

„Was sie nicht alles mit einem Menschen anstellen," sagte er mißbilligend.

„Man gewöhnt sich an alles, auch ich werde mich daran gewöhnen," dachte ich.

Meine Siebensachen, Kleider, Wäsche und was ich sonst besaß, verschenkte ich an das Wächterpersonal, die wertvolleren Dinge, Uhr, Fingerring, Zigarettenetui, sandte ich per Post an Verwandte. Nur meine Bücher behielt ich. Man hatte mir einen Sack gegeben, in welchem ich eine zweite Garnitur Wäsche aufbewahren sollte; ich steckte ein paar Bände Shakespeare, Goethe, Heine, Molière und Rousseau hinein und war reisefertig.

Der Abend kam. Der Convoioffizier erschien mit seinen Leuten im Gefängnishof und nahm die „Partie" in Empfang. Man führte mich in die Kanzlei. Für jeden einzelnen Sträfling wurde ein „Begleitschein" ausgestellt. Es war darin der Name verzeichnet und der Verbannungsort, wohin der Mann bestimmt war,

dann ein Verzeichnis der Regiesachen, die er mit sich führte. Den „Begleitscheinen" der Politischen war noch eine Photographie beigeheftet. Meinem Scheine hatte man sogar zwei Photographien beigegeben.

Der Offizier prüfte die Scheine einzeln; dann wurden wir in Reih und Glied aufgestellt, die Soldaten umzingelten uns, der Offizier nahm seine Dienstmütze ab und bekreuzigte sich.

„Glückliche Reise! Kommt gut an!" rief das Gefängnispersonal.

„Danke, lebt wohl!" rief der Offizier und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Langsamen Schrittes zogen wir durch die Straßen nach dem Bahnhof.

Zufolge der Auslieferungsbedingungen von seiten des Großherzogtums Baden hatte man mich bisher teilweise als Kriminalverbrecher, teilweise als politischen Verbrecher behandelt. Von dem Augenblick an aber, wo ich dem Convoi übergeben wurde, behandelte man mich als „politischen".*

Deshalb wies man mir auch während des Transports per Bahn nicht einen Platz unter den Sträflingen an, sondern plazierte mich in der Abteilung, die für den Convoi reserviert war. Es war hier ziemlich viel Raum, und ich konnte es mir einigermaßen bequem machen, während die Kriminalgefangenen zusammengedrängt wurden wie die Heringe in der Tonne; dafür war es um so langweiliger in der Gesellschaft der Soldaten, die natürlich in Gegenwart des Offiziers nicht wagten, mit mir ein Wort zu wechseln.

Nach vierundzwanzig Stunden langten wir in Kiew an, wo ein Rasttag gehalten werden sollte. Wir stiegen aus, wurden abermals in Reih und Glied gestellt und von den Soldaten umzingelt. In weitem Umweg ging es dann durch Vorstadtstraßen nach dem Gefängnis.

Ein sonderbares Gefühl beschlich mich, als ich nach jahrelangen Wanderungen in Rußland und im Ausland jetzt die Straßen meiner

* Die Gründe, warum die russische Regierung diesen Unterschied zwischen Kriminalverbrechern und politischen oder Staatsverbrechern sorgfältig aufrecht erhält, sind verschiedener Art. In erster Linie handelt es sich darum, die Überwachung der „Politischen" schärfer zu gestalten, dann fürchtete man wohl auch den Einfluß der Revolutionäre auf die übrigen Gefangenen; schließlich spielt die Tradition eine Rolle: bis vor kurzem rekrutierten sich die „Staatsverbrecher" ausschließlich aus den Reihen der privilegierten Stände. Anmerkung des Übersetzers.

Vaterstadt durchzog. Seit sechs Jahren war ich nicht mehr hier gewesen, seit meiner Flucht aus dem Kerker im Jahre 1878; nun kehrte ich wieder zurück mit Ketten an den Füßen und dem ominösen Viereck auf dem Kittel, ein Zuchthäusler. . . .

„Vorwärts, vorwärts, rühr dich!" hörte ich rufen und fühlte einen Stoß mit dem Kolben im Rücken.

„Es geht los," dachte ich mir und stellte mir alle die Demütigungen und Beleidigungen vor, denen ich fortan ausgesetzt sein würde.

Der Offizier hatte den Vorgang bemerkt, eilte sofort herbei und schimpfte den Soldaten, der mich gestoßen.

Wir waren am Tore des Gefängnisses angelangt. Einzeln wurden die Sträflinge gezählt wie Schafe und durch die Pforte eingelassen. Mich führte man sofort in die Kanzlei. Alles war hier verändert; lauter neue Gesichter. Der alte dicke Kapitän Kowalski war nicht mehr da, auch das übrige Personal hatte gewechselt, alles fremd.

„Aus diesem Gefängnis sind Sie durchgebrannt?" fragte mich ein hünenhafter Mann in der Uniform der Gefängnisbeamten, der neue Gefängniskommandant Simaschko.

Ich bejahte.

„Na, das haben Sie damals fein eingefädelt!" meinte er lachend.

In Wirklichkeit war die Sache sehr einfach: einer von meinen Genossen, Frolenko, hatte sich mit einem falschen Passe versehen und hatte den Posten eines Wächters erhalten; in einer Nacht hatte er dann Stefanowitsch Bochanowski und mich als Schließer verkleidet hinausgeführt.*

Nach den üblichen Formalitäten wurde ich in eine Zelle geführt. Es schienen, wie ich beim Durchwandern der Korridore bemerkte, überall bauliche Veränderungen vorgenommen zu sein. Die Zelle, in die man mich einschloß, war ungewöhnlich groß und ganz mit Pritschen angefüllt; wahrscheinlich war sie dazu bestimmt, eine große Zahl Gefangener für kurze Zeit aufzunehmen und nur provisorisch für mich bestimmt, weil man mich nicht mit den übrigen Sträflingen zusammenlassen wollte.

Das Kiewer Gefängnis hat als Kerker der „politischen Verbrecher" eine interessante Vergangenheit; es haben sich hier die verschiedensten, freilich meist traurigen Episoden abgespielt, und

* Siehe das Nähere in Stepnjak, „Das unterirdische Rußland", unter dem Titel „Zwei Entweichungen aus dem Gefängnis".

kaum gibt es in Rußland ein Gefängnis, das in dieser Beziehung sich mit dem in Kiew messen könnte, höchstens die Peter-Pauls-Feste. Vor allem waren eine große Anzahl von Fluchtversuchen zu verzeichnen. Außer uns, den Tschigirinern, waren in demselben Jahre der Student Izbitzky und ein Engländer, Beverley, ausgebrochen. Sie hatten ein Loch unter der Mauer gegraben und waren bereits im Freien, als eine Schildwache sie bemerkte und Feuer gab; der Engländer fiel zu Tode getroffen, Izbitzky wurde gefangen. Vier Jahre darauf, 1882, entkam der Student Wasil Iwanoff unter Beihilfe des Offiziers, der die Wache kommandierte, eines gewissen Tichonoff, Mitglied der „Narodnaja Wolja". Kurz vor meiner Ankunft war dann schließlich Wladimir Bytschkoff auf geheimnisvolle Weise verschwunden; soviel ich weiß, hat eine wohllöbliche Behörde auch heute noch das Rätsel nicht gelöst und mag sich auch fürder den Kopf darüber zerbrechen.*

Auch die Zeugen vieler düsterer Dramen sind diese Kerkermauern gewesen. Eine Anzahl Revolutionäre haben hier die letzte Stunde verlebt, bis man sie zum Schafott führte.** Noch viel größer ist die Zahl derer, die von hier aus den Weg in die Verbannung und die sibirischen Zuchthäuser angetreten haben. Außer der Peter-Pauls-Feste und des Kerkers in Odessa kann in dieser Hinsicht wohl nur noch die Warschauer Zitadelle mit dem Kiewer Gefängnis verglichen werden. Dagegen behauptet dieses Gefängnis, wie ich glaube, die erste Stelle in bezug auf „Tumulte", scharfe Konflikte zwischen den Behörden und den eingekerkerten Revolutionären. Die Tradition dieser Ereignisse lebte ununterbrochen fort, jeder politische Gefangene hielt die Erinnerungen an die „alte Zeit", das heißt die besonders stürmischen Jahre 1877 bis 1879 hoch. Die neue Generation kannte jene Vorgänge genau und nannte sie „das heroische Zeitalter"; sowohl die Verwaltungsbeamten

---

* In neuester Zeit, am 18. August 1902, sind elf Revolutionäre aus demselben Gefängnis ausgebrochen. Sie hatten sich eine Strickleiter und einen Anker verschafft, haben dann, während sie im Hofe spazieren gingen, die Schildwache überfallen, geknebelt und sind über die Mauer geklettert und entkommen. Anmerkung des Übersetzers.

** Im Jahre 1879 wurden hingerichtet Antonoff, Brantner, Bitschinski, Gorski und Ossinski, 1880 Losinski und Rosowski.

als die Kriminalsträflinge, die hier die Arbeiten zu verrichten hatten, erzählten davon. Deshalb gelang es auch den Behörden niemals, den Geist, der sich in diesen Mauern eingenistet zu haben schien, auszurotten, und kaum war hinter mir die Tür ins Schloß gefallen, als ich auch Beweise dafür erhielt.

„Die Politischen lassen bitten, Sie möchten ihnen Ihren Namen aufschreiben, zu welchem Prozeß Sie gehören, wo Sie abgeurteilt sind?" hörte ich eine Stimme an der Tür. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß diese Worte ein Kriminalgefangener durch das Guckloch rief. Als ich ihm antwortete, daß ich nichts hätte, womit ich schreiben könnte, steckte er mir sofort einen Bleistift und ein Stückchen Papier zu.

Ich teilte in kurzen Worten mit, wer ich sei, und bat die Kameraden, auch mich in Kenntnis zu setzen, wer sie seien, wieviel zurzeit sich hier befanden, und in welche Prozesse sie verwickelt seien. Alsbald kam derselbe Mann mit der Antwort, in der es zum Schlusse hieß: „Einzelheiten werden Sie alsbald von unseren Damen mündlich erfahren." Und in der Tat hörte ich bald eine Frauenstimme, die mir gebot, auf das Fenster zu steigen. Ich tat es und sah, daß kein Klappfenster zum Öffnen da war. Ich besann mich nicht lange und zertrümmerte zwei Scheiben in dem Doppelfenster.

Draußen standen zwei Damen, die Frauen zweier politischer Gefangenen, Paraskowja Schebalina und Witolda Rechniewskaja. Sie machten ihren Spaziergang in dem Hofe der Frauenabteilung, und mein Fenster befand sich nahe der Mauer, die die beiden Höfe trennten, so konnten wir uns leicht verständigen. Ich erhielt also Auskunft über alle eingekerkerten politischen Gefangenen. Es waren nicht wenige. Kurz vorher hatte vor dem Kiewer Gerichtshofe ein politischer Prozeß stattgefunden, an dem zwölf Personen beteiligt waren; vier Personen, darunter der Mann der Frau Schebalina, waren zu Zwangsarbeit, sie selbst zu Verbannung verurteilt, aus dem einzigen Grunde, weil man in ihrer Wohnung Drucklettern gefunden hatte, mit denen eine geheime Flugschrift hergestellt werden sollte.

Wir wurden jedoch in unserer Unterhaltung unterbrochen, indem plötzlich der Gehilfe des Gefängnisverwalters auftauchte.

„Was! Sie haben schon die Fenster eingedrückt?" rief er erstaunt.

„Ja, weshalb sorgen Sie denn nicht für Klappfenster, die man öffnen kann!" erwiderte ich.

„Das wird Ihnen schlecht bekommen, Sie werden schön frieren bei der Kälte!“ Es war in der Tat ein grimmer Novemberfrost.

Dann wandte sich der Beamte an die beiden Damen und hieß sie fortgehen, da es verboten sei, sich an der Tür aufzuhalten. Da kam er aber gerade recht! Die beiden Frauen fuhren energisch auf ihn los; er solle sich selber fortscheren und uns nicht stören. Besonders Frau Schebalina war sehr ungestüm; es war eine äußerst lebhafte, sanguinische und reizbare junge Frau, die in der Gefängnishaft so nervös geworden war, daß schon der Anblick eines Beamten sie in helle Wut versetzte, was denn auch zu zahlreichen Konflikten führte.

Witolda Rechniewskaja teilte ebenfalls die Haft mit ihrem Manne. Die beiden waren ein blutjunges Paar und hatten einige Tage vor ihrer Verhaftung geheiratet. Thaddäus Rechniewski war damals einundzwanzig Jahre alt und hatte eben die juristische Fakultät in Petersburg verlassen, als er im Jahre 1884 verhaftet wurde; er war zu jener Zeit in Kiew in Untersuchungshaft wegen Teilnahme an der polnischen sozialistischen Partei „Proletariat“, deren Mitglieder im Jahre 1885 in Warschau abgeurteilt wurden.

Außer den Genannten, die der Verbannung harrten oder noch in Untersuchungshaft waren, befand sich eine Anzahl Personen im Gefängnis, die auf „administrativem Wege“ verbannt wurden. Es hatten nämlich an der Universität in Kiew „Unruhen“ stattgefunden, die Universität war geschlossen und viele Studenten waren verhaftet worden.

Eine ganze Menge neuer Eindrücke waren auf mich eingestürmt, und es wurde spät, als ich mich niederlegte. Ich legte den Schafpelz, den man mir gegeben hatte, auf die Pritsche und deckte mich mit dem Kittel zu. Die Nacht war furchtbar kalt, und der Wind pfiff durch die zerbrochenen Scheiben. Den Kopf legte ich auf meinen Sack, aber die Werke der deutschen und französischen Klassiker, die darin steckten, waren gerade kein weiches Schlummerkissen, und es dauerte lange, ehe ich einschlief. Plötzlich weckte mich ein Höllenlärm. Ich lief an die Tür und rief nach dem Schließer, um zu erfahren, was los sei. Nach langem Rufen kam er endlich, und ich erfuhr, daß in der Nachbarzelle die Kriminalsträflinge rauften; einer von ihnen hatte ein paar Rubel versteckt; die anderen merkten es und wollten ihn erwürgen und berauben, doch gelang es ihm, sich zur Wehr zu setzen und um Hilfe zu rufen.

„Das macht die Bande immer so," erklärte mir in aller Gemütsruhe der Schließer und schleppte sich phlegmatisch auf seinen Platz, um wieder einzunicken. Weitere Folgen hatte dieser Versuch eines Raubmordes nicht. Mit einem „Ich werd euch lehren!" hatte der Schließer die Leute auseinander getrieben, und damit war die Sache erledigt; nicht einmal eine Anzeige wird er erstattet haben, so alltäglich war das Vorkommnis.

Am nächsten Morgen kam der Verwalter gelaufen und sagte, der Gendarmerieoberst werde gleich zu mir kommen. Es war der Kommandant der Gendarmerie, Nowitzky; ich kannte ihn nicht, wußte aber, daß in unseren Kreisen ein Haufen humoristischer Anekdoten in bezug auf ihn im Schwange waren. Er kam in Begleitung eines Adjutanten, stellte die üblichen Fragen, ob ich keine Beschwerden vorzubringen habe, und dann begann er zu plaudern; es war wohl nur Neugierde, die ihn zu mir führte. Wie ich mich erinnere, interessierte ihn, ob ich nicht im Ausland mit Debogory-Mokriewitsch zusammengekommen war. Dieser war 1879 in Kiew verhaftet und zu Zwangsarbeit verurteilt worden, aber auf dem Transport nach Sibirien hatte er mit einem Kriminalgefangenen „getauscht" und war geflohen. Als ich erklärte, ich hätte ihn in der Schweiz gesehen, überschüttete mich Nowitzky mit Fragen: „Nun, wie geht es denn dem Wladimir Karpowitsch, was treibt er dort?" Es konnte dabei scheinen, daß Mokriewitsch mindestens ein Gevatter von ihm sei, er nannte ihn familiär beim Ruf- und Vaternamen*. Wie Oberst Iwanoff in Petersburg meinen hingerichteten Kameraden Anerkennung zollte, erging sich jetzt Nowitzky in Lobsprüchen auf Wladimir Karpowitsch, während er doch mitwirkte, um zwei Kameraden des Mokriewitsch aufs Schafott zu bringen.** Es sind halt Gemütsmenschen, diese Häscher!

---

* Bekanntlich ist es in Rußland Brauch, im Verkehr statt des Familiennamens den Vornamen des Angeredeten und den Vornamen des Vaters (Otschestwo) beizufügen, wenn es sich um gute Bekannte handelt.
Anmerkung des Übersetzers.

** Antonoff und Brantner, außer Ossinski und einigen anderen, deren Namen ich oben erwähnte.

393264

XII

Neue Bekanntschaften.
Die Verschwörerinnen von Komnÿ. — Ankunft in Moskau.
Schicksalsgenossen. — Der offenherzige Kapitän.

Am nächsten Morgen wurde ich in die Kanzlei geführt, wo Anstalten zur Weiterreise getroffen wurden. Als die Formalitäten erledigt waren, hieß mich der Verwalter ins Nebenzimmer treten: „Sie finden dort Gesellschaft, Kameraden, die mit Ihnen nach Moskau transportiert werden."

Bei der Unterredung hatten mir die beiden Damen bereits mitgeteilt, daß zwei „administrativ" Verbannte, Wladimir Maljewanny und Anna Ptschelkina, mit mir reisen würden, und ich freute mich, meine Gefährten kennen zu lernen. Maljewanny kannte ich bereits dem Namen nach seit langer Zeit. Er war einst Sekretär der Gemeindevertretung in Odessa gewesen, wurde dann Ende der siebziger Jahre administrativ nach Sibirien verbannt, war nach einigen Jahren entflohen und wurde jetzt abermals auf fünf Jahre nach Ostsibirien geschafft.*

Als ich ins Zimmer eintrat, fand ich dort zwei elegant gekleidete junge Damen, einen Herrn mittleren Alters mit schwarzem Vollbart und einen Offizier in voller Uniform. Die eine Dame stand hart an der Schwelle, und ich bot ihr die Hand zur Begrüßung; aber sie wich zurück und starrte mich verwundert, empört und erschrocken zugleich an. Offenbar hielt sie mich für einen frechen Kriminalsträfling. Lächelnd nannte ich meinen Namen, und jetzt erst ergriff das junge Mädchen meine Rechte und schüttelte sie herzhaft unter tausend Entschuldigungen. Es war eine Schwester von Anna Ptschelkina, die gekommen war, um Abschied von der Verbannten zu nehmen.

„Ich bin wirklich erschrocken vor Ihnen," sagte sie freundlich und etwas beschämt lächelnd.

---

* Die Verbannungsfrist wurde später erneuert; Maljewanny starb 1892 im Krankenhause zu Tomsk.

Der Herr mit dem schwarzen Barte war Maljewanny, die andere Dame mit krankhaftem, aber ausdrucksvollem und sympathischem Gesicht Anna Ptschelkina, die auf die Dauer von drei Jahren nach Westsibirien deportiert wurde; der Offizier war Hauptmann Wolkoff, der unseren Convoi kommandierte. Wir Verbannten hatten natürlich sofort Bekanntschaft geschlossen und waren sogleich in die lebhafteste Unterhaltung vertieft. — Mit meinem rasierten Kopfe, den klirrenden Ketten und dem Sträflingsanzuge stach ich scharf gegen die anderen ab, die anständig und zivilisiert aussahen. In den Augen der beiden Schwestern, besonders der jüngeren, sah ich deutlich herzliche Teilnahme an meinem Geschick. Sie mochte wohl zum erstenmal im Leben einen Sozialisten vor Augen haben, der, zum Verbrecher gestempelt, „aller Rechte bar", einer düsteren Zukunft entgegenging. Sie bat mich, wenn ich irgendwelche Wünsche hätte, sie zu äußern, und reichte mir einen Bleistift und Papier, damit ich ihr einige Worte zum Andenken schreibe. Ich schrieb die Titel einiger Lehrbücher der Mathematik, die ich gern haben wollte, auf den Zettel, worauf sie versprach, dieselben mir zu senden; doch hat sie wohl die Sache vergessen oder mein eigenartiges „Autogramm" verloren, denn die Bücher trafen nicht ein.

Maljewanny und Ptschelkina wurden dann in einen Wagen gesetzt und zur Bahn gefahren, während ich es vorzog, trotz der Aufforderung, mitzufahren, zu Fuß zu gehen. So wanderte ich denn wieder mit der „Partie" kettenrasselnd über die Straßen meiner Vaterstadt. Wann und unter welchen Umständen werde ich sie wohl wiedersehen?

Wir wurden jetzt zu dritt in dem Waggon untergebracht, den die Mannschaften des Convoi inne hatten, während für den Offizier ein kleines Coupé reserviert war. Wir machten es uns bequem, und fort ging es.

Ich suchte vor allem zu erfahren, weshalb meine Leidensgenossen verbannt waren, und in diesem, wie in zahllosen Fällen, die mir später von Leuten, die auf „administrativem Wege" nach Sibirien geschickt worden, erzählt wurde, ist in meinem Gedächtnis auch nicht die leiseste Andeutung dessen, was man unter „Verbrechen" versteht, haften geblieben. In diesem, wie in den bei weitem zahlreichsten Fällen handelte es sich einzig darum, daß die Betreffenden im Verdacht standen, politisch „übelgesinnt" zu sein. Ein klassisches Wort und ein kaum definierbarer Begriff, der nur den

Untertanen des Zaren geläufig ist.* Der junge Mann oder das junge Mädchen kannte den N. N., verkehrte da und dort, las dieses oder jenes, das genügte, um den Verdacht zu erwecken, daß der junge Mann oder das junge Mädchen „übelgesinnt" seien; findet bei der Haussuchung die Polizei oder die Gendarmerie noch einen verdächtigen Brief oder ein verbotenes Buch, so sind die Folgen sicher: Haft, Verbannung, Sibirien. Es scheint kaum glaublich, daß Leute jahrelang im Kerker schmachten, ohne den Schein eines Gerichtsverfahrens, einfach auf die Anordnung eines Offiziers der Gendarmerie hin; ja noch mehr: daß sie auf Gutachten dieser Offiziere, die sich meistenteils durch Ignoranz auszeichnen, in die Einöde Sibiriens verbannt werden. Selbst wer schon an alles und jedes in Rußland gewöhnt ist, wird immer wieder von neuem durch die unglaublichsten Vorgänge in Erstaunen versetzt.

Als wir uns nämlich einer größeren Eisenbahnstation näherten, teilte uns der Offizier mit, es würden uns hier noch einige politische Verbannte hinzugesellt werden. In der Tat wurden, als der Zug hielt, zwei blutjunge Mädchen, höchstens achtzehn bis zwanzig Jahre alt, und zwei Jünglinge hereingeführt. Wir drei, die wir von Kiew kamen, waren zwar noch keine Greise, aber im Vergleich mit den neuen Reisegefährten waren wir alt zu nennen. Wir empfingen die Ankömmlinge herzlich, überschütteten sie natürlich alsbald mit Fragen und erfuhren folgendes:

Im Gouvernement Poltawa liegt die kleine Kreisstadt Romny, und in diesem Städtchen befindet sich ein Mädchengymnasium. Zwei oder drei der Schülerinnen kamen auf den Gedanken, gemeinschaftlich Bücher zu lesen, wohlgemerkt: Bücher, die allgemein zugänglich und nicht im entferntesten verboten waren. Bald schlossen sich andere junge Leute an, und so entstand ein Lesekränzchen, das vorzüglich geeignet schien, die langen Winterabende in der öden Provinzstadt zu verkürzen. Natürlich dachten die jungen Leute gar nicht daran, ihr Kränzchen geheim zu halten, weil sie nicht ahnten, daß darin ein Verbrechen gesehen werden könnte. Aber das Auge des Gesetzes wacht! Bald erfuhr der dortige Gendarmerie-

* Das Wort lautet im Russischen „neblagonadjeschnyi", die wörtliche Übersetzung müßte lauten: „Jemand, auf den keine gute Hoffnung zu setzen ist." Dem Sinne nach dürfte das Wort „übelgesinnt" am ehesten zutreffen. Der Übersetzer.

offizier die Sache und — triumphierte! Seit Jahren saß der Mann in diesem Krähwinkel, noch nicht eine einzige „Verschwörung" hatte er entdeckt, nicht einen einzigen „Geheimbund"; jetzt war ihm geholfen; er konnte seine glänzenden Fähigkeiten entfalten, seinen Eifer „für Kaiser und Vaterland" an den Tag legen und — Anerkennung der Vorgesetzten, vielleicht ein Orden oder eine Rangerhöhung winkten. In einer Nacht drangen die Gendarmen in die Wohnungen der Gymnasialschülerinnen ein — Haussuchung! Zwar wird nichts „Verdächtiges" gefunden, aber die geängsteten Mädchen „gestehen", daß sie sich „versammelt haben", daß sie „im Verein" Bücher lasen! Das genügt dem braven Rittmeister, die Staatsaktion wegen des „Geheimbundes in Romny" kann eingeleitet werden: die jungen Mädchen und ihre Freunde werden verhaftet und in das Gefängnis gesperrt, nach Petersburg geht ein Bericht ab über die Entdeckung eines „Geheimbundes", an dem die und die Personen beteiligt sind, die gemeinsam „soziale Fragen" erörtert haben; der Offizier ist daher der Meinung, daß die Übeltäter nach Sibirien zu verbannen sind.

Als mir diese Mädchen und Knaben ihre höchst einfache Geschichte erzählten und ihr „Verbrechen" darlegten, wollte ich, der ich doch wahrhaftig keine allzu schmeichelhaften Vorstellungen über die gesetzlichen Zustände in Rußland hegte, nicht glauben, daß weiter nichts vorlag. Erst als ich diese „Verschwörerinnen von Romny" und manche andere „Staatsverbrecher" näher kennen lernte, kam ich zu der Überzeugung, daß keine Phantasie imstande ist, so nichtige und windige Vorwände zur Verfolgung und Verbannung der harmlosesten Menschen zu ersinnen, wie sie augenscheinlich den Gendarmen, der Geheimpolizei, der Sicherheitsabteilung usw. geläufig sind. Nachdem man also diese Mädchen und Jünglinge lange in Untersuchungshaft gehalten hatte, schickte man sie jetzt für drei Jahre in die Verbannung nach Sibirien; da aber die Schiffahrt auf den sibirischen Flüssen erst im Monat Mai beginnt, so mußten sie mit uns zusammen in Moskau im Zentralgefängnis für Deportierte überwintern, mit anderen Worten, sie mußten noch sechs bis acht Monate hinter Schloß und Riegel zubringen!

„Sind das nicht in der Tat genau dieselben Erscheinungen, wie sie das Mittelalter in seinen Ketzergerichten aufweist?" fragten wir uns, als wir diesen Fall der „administrativen Verbannung" besprachen. Der Offizier des Convois hörte es, und bald entwickelte sich eine

lebhafte Debatte, wobei er natürlich unsere Anschauungen über die politischen Zustände Rußlands nicht billigte. Bald hatte er einen Kronzeugen gefunden. Als wir nämlich wieder eine größere Eisenbahnstation passierten, es mag Tula oder Orel gewesen sein, öffnete Fräulein Ptschelkina das Fenster, natürlich war es mit einem Eisengitter versehen, um frische Luft zu schöpfen. Auf dem Perron waren viele Menschen, und ein junger, starker Bursche von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, in der Tracht der russischen Bauern, kam an unseren Waggon und glotzte das junge Mädchen an, mit höhnischem und schadenfrohem Grinsen rief er ihr zu: „Aha, hat man dich abgefaßt? So brumme jetzt!“ Wir lachten laut auf. Wie einfach doch dieser Bauernbursche die Frage der politischen Zustände in Rußland löste: „abgefaßt — brummen.“ Das läßt an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Aber in der Tat: Millionen Menschen, vom Bauern bis zum hohen Würdenträger, bedienen sich derselben Logik. Zeugt nicht zum Beispiel der schöne Ausspruch des Staatsanwalts Kotljarewski: „Wo Bäume gefällt werden, gibt es Späne!“ von derselben klassisch einfachen Auffassung? Und unser Offizier wußte im Grunde genommen auch nicht mehr zu sagen.

Die düsteren Betrachtungen über die furchtbaren Zustände unseres Vaterlandes wurden, wie das nun einmal so geht, wo ein paar Russen zusammen sind, mit Scherz und harmloser Plauderei, lustigen Anekdoten und Witzen verbrämt. Maljewanny war in dieser Beziehung unerschöpflich; wie die meisten Kleinrussen, hatte er eine ausgesprochen humoristische Ader und wußte meisterhaft zu erzählen. Kein Wunder also, daß aus der Ecke, die die Soldaten uns eingeräumt hatten, oft übermütig lautes Lachen erklang.

Wir waren genau achtundvierzig Stunden von Kiew bis Moskau unterwegs. Jetzt waren wir am Ziele angelangt. Ich beschloß, wieder zu Fuß zu gehen, und Ptschelkina, Maljewanny und die jungen Leute aus Romny folgten meinem Beispiel, unsere „Verschwörerinnen“ dagegen benutzten den Wagen; die eine von ihnen namens Serbinoff war äußerst schwächlich und kränklich, die andere dagegen, Melnikoff, war recht robust, aber sie hing mit solch zärtlicher Liebe an der Freundin, daß sie nicht einen Augenblick von ihr wich.

Es war ein schöner Wintermorgen mit scharfem Froste. Die Häuser und Straßen von Moskau bedeckte frischgefallener Schnee. Unsere Fesseln klirrten hell in der eisigen Luft, und unter unseren

Füßen knirschte der Schnee, als wir in einer langen Linie nach dem Gefängnis marschierten. Wir kamen an vielen Kirchen und Kapellen vorbei, an denen das „weiße Moskau" so reich ist; die meisten Sträflinge entblößten dann das Haupt und bekreuzigten sich. Uns „Politische" dagegen erinnerte manche Straße und mancher Marktplatz an historische Vorgänge, die sich hier abgespielt hatten und die vieles gemeinsam hatten mit unserer Lage. Hier hatten die Zaren von Moskau ihre Feinde hinrichten lassen, dort hatte man die „Verdächtigen" öffentlich gepeitscht. Jetzt tauchte „Butirki" auf, wie im Volksmunde das Gefängnis für Deportierte heißt. Es ist ein gewaltiger Steinbau und sieht aus wie ein riesiger Brunnen. Eine gewaltige Mauer mit vier Türmen an den Ecken schließt ihn ringsum ein. Der Mittelbau ist für die Kriminalverbrecher bestimmt, die nach Sibirien deportiert werden, und bietet Raum für viele tausend Mann. In den hohen Türmen dagegen werden die verschiedenen Kategorien der „Politischen" untergebracht. Die zu Zwangsarbeit Verurteilten kommen in den „Pugatscheffturm", der seinen Namen dem berühmten Widersacher Katharina II. verdankt, jenem Pugatscheff, der Moskau „durcheinanderrütteln" wollte und dann in eisernem Käfig zur Schau gestellt wurde, bis die Zarin ihn aufs Schafott schickte. In dem „Nordturm" saßen die administrativ Verbannten, in dem dritten, dem „Kapellenturm" die in Untersuchungshaft Befindlichen, im vierten waren die Frauen aller Kategorien untergebracht.

Über die Zustände in diesem Riesengefängnis, von dem aus jährlich viele Tausende von Menschen jeden Standes, Alters und Namens nach Sibirien geschleppt werden, war ich im allgemeinen informiert. Die Berichte lauteten nicht gerade schlimm, aber als wir vor dem Tore angelangt waren und das düstere Gewölbe betraten, erfaßte mich ein peinliches Gefühl. Seit meiner Verhaftung in Freiburg, das heißt in der kurzen Zeit von acht Monaten, hatte ich außer den drei deutschen sechs russische Gefängnisse kennen gelernt, und jedesmal war das Regime ein anderes. Wie abgestumpft man immer in bezug auf die materiellen Lebensbedingungen sein mag, es bleibt doch ein peinliches Gefühl, wenn man beim Betreten eines neuen Kerkers sich sagen muß, daß einem vielleicht abermals die elementarsten Bedürfnisse verweigert werden, daß man vielleicht wieder einen Kampf zu bestehen haben wird um den Spaziergang, um Bücher, einen Tisch, eine Bettstelle.

In der geräumigen Kanzlei erwartete uns ein Mann von etwa sechzig Jahren, mit langem weißen Barte, die Brille auf der Nase, in einem abgetragenen Uniformrock mit Offiziersepauletten. Es war der Hauptmann a. D. Maltschinski, ein Gehilfe des Gefängnisverwalters, der speziell die Abteilung für politische Häftlinge beaufsichtigte. Nachdem unser Gepäck und wir selbst in der üblichen Weise untersucht waren, wurden wir nach den verschiedenen Abteilungen abgeführt.

Mich führte man erst über einen langen schmalen Hof, den eine Pforte abschloß; hier zog der Schließer, der mich begleitete, eine Glocke; ein anderer Schließer erschien und begleitete uns über einen winzigen Hof an eine eiserne Wendeltreppe, auf der wir bis zur dritten Etage emporstiegen. Auf einer kleinen, kaum einen Meter breiten, schwach beleuchteten Plattform machten wir Halt. Fünf Türen mündeten auf diese Plattform, die eine wurde geöffnet, und ich befand mich in der Zelle. Ein rascher Blick überzeugte mich, daß sie nicht gerade angenehm sein konnte; sie hatte die Form eines unregelmäßigen Dreiecks und war so klein, daß man kaum zwei bis drei Schritte darin gehen konnte, durch das kleine Fenster fiel wenig Licht, aber ein Bett und die übrigen Dinge waren vorhanden.

„Und hier sollst du volle sechs Monate bleiben," dachte ich wehmütig.

„Guten Tag! Wer sind Sie?" hörte ich eine Stimme in nächster Nähe.

Es zeigte sich, daß nebenan zwei Gefangene saßen, die gleichfalls zu Zwangsarbeit in Sibirien verdammt waren. Sie waren an dem „Prozeß der Vierzehn" oder dem „Prozeß der Wera Figner", wie wir ihn gewöhnlich nannten, beteiligt und nahezu gleichzeitig mit mir verurteilt worden. Wir stellten uns einander vor, indem wir durch die Gucklöcher in den Türen miteinander sprachen, was der Schließer, der sich auf der Plattform befand, ruhig geschehen ließ, und bald darauf begaben wir uns alle drei auf den winzigen Hof, den ich passiert hatte, wo wir frische Luft schöpfen durften. Im Takt mit den Ketten klirrend, gingen wir hier auf und ab und konnten uns nach Belieben unterhalten, da man uns in dem Hofe, der durch eine hohe Mauer abgeschlossen war, allein ließ.

Ich sah zum erstenmal politische, zu Zwangsarbeit verurteilte Sträflinge, die wie ich „aller Rechte bar" waren. Ein eigentümlicher Anblick! Jugendliche, abgehärmte Gesichter; beide trugen sie

Brillen, auf dem Kopfe eine runde Mütze ohne Schirm, gelbe Schafpelze und die klirrenden Ketten, in diesem Aufzug machten meine Kameraden den Eindruck, als wären sie nicht wirkliche, sondern maskierte Sträflinge, so stark war der Kontrast zwischen ihren Manieren und intelligenten Gesichtern und der Tracht.

Sie standen ungefähr in meinem Alter, neunundzwanzig und dreißig Jahre. Der ältere, Athanasius Spandoni-Bosmandschi, war zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt, der jüngere, Wladimir Tschuikoff zu zwanzig Jahren. Sie schienen beide niemals sich einer robusten Gesundheit erfreut zu haben und waren während der ziemlich langen Haft in der Peter-Pauls-Feste noch kränklicher geworden. Abgemagert, mit fahlen Gesichtern sahen sie aus, als wenn sie eben eine schwere Krankheit überstanden hätten. Aber dieser Mangel an Gesundheit war ein Glück für sie, weil sie beide nur aus diesem Grunde der Einkerkerung in Schlüsselburg entgingen, wohin ihre Genossen kamen, die in dem gleichen Prozeß verurteilt waren.

Wir hatten uns in der Freiheit nicht gekannt, da wir aber den gleichen Kreisen angehörten und im allgemeinen die gleichen Ziele verfolgten, begegneten wir uns im Kerker sofort wie gute Kameraden. In den ersten Tagen war der Gesprächsstoff schier unerschöpflich. Wir unterhielten uns während der Spaziergänge und auch in unseren Zellen, da uns nur ein kleiner Raum trennte, so daß wir bequem einander verstehen konnten, wenn wir durch die Gucklöcher sprachen.

Meine Befürchtungen in bezug auf das Gefängnißregime waren somit nicht zutreffend. Allerdings waren die Zellen unbequem, aber das ertrugen wir gern, angesichts der übrigen Zustände in diesem Gefängnis.

An einem der ersten Abende wurde ich in die Kanzlei gerufen, wo der alte Hauptmann mich erwartete. Meine Kameraden hatten ihn mir als einen sehr gutmütigen und umgänglichen Mann beschrieben, der den politischen Gefangenen, soweit er konnte, entgegenkam. Er bot mir einen Stuhl an und sagte, er wünsche mit mir „ganz offen" zu sprechen, worauf ich erwiderte, daß mir das nur angenehm sein könnte.

„Sie wollen durchbrennen," hob er an, „leugnen Sie nicht! Ich weiß das ganz genau. Aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß ein solcher Versuch nur Ihnen und Ihren Kameraden

schaden würde. Wir wollen hier niemand unnütz quälen und tun alles, um das Schicksal der Gefangenen zu erleichtern. Wenn Sie irgend etwas wünschen, brauchen Sie es nur „schwarz auf weiß zu melden“ (das war, wie ich später erfuhr, ein Lieblingsausdruck des Alten, womit er eine Bittschrift bezeichnete), das senden wir dann dem Gouverneur, und dieser tut stets was er kann zugunsten der Gefangenen, soweit das Gesetz es zuläßt.“

Weder vor noch nachher hat ein Beamter so offen mit mir gesprochen, und die Art und Weise, wie es geschah, erweckte Vertrauen. Der alte Herr schien den Geist der Menschen, mit denen er zu tun hatte, zu kennen. Er hatte wahrscheinlich aus den Papieren erfahren, daß ich zweimal geflohen war, und verfiel auf eine diplomatische List, indem er die Dinge beim Namen nannte, um mich von einem ähnlichen Versuch abzuhalten und gleichzeitig mir sein Wohlwollen zu zeigen. Das gefiel mir, und ich erklärte ihm, daß zwar jeder Gefangene, der der Zwangsarbeit in Sibirien entgegensieht, den sehr erklärlichen Wunsch hege, zu entfliehen, daß aber, soweit ich es übersehen könne, die Flucht aus diesem Gefängnis ganz unmöglich sei; einen Versuch aufs Geratewohl zu unternehmen, fiele mir aber nicht ein. Diese Antwort schien den alten Kapitän zu befriedigen, und wir trennten uns mit dem Bewußtsein, daß wir miteinander leidlich gut auskommen werden.

XIII

Der Prozeß der Vierzehn. — Erinnerungen an Wera Figner. Zahlreiche Verhaftungen. — Ein provokatorisches Stückchen.

Als ich dem alten Herrn sagte, ich hege keine Fluchtpläne, entsprach das durchaus der Wahrheit. Vor allen Dingen fühlte ich mich bei der Einlieferung in dieses Gefängnis viel zu abgespannt; ich bedurfte nach den furchtbar aufreibenden Aufregungen der letzten Zeit vor allem der Ruhe, mußte neue Kräfte sammeln. Der Wunsch nach Befreiung, wenn die Umstände günstig wären, verließ mich freilich nicht, wie er ja in einer ähnlichen Lage bei jedem lebendig sein muß, aber dieser Wunsch lag irgendwo in der Tiefe meiner Seele, ich fühlte, daß ich nicht die Kraft hätte, seine Erfüllung ernstlich anzustreben.

Die erste Zeit ging ruhig und friedlich hin; ich las viel und unterhielt mich mit meinen neuen Kameraden. Was sie erzählten, war mir zum Teil neu und sehr interessant. Von den Geschehnissen, die ihrem Prozeß zugrunde lagen, wußte ich fast gar nichts. Damals, wie übrigens auch heute noch, steht dieser Prozeß einzig da in bezug auf die große Zahl der Angeklagten aus dem Offiziersstande. Zwei von ihnen, der Schiffsleutnant Baron v. Stromberg und der Leutnant Rogatscheff wurden hingerichtet.*

Besonders interessant aber war sowohl für mich als für andere die Persönlichkeit der Heldin dieses Prozesses, der bekannten Wera Figner. Ihr Name war damals in aller Munde, und lange Zeit war sie die populärste Persönlichkeit in den revolutionären Kreisen. Die Jugend vergötterte sie. Und in der Tat, was man von ihrem organisatorischen Talent, ihrer erstaunlichen Erfindungsgabe, der wunderbaren Beharrlichkeit, rastlosen Energie und unbegrenzten

---

* Zum Tode verurteilt und dann zu lebenslänglicher Strafarbeit „begnadigt" wurden außerdem Hauptmann Aschenbrenner, Stabskapitän Nikolaus Pochitonoff, Sekondleutnant Alex. Tichonowitsch, Fähnrich Iwan Iwanitschoff und dann Wera Figner und Ludmilla Wolkenstein.

Aufopferungsfreude erzählte, erklärte vollauf die Rolle, die Wera Figner in diesem Prozeß spielte. Das stolze und aufopfernde Verhalten dieser hervorragenden Frau imponierte selbst den Mitgliedern des Kriegsgerichts.

Persönlich lernte ich Wera Figner im Jahre 1877 in Petersburg kennen, zu einer Zeit, als sie gerade den Gedanken gefaßt hatte, „ins Volk zu gehen". Ein junges Mädchen von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren, schlank, wirklich sehr schön, zeichnete sie sich damals noch durch nichts im Vergleich mit anderen hervorragenden russischen sozialistischen Frauen aus. Wie so viele andere Mädchen war sie mit ganzem Herzen der Sache des russischen Volkes, besonders der Bauern, ergeben und war bereit, alles zu opfern, um diesem Volke dienen zu können.

Im Sommer 1879 kam ich wiederholt mit ihr zusammen. Während sie zwei Jahre vorher den Eindruck einer recht jungen „Propagandistin" gemacht hatte, die die Anschauungen der Kameraden ohne weiteres hinnahm, hatte sie sich jetzt bereits ihr scharf ausgeprägtes eigenes Urteil gebildet. Wie bereits bemerkt, waren gerade um diese Zeit scharfe Programmstreitigkeiten in unseren Reihen ausgebrochen; die einen sprachen sich dahin aus, daß die Revolutionäre alle Kraft auf den terroristischen Kampf zu konzentrieren haben, also Attentate gegen den Zaren und verschiedene Repräsentanten der Staatsgewalt, um auf diese Weise die bestehenden politischen Zustände, den Despotismus zu stürzen; die anderen bestanden darauf, daß die revolutionäre Propaganda weiterzuführen sei; die Revolutionäre müßten auf das Volk einwirken, indem sie sich auf den Dörfern ansiedelten und die Bauern aufklärten, wie es sich die revolutionäre Organisation „Semlja i Wolja" (Land und Freiheit) zur Aufgabe machte. Wera Figner gehörte zu den entschiedenen Anhängern der ersten Richtung.

Ich weiß mich zu erinnern, wie wir in Lesnoje, eine Sommerfrische in der Nähe von Petersburg, wo unsere ganze Kompanie sich angesiedelt hatte, heiß mit ihr gestritten, auf welche Weise die Propaganda unter den Bauern am erfolgreichsten betrieben werden könnte. Sie war kurz vorher von den Ufern der Wolga zurückgekehrt, wo sie in einem Dorfe gewirkt hatte. Die Eindrücke, die sie dort empfangen, hatten sie aufs tiefste erregt, und sie schilderte mit hinreißenden Worten das grenzenlose Elend, die furchtbare Unkultur unserer arbeitenden Landbevölkerung. Der Schluß, den

sie daraus zog, war, daß es unter den bestehenden Zuständen kein Mittel gebe, diesem Volke zu helfen.

„Zeigt mir ein solches Mittel, zeigt mir, wie ich unter den jetzigen Verhältnissen dem Volke dienen kann, und ich bin sofort bereit, wieder aufs Land zu gehen," sagte sie uns einmal, und die Art und Weise, wie sie es sagte, ließen keinen Zweifel darüber, daß es ihr heiliger Ernst damit war.

Wir waren nicht imstande, mit konkreten Ratschlägen zu antworten, und konnten kein Mittel nennen, welches sie von dem neuen Wege abhalten konnte, den einzuschlagen sie im Begriffe stand, nur weil sie keinen anderen Weg sah, der Sache des Volkes zu dienen.

Als ich dann im Spätherbst desselben Jahres nach Odessa kam, fand ich Wera Figner dort. Im Verein mit Kibaltschitsch, Frolenko, Kolotkewitsch und Sawelji Slatopoljski* war sie mit der Vorbereitung eines Attentats gegen Alexander II., der von Livadia nach Petersburg zurückkehren sollte, beschäftigt. In ihrer Wohnung wurde das Dynamit hergestellt. Zu jener Zeit schienen bei ihr alle Zweifel beseitigt, sie widmete sich mit Feuereifer der terroristischen Tätigkeit.

Sie gehörte der russischen Aristokratie an; ihr Großvater hatte sich einen Namen gemacht in dem Guerillakrieg gegen Napoleon I. bei seinem Einbruch in Rußland. Unbändige Willenskraft und rastlose Energie waren ihre hervorragendsten Eigenschaften; niemals begnügte sie sich mit einer einzelnen, selbst der anspannendsten Aufgabe; es lag in ihrem Wesen, gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen hin zu wirken. Während sie das Attentat vorbereiten half, organisierte sie gleichzeitig revolutionäre Zirkel unter der Jugend, wirkte agitatorisch in den höheren Gesellschaftskreisen und war uns behilflich, in Odessa eine geheime Zeitschrift zu schaffen, die für Südrußland bestimmt war.

Aber damals war Wera Figner noch in der Entwicklung begriffen, prüfte erst ihre Kraft und ihre Fähigkeiten. Schon damals

---

* Kibaltschitsch ist wegen Teilnahme an dem Attentat gegen Alexander II. am 13. März 1881 hingerichtet worden; die übrigen wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt und in Schlüsselburg eingekerkert; Kolotkewitsch und Slatopoljski sind dort gestorben, Frolenko ist noch am Leben.

wurde sie von allen, die ihr nähertraten, hochgeschätzt und sie eroberte sich im Fluge Sympathie und Vertrauen. Doch haben wohl damals selbst ihre besten Freunde nicht geahnt, welche Unmasse verschiedenartigster Fähigkeiten und hervorragender Charaktereigenschaften dieses schöne Mädchen in sich vereinigte. Erst im Jahre 1882, als die meisten ihrer Genossen von der „Narodnaja Wolja" bereits eingekerkert und die wenigen, die den Häschern entgingen, ins Ausland geflüchtet waren, entfaltete Wera Figner ihre volle Kraft. Hartnäckig wies sie jedes Ansinnen von sich, wenigstens für einige Zeit Rußland zu verlassen, um der Verfolgung, die ihr auf jedem Schritt drohte, zu entgehen. Im Jahre 1883 fiel sie dem Verrat Degajeffs zum Opfer. Sie wurde zum Tode verurteilt und dann zu lebenslänglicher Zwangsarbeit „begnadigt". Seitdem ist sie bei lebendigem Leibe begraben in der Schlüsselburger Feste.

Neben den Erzählungen Spandonis und Tschukoffs über ihren Prozeß konnte ich denselben aus der Anklageschrift studieren, die sie bei sich hatten. Das Charakteristische an diesem Schriftstück war abermals das gänzliche Fehlen irgendwelcher positiver Grundlagen für ein so grausames Urteil. Ich will anführen, was der Staatsanwalt gegen meine beiden Kerkergenossen anzuführen hatte:

„An der in Odessa entdeckten geheimen Druckerei, die in der Wohnung des Ehepaars Degajeff eingerichtet war, war Athanasius Spandoni beteiligt," hieß es in der Anklageschrift. Dann wurde festgestellt, daß er die Aussage verweigert habe, und dann ging es weiter: „Seine Angehörigkeit zu dem Geheimbunde ‚Narodnaja Wolja' erhellt aus den Aussagen der Frau Degajeff, wonach Spandoni zweimal ihre Wohnung aufgesucht hat." — Das ist alles! Zwei Besuche in der geheimen Druckerei wurden mit fünfzehn Jahren Zwangsarbeit geahndet! Ähnlich waren die „Verbrechen" meines zweiten neuen Genossen beschaffen.

„Als in Charkow die Wera Figner verhaftet war," hieß es in der Anklageschrift, „wurde von der dortigen Behörde ermittelt, daß unter anderen Personen Wladimir Tschukoff in Verbindung mit ihr stand. Bei der Haussuchung wurde in seiner Wohnung gefunden: 1. Geräte zur Herstellung von Drucksachen, 2. Geräte zur Herstellung falscher Pässe, 3. blausaures Kali und Morphium, 4. verschiedene gegen die bestehende Staatsgewalt gerichtete Schriften, teils gedruckt, teils im Manuskript, 5. ein Verzeichnis der Namen verschiedener Staatsverbrecher, 6. Listen zur Sammlung von Beiträgen

für den Geheimbund ‚Narodnaja Wolja'. Tschuikoff hat gestanden, daß er seiner Überzeugung nach sich zu den Grundsätzen der ‚Narodnaja Wolja' bekennt." Auf diese Weise wurde er zu zwanzig Jahren Strafarbeit verurteilt, weil er: 1. ein Bekannter der Wera Figner, 2. verdächtige Dinge in seiner Wohnung hatte, 3. ideell die Grundsätze der „Narodnaja Wolja" teilte!

Die Anklagen, die die Staatsanwaltschaft gegen die übrigen Angeklagten erhob, besonders gegen die Militärs, waren den obigen durchaus ähnlich. Und diese „Verbrechen" genügten, um Todesurteile zu fällen, von denen zwei auch wirklich vollstreckt wurden!

Eine Zeitlang waren wir drei die einzigen Insassen des Pugatscheffturmes, doch erwarteten wir neue Leidensgenossen; in etwa vierzehn Tagen nach meiner Ankunft mußten die in dem bereits erwähnten Prozeß Schebalin Verurteilten aus Kiew eintreffen, vier zu Zwangsarbeit und vier zu Verbannung Verdammte, darunter zwei Frauen. Wir sahen diesem Ereignis mit großer Spannung entgegen. Als jedoch die „Partie" aus Kiew eintraf, brachte man nur zwei Verbannte in unseren Turm, Makar Wassiljeff und Peter Daschkjewitsch, und in die Frauenabteilung wurden Frau Schebalina und ein junges Mädchen, Barbara Tschulejnikowa, eingeliefert, die ebenfalls zu Verbannung verurteilt waren. Die vier zu Zwangsarbeit Verurteilten dagegen hatte man unverhofft nach Schlüsselburg verbracht. Veranlassung dazu gab ein Zusammenstoß mit der Gefängnisbehörde, über den folgendes berichtet sei:

Ich erzählte bereits, welch furchtbaren Eindruck das Rasieren und das In-Ketten-schmieden hervorruft, dem alle zu Verbannung und zu Strafarbeit Verurteilten unterworfen werden. Bis dahin war es üblich gewesen, und auch jetzt hält man es so in bezug auf die Angehörigen der „bevorrechteten Stände", daß die politischen Sträflinge dieser barbarischen Prozedur erst bei der Ankunft in Sibirien, in der Stadt Tjumen unterworfen werden. In jenem Jahre aber fiel es der Behörde ein, die im Prozeß Schebalin* zu Zwangsarbeit Verurteilten bereits vor dem Transport nach Moskau in Ketten schmieden zu lassen und zu rasieren. Sie beschlossen, sich dem zu widersetzen, und dem Protest schlossen sich alle in Kiew eingekerkerten politischen Gefangenen an; die Behörde wandte darauf

* Es waren Schebalin, Pankratoff, Karauloff und Borissowitsch.

Gewalt an und setzte ihren Willen durch. Darauf demonstrierten die Gefangenen in der in Kiew üblichen Weise, das heißt sie schlugen die Fenster ein, zertrümmerten die Bettstellen usw. Der Vorfall wurde natürlich nach Petersburg gemeldet, und von dort kam der Befehl, die vier zu Zwangsarbeit Verurteilten nach Schlüsselburg zu transportieren.

Was das zu bedeuten hatte, habe ich bereits gesagt — die Verurteilung zu langwieriger Todesmarter, Begrabung bei lebendigem Leibe. Die meisten der unglücklichen Opfer sterben nach einigen Jahren, andere werden wahnsinnig, noch andere fügen absichtlich den Festungsbeamten tätliche Beleidigungen zu, um die Hinrichtung zu erzwingen. Man kann sich daher vorstellen, welch trostlosen Eindruck die Kunde von dem Schicksal der Kiewer Kameraden auf uns machte. Unter ihnen befanden sich Leute, denen fast gar nichts zur Last gelegt werden konnte. Karauloff zum Beispiel hatte selbst das Kriegsgericht nur zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilen können. Dabei war er verheiratet, und es stand somit gesetzlich seiner Frau frei, ihn nach Sibirien zu begleiten, was sie zu tun auch beabsichtigte; die Einkerkerung in Schlüsselburg bedeutete aber für das Ehepaar die Trennung, denn nicht einmal schreiben durfte er an seine Frau.

Ebenso erging es den Schebalins. Schlag auf Schlag fügte das Schicksal dieser jungen Frau zu. Kaum hatte man den Gatten von ihr gerissen und nach Schlüsselburg geschleppt, als ihr Kind, ein Säugling, den sie im Gefängnis bei sich behielt, starb. Sie brach unter all diesem Elend zusammen, erkrankte und starb im Spätherbst im Gefängnis zu Moskau.

* * *

Bald aber kamen immer neue Transporte politischer Gefangenen, das Gefängnis wurde geradezu überfüllt. Dazu trug der Prozeß „Lopatin" viel bei.

Hermann Lopatin gehört zu den bekanntesten Gestalten in der russischen revolutionen Bewegung. Im Jahre 1884 war er aus dem Auslande, wohin er flüchten mußte, zurückgekehrt, um die Organisation der „Narodnaja Wolja" zu neuem Leben zu erwecken, da alle alten tätig gewesenen Mitglieder dieser Partei infolge des Verrates des Degajeff verhaftet worden waren. Lopatin mußte von neuem anfangen, um eine terroristische Organisation zu schaffen,

und bereiste zu diesem Zwecke ganz Rußland, überall Beziehungen anknüpfend. Da er sich nicht auf sein Gedächtnis verlassen konnte, schrieb er die Namen der Leute, mit denen er in Beziehung kam, und kurze Notizen über sie auf ein Blatt Papier, das er stets bei sich führte; er rechnete darauf, daß er diesen Papierstreifen stets zu vernichten imstande sein werde. Zum Unglück erwies sich diese Hoffnung als falsch: eines Tages überfielen ihn die Geheimagenten der Polizei auf der Straße, er wurde rücklings gefaßt und überwältigt, ehe er Zeit fand, den verhängnisvollen Zettel, den er bereits im Munde hatte, zu verschlucken. Natürlich wurden nun alle auf dem Zettel Verzeichneten eingefangen; an allen Enden Rußlands fanden Verhaftungen statt.

Die Leute, die infolge dieses Versehens Lopatins nach dem Zentralgefängnis für Deportation in Moskau eingeliefert wurden, waren zum weitaus größten Teile kaum dem Jüngslingsalter entwachsen, und ihre ganze Schuld bestand in vielen Fällen darin, daß ihr Name auf der verhängnisvollen Liste figurierte. Besonders erschütternd war für mich der Anblick eines Studenten der Moskauer Universität, Rubinok, eines ungemein begabten, weit über sein Alter entwickelten Jünglings von neunzehn Jahren, den man zu drei Jahren Verbannung nach Ostsibirien verurteilt hatte. Er wurde nach einem der grauenvollsten Winkel des Erdballs, in das Jakutengebiet, jenseits des nördlichen Polarkreises, geschickt; dort wurde er aus irgend einem Grunde von den halbwilden Eingeborenen, den Jakuten, überfallen, halbtot geschlagen und infolgedessen wahnsinnig.

Viel besprochen wurde damals in unserem Gefängnis, und wohl auch in ganz Moskau, das Schicksal eines jungen Studenten der Peter Razumowskischen Akademie namens Kowaleff. Er wurde wegen einer Bagatelle verhaftet und in das Polizeigefängnis gesperrt. Dort befand sich auch ein Gardeoffizier, Bjelino-Bschesowski, der wegen irgend eines Kriminalverbrechens in Untersuchungshaft war. Dieser Repräsentant der goldenen Jugend verband sich mit dem Gendarmen, um die Unerfahrenheit des Jünglings auszubeuten: sie beschlossen nicht mehr und nicht weniger, als ein falsches Attentat anzuzetteln. Der schurkische Offizier schwindelte dem Kowaleff vor, er gehöre selber zu den revolutionär Gesinnten, und stachelte ihn zu einem Attentat gegen den Staatsanwalt des Moskauer Gerichtshofs, den jetzigen Justizminister

Murawjeff, auf. Der unerfahrene Jüngling ging darauf ein, und der Provokateur verschaffte ihm einen geladenen Revolver. Als dann der junge Mann von dem Staatsanwalt verhört werden sollte, wurde er plötzlich auf dem Wege nach der Kanzlei von den Gendarmen, die natürlich von Bscheſowſki inſtruiert waren, unterſucht, und man fand die Waffe. Der Jüngling war alſo auf „friſcher Tat ertappt“ und des Mordverſuchs gegen den Staatsanwalt angeklagt. In ſeiner Verzweiflung ſuchte er ſich das Leben zu nehmen, was jedoch verhindert wurde. Die provokatoriſche Rolle der Gendarmerie war jedoch zu offenſichtlich, und ſo gelang es den Bemühungen des Vaters des Angeklagten, den Schurken das Opfer zu entreißen; wie es hieß, kam aus Petersburg der Befehl, die Sache zu vertuſchen. Allgemein war das Gerücht verbreitet, daß der Staatsanwalt Murawjeff mit den Provokateurs unter einer Decke ſteckte — das geplante Attentat ſicherte ihm Auszeichnungen, lenkte die Aufmerkſamkeit auf ihn! Inwiefern dieſes Gerücht begründet war, vermag ich nicht zu beurteilen.

XIV

Der käufliche Aufseher. — Die gesprengten Fesseln. Widerstand gegen das Kasieren. — Wiedersehen.

Im Moskauer Gefängnis standen wir Gefangenen miteinander in fortwährendem Verkehr, und außerdem erhielten wir bald Gelegenheit, alles zu erfahren, was außerhalb der Gefängnismauern sich zutrug. Eines der Mittel hierzu war die Käuflichkeit eines Aufsehers.

Dieser Mann im Alter von ungefähr fünfundzwanzig Jahren — nennen wir ihn Smirnoff — gehörte seiner Abstammung nach dem verarmten kleinen Landadel an. Er hatte nichts gelernt und hatte keinen bestimmten Beruf; seine Schwester war die Mätresse eines hohen Würdenträgers, und ihrer Protektion verdankte er seinen Posten als Gefängnisaufseher. Mit allen Hunden gehetzt, durchtrieben, verwegen, war er zu jedem Abenteuer bereit und wäre wohl auch vor einem Verbrechen nicht zurückgeschreckt. Da er selbst kaum lesen und schreiben konnte, so imponierte ihm Bildung über alle Maßen, und das veranlaßte ihn auch, sich bei uns, den „Politischen", einzuschmeicheln. So war er uns doppelt ergeben, einmal, weil der Verkehr mit uns seine Eitelkeit kitzelte, zweitens, weil wir ihm jede Dienstleistung freigebig mit klingender Münze bezahlten. Besonders hatte er mich ins Herz geschlossen und kam oft in meine Zelle, um über alles mögliche zu schwatzen. Er hat denn auch, wenn ich nicht irre, aus freien Stücken mir den Vorschlag gemacht, aus dem Gefängnis zu fliehen. Ich überlegte denn auch hin und her, fand aber keinen ausführlichen Plan.

„Hören Sie," sagte er einmal, „wir kneifen zusammen aus! Ich führe Sie als Heizer oder Lampenputzer verkleidet aus dem Gefängnis, und dann gehen wir zusammen ins Ausland."

Dieser Plan hatte in der Tat etwas für sich, aber vieles sprach wiederum dagegen. Vor allem verbot das Gefühl der Solidarität, daß ich allein die Flucht ergriff, während die beiden anderen Kameraden, die zumal schwerere Strafen zu verbüßen hatten, im

Kerker blieben. Sodann waren dazu große Geldmittel notwendig, über die ich nicht verfügte, und schließlich wäre ich in diesem Falle zeitlebens den Mann nicht los geworden. Diese Erwägungen veranlaßten mich, das Angebot abzuschlagen.

Meine Kameraden hatten unterdessen selbständig einen Fluchtplan gefaßt, indem sie die Mauer durchbrechen wollten. Obwohl sie ihre Vorbereitungen sorgfältig geheim hielten, kam Smirnoff doch dahinter.

„Meinen Sie, ich weiß nicht, daß Ihre Kameraden ausbrechen wollen?“ sagte er eines Tags. „Sie sollen es nur so einrichten, daß ich nicht hereinfalle, verraten werde ich sie nicht.“

Ich versprach ihm natürlich, daß man ihn auf jeden Fall schonen werde, und verständigte die Kameraden. Bald sahen sie jedoch ein, daß die Flucht auf diesem Wege unmöglich war, und gaben ihren Plan auf.

Anzeige gegen uns hätte dieser Mann nicht erstatten können, dazu war er zu sehr in unseren Händen. Einmal jedoch zwang ich ihn selbst, mich anzuzeigen.

Wir hatten nämlich erfahren, daß in diesem Gefängnis die Kriminalverbrecher insgeheim sich der Fesseln entledigten, und zwar nicht nur bei Nacht, sondern auch am Tage, und daß die Beamten dabei durch die Finger sahen. Ich beschloß also, ihrem Beispiel zu folgen und meine Fesseln abzuwerfen, aber nicht heimlich, sondern offen.

„Smirnoff, bringen Sie mir mal einen Hammer und einen Nagel,“ sagte ich.

„Was wollen Sie damit?“

„Das werden Sie schon sehen.“

Er tat, wie ihm geheißen. Ich betrat darauf die Plattform und schlug in seiner Gegenwart die Nieten aus dem Eisen.

„Aber was tun Sie da? Jetzt werde ich es ausbaden müssen!“ rief Smirnoff.

„Keine Spur,“ antwortete ich. „Gehen Sie sofort und melden Sie dem Verwalter, ich hätte die Fesseln gelöst.“

„Aber ich kann Sie doch nicht denunzieren, das geht doch nicht.“

„Schwatzen Sie nicht. Tun Sie, was ich Ihnen sage.“

Er ging endlich kopfschüttelnd ab und rief mich bald darauf vor den Verwalter. Ich band die Fesseln an Stelle der Nieten mit einem Bindfaden fest und ging.

„Was? Sie haben die Fesseln kaputgeschlagen?“ rief der alte Herr in höchster Aufregung.

Ich bejahte.

„Also wollen Sie ausbrechen?“ Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen ob dieser fürchterlichen Entdeckung.

„Ganz im Gegenteil,“ antwortete ich. „An Ihrer Stelle würde ich mich freuen, wenn jemand so offen sich der Fesseln entledigt.“

„Was soll denn Erfreuliches dabei sein?“ staunte er. „Ich kann deshalb vor Gericht gestellt werden.“

Überlegen Sie, bitte: Wenn ich flüchten wollte, würde ich doch sicher nicht in Gegenwart des Aufsehers die Fesseln sprengen. Ich würde dann im Gegenteil vermeiden, den leisesten Verdacht zu erregen. Sie müssen also selbst einsehen, daß wenn ich in dieser Weise die Fesseln zerschlagen habe, es mir nur darauf ankam, mich einer unnötigen Last zu entledigen, die mich beim Gehen und besonders beim Schlafen inkommodierte.“

„Ja, aber ich kann doch nicht meine Einwilligung dazu geben, daß Sie so mir nichts dir nichts die Fesseln abwerfen?“ ereiferte er sich.

„Ist auch gar nicht nötig. Sie brauchen nur zu tun, als wenn Sie nichts davon wüßten, als wenn ‚alles in bester Ordnung‘, wie es ja wohl in Ihren wie in allen anderen Rapporten in Rußland heißt.“

„Sie haben gut reden! Wenn es aber die Vorgesetzten erfahren?“ meinte jetzt schon halb und halb einverstanden der alte Herr.

„Die Vorgesetzten! Wenn Sie nichts sagen, erfährt es niemand. Der Gouverneur wird doch nicht etwa meine Fesseln betasten, ob Nieten daran sind oder ein Bindfaden.“

„Also wenn ein Vorgesetzter kommt, das Gefängnis zu visitieren, werden Sie die Fesseln anhaben?“ fragte er beruhigt und erfreut.

„Natürlich! Sie sehen ja, ich bin auch jetzt in voller Parade zu Ihnen gekommen,“ damit wies ich auf meine zusammengebundenen Fesseln.

Wir schieden, zufrieden mit unserer Abmachung. — So hatten wir also die nichtoffizielle Einwilligung erlangt, keine Fesseln zu tragen. Schwerer war es zu erreichen, daß man uns mit dem Rasieren verschonte; nach der Vorschrift mußte nämlich jeden Monat die Hälfte des Kopfes von neuem rasiert werden. Da hier keine diplomatischen Kniffe verfingen, beschlossen wir einfach, uns nicht

zu fügen. — Als daher eines Morgens der Bader in den Turm kam und der Aufseher uns aufforderte, uns rasieren zu lassen, weigerten wir uns kurzweg. Er meldete es natürlich dem Verwalter, und der Kapitän ließ uns einzeln zu sich kommen und redete auf uns ein.

„Ich bitte Sie, was kann ich denn tun?!“ rief der gutmütige Alte.

„Rapportieren Sie einfach dem Gouverneur: ‚so und so, die Gefangenen wollen sich nicht gutwillig den Kopf rasieren lassen, sie erklären, daß sie nur der Gewalt weichen würden‘. Wir haben ja nichts gegen Sie,“ setzte ich ihm auseinander, „wir haben auch nichts gegen den Gouverneur, sondern wir lehnen uns einfach gegen ein barbarisches, schimpfliches Verfahren auf und müssen zur Selbsthilfe greifen, da kein anderes Mittel vorhanden ist, um diese Unsitte zu beseitigen; die öffentliche Meinung ist ja geknebelt, wie Sie wissen, Preßfreiheit und Redefreiheit gibt es nicht, also bleibt nur der Protest der Beteiligten.“

Ob er seinen Vorgesetzten unseren Protest gemeldet hat, erfuhren wir nicht, aber wir blieben während der ganzen Zeit in diesem Gefängnis von der widerwärtigen Prozedur verschont.

* * *

Die Gefängnisordnung bestimmte, daß die Personen verschiedener Kategorien verschieden zu behandeln seien. So waren die Gefangenen, die auf administrativem Wege verschickt wurden, in mancher Hinsicht besser gestellt als die durch gerichtlichen Urteilsspruch Verbannten, und diese wiederum etwas besser, als die zu Strafarbeit Verurteilten. Aber zwei bis drei Monate später hatten wir es so weit gebracht, daß diese Unterschiede nahezu vollständig verwischt waren und nur noch insofern bestanden, als wir, die zu Strafarbeit Bestimmten, die Sträflingskleider zu tragen hatten, während die Verbannten und die „Administrativen“ ihre eigenen Kleider beibehielten, außerdem durften wir nicht wie jene unsere Damen, die in einem besonderen Turme eingeschlossen waren, sehen. — Dieser Verkehr war eigentlich nur dann gestattet, wenn die Betreffenden miteinander verwandt, verheiratet oder verlobt waren. Aber dem war bald abgeholfen: Die Frauen und die Männer verständigten sich untereinander und richteten gleichzeitig eine Bittschrift an den Gouverneur, man möchte ihnen gestatten

einander zu sprechen, da sie verlobt seien. Meistenteils war das natürlich fingiert, was die Verwaltung sehr wohl wußte, und der einzige Zweck war, die Einförmigkeit des Kerkerlebens zu unterbrechen. Andererseits führten diese fingierten Verlobungen dazu, manche von den Paaren in der Tat einander näherzubringen; man bedenke, daß es zumeist junge Leute von achtzehn bis achtundzwanzig Jahren waren; dabei hatten die äußeren Umstände, unter denen diese Unterredungen stattfanden, einen eigenen poetischen Reiz. Die jungen Leute sahen einander in der Gefängniskanzlei, einem unheimlichen Raume mit Eisengittern an den Fenstern; jedes Wort wurde von den Beamten überwacht; den Gesichtern prägte das Kerkerleben einen besonderen, gleichsam durchgeistigten und romantischen Ausdruck auf. Diese und andere Umstände mochten dann dazu führen, daß bei den jungen Paaren wirklich oft tiefe Neigung zu einander entstand. Zuweilen blieb das Verhältnis ein rein platonisches, zuweilen aber führte es auch zur Ehe. Natürlich war im letzteren Fall das junge Paar der herzlichen Teilnahme aller Kameraden sicher, wobei aber ein klein wenig Egoismus mit unterlief. Da nämlich die Trauung in der Gefängniskirche stattfand, so war es jedesmal ein großes Ereignis, das die Einförmigkeit angenehm unterbrach.

Außerdem durften die Gefangenen von Zeit zu Zeit Besuche von auswärts empfangen. Da wiederum die Erlaubnis zu derartigen Besuchen nur Verwandten erteilt wurden, so gaben sich zuweilen Freunde oder nahe Bekannte als Bräutigam oder Braut des oder der betreffenden Gefangenen aus, oder sie waren es auch wirklich. Das führte dann natürlich, wenn plötzlich sich herausstellte, daß dieser oder jener zwei Bräute hatte, zu tragikomischen Situationen, die übrigens in der Regel auf friedlichem Wege geklärt wurden.

Die Besuche fanden in derselben Kanzlei statt, wo man uns bei der Ankunft in Empfang genommen hatte. Dann bot der Raum einen recht eigenartigen Anblick: Der alte Kapitän sitzt auf seinem Platze und ist mit den Kontorbüchern beschäftigt; an der Tür steht ein Aufseher in Uniform mit Revolver und Patronentasche am Gürtel und dem großen Säbel an der Seite; an den Wänden gruppieren sich die Gefangenen und die Besucher. Das spärliche Licht, das durch die vergitterten Fenster fällt, verleiht den Gesichtern ein besonders charakteristisches Aussehen. Die Besucher gehören den verschiedensten Gesellschaftsklassen an; Frauen, Mädchen, Männer,

Greise und Knaben sind darunter zu finden. Hier ein Arzt oder ein Advokat, der in Begleitung seiner Frau mit einem Bruder, dem verbannten Studenten, plaudert. Dort eine alte Bäuerin, die die weite Reise aus einem entlegenen Gouvernement an der Wolga gemacht hat, um ihrem Lieblingssohn Lebewohl zu sagen; sie erzählt, was es Neues im Dorfe gibt, oder klagt wehmütig darüber, wie schwer sie es habe, seit er verhaftet wurde. Daneben ein Sproß eines Magnatengeschlechtes, Fürst Wolkonski mit Gemahlin, und plaudert mit seinem Onkel Maljewanny, und dort hält Senator Tschulejnikoff seiner jungen Tochter eine Strafpredigt, weil sie sich hat hinreißen lassen, an der Bewegung teilzunehmen, wofür sie jetzt nach Sibirien verbannt wird. Stimmengewirr füllt das Zimmer, man unterhält sich laut, scherzt und lacht, während hie und da eine schmerzgebeugte Frau heimlich eine Träne aus dem Auge wischt, andere laut schluchzen, weil der Anblick der abgehärmten, bleichen jungen Leute und Mädchen sie der Fassung beraubt. Wie überall in der Welt ist auch hier Lachen und Weinen, Schmerz und Freude dicht bei einander, nur kommen hier im Gefängnis die Gefühle freier zum Ausdruck; die Gegensätze werden hier leichter ausgeglichen, die Menschen geben sich hier offener, ungenierter, rückhaltloser. Die Leute, die hier Freunde oder Verwandte aufsuchen, schließen bald Bekanntschaft untereinander und mit allen Gefangenen, die sie zu sehen bekommen. In diesem Gefängnis für Revolutionäre gibt es keine Privilegien, der Kerker gleicht Standesunterschiede aus, verbindet alle durch das Band gemeinsamer Leiden und Schmerzen.

Einmal jedoch wurde diese Regel durchbrochen, indem Name und Stand eines Besuchers ihn zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit machten. Ein Greis in der Tracht der russischen Kleinbürger, dem langen Kaftan und breiten Gürtel, war eingetreten.

„Zu wem wünschen Sie?" fragte der Kapitän über seine Bücher hinweg.

„Ich möchte einen Menschen sprechen, den ihr hier im Gefängnis habt, Lasareff ist sein Name," antwortete der Fremde.

„Haben Sie einen Erlaubnisschein?"

„Freilich, freilich, hier ist er!" sagte der Mann im Kaftan und hielt den Zettel hin.

Der Kapitän rückte seine Brille zurecht und las. Plötzlich sprang er auf, als wenn er einen Schlag erhalten hätte, und begann unter

tausend Bücklingen in höchster Erregung zu stottern: „Herr Graf, bitte, nehmen Sie Platz, verzeihen Sie, bitte, habe Sie wirklich nicht erkannt."

„He, Iwanoff!" schrie er den Aufseher an, „laufen Sie schnell, Lasareff soll kommen, der Graf besucht ihn."

Im ganzen Gefängnis wurde es lebendig, Glocken wurden gezogen, man lief und rannte und schrie: „Lasareff, wo ist Lasareff? der Graf Leo Tolstoi besucht ihn."

Jegor Lasareff, ein Bauer von Geburt, ein sehr intelligenter und gebildeter Mann, war ein Landsmann des Grafen Tolstoi. Er hatte im Moskauer Gefängnis zu überwintern, um dann nach Ostsibirien geschafft zu werden, wohin man ihn auf administrativem Wege für drei Jahre verschickte, einzig dafür, daß er seine armen Dorfgenossen gegen verschiedene Übergriffe der Beamten verteidigt hatte.

XV

Die politische Lage in Rußland und die revolutionären Parteien. Unsere Genossenschaft. — Festtag. — Verbotene Besuche. Eine kleine Anstandslektion.

Um die beschriebene Zeit war die reaktionäre Politik des neuen Zaren bereits klar zutage getreten. Seit der Thronbesteigung Alexander III. waren vier Jahre vergangen; Zeichen der Zeit waren die Bluturteile, die Begünstigung der Judenhetzen, die in verschiedenen Städten im Südwesten des Reiches stattfanden, die Ernennung des allgemein verhaßten Grafen Demetrius Tolstoi zum Minister des Innern, die Einführung einer neuen, sowohl für die Studenten als die Professoren unerträglichen Universitätsordnung usw. Trotzdem gab es immer noch unverbesserliche Optimisten, die hofften, es handle sich um eine kurze „Übergangsperiode", auf die alsbald eine plötzliche Wendung zu tiefgreifenden Reformen folgen werde, ja die Oktroyierung einer Verfassung stehe bevor. Ich weiß mich zu erinnern, wie verschiedene gebildete Leute, Ärzte, Rechtsanwälte usw., in den Gesprächen mit uns optimistische Konjekturalpolitik trieben, versicherten: „In fünf Jahren haben wir die Verfassung."

Zweifellos hegte auch die revolutionäre Jugend damals solche Hoffnungen. Wenn nicht alle, so glaubten doch die meisten, daß über kurz oder lang die Terroristen Alexander III. beseitigen würden, wie sie seinen Vater beseitigten, und daß dann zweifellos die Verfassung kommen müsse. Mancher war so fest überzeugt davon, daß man mir, wenn ich Zweifel äußerte, wiederholt Wetten anbot, in wenigen Jahren würde das große Ereignis eintreten. „Ehe wir noch am Bestimmungsort unserer Verbannung eintreffen, ist Alexander III. tot," redeten sich die jungen Leute ein. Dieser Selbstbetrug hatte sein Gutes: man ertrug seine Lage leichter, verlor den Mut nicht. Aber die Luftschlösser mußten alsbald zusammenstürzen. Wie ich bereits erwähnte, war in der revolutionären Partei „Narodnaja Wolja" der Verfall bereits eingetreten, und die Terroristen waren der Regierung kaum noch gefährlich. Die älteren, erprobten Mitglieder der Organisation waren tot oder schmachteten im Kerker,

der Nachwuchs zeigte nicht mehr die Fähigkeiten, die ein derartiger Kampf voraussetzt; die Polizei hatte eben auch manches gelernt, sie wußte ihre Netze besser zu stellen und ließ den jugendlichen Verschwörern keine Zeit, ihre Kräfte zu erproben; die unerfahrenen und ungeschickt geleiteten Organisationen wurden ausgehoben, ehe sie irgend etwas unternehmen konnten. Dazu kam, daß die Einigkeit und Einheitlichkeit, die die „Narodnaja Wolja" auszeichneten, geschwunden waren. Schon im Jahre 1884 tauchten verschiedene Fraktionen auf. Da war die „Junge Narodnaja Wolja", deren Mitglieder einen „wirtschaftlichen Terrorismus" neben dem politischen trieben, das heißt gegen die Unternehmer, Direktoren, Verwalter usw., als der Bedrücker des Volkes, Bomben und Dolche anwenden wollten. Dann die „Bombisten", die die Bombe als allgemeines Schreckmittel empfahlen; die „Militaristen", die nur von einer Verschwörung unter den Militärs etwas erhofften. Schließlich tauchte damals auch zum erstenmal in Rußland eine neue Gruppe auf — die Sozialdemokraten, zu denen auch ich zählte.

In unserem Gefängnis waren so ziemlich alle diese Richtungen vertreten, und natürlich fanden die lebhaftesten Debatten statt, die jedoch bei uns einen ziemlich friedlichen Verlauf hatten. Ungeachtet aller Meinungsverschiedenheiten bildeten wir sozusagen eine große Familie, in der es weder Vornehme noch Niedriggeborene, weder Arme noch Reiche gab; alle waren gleich, alle waren materiell gleichgestellt, ob jemand bemittelt oder arm von Hause aus war, kam nicht in Betracht.

Wie leicht zu erraten, war die Verpflegung, die uns die Verwaltung bot, unter aller Kritik; selbst der Anspruchloseste konnte beim größten Hunger kaum einige Löffel des widerwärtigen stinkenden Breies herunterwürgen, der in hölzernen Gefäßen zur Mittagsstunde in die Zelle gebracht wurde. Das erklärt sich ganz einfach: die Mittel, die der Fiskus für den Unterhalt der Gefangenen bestimmt, sind minimal, und bei dem allgemeinen, organisierten Diebstahl des Beamtentums verschwindet ein großer Teil dieser Mittel auf dem langen Instanzenweg in den bodenlosen Taschen der großen und kleinen Spitzbuben. Die großen Kessel, in denen für mehrere Tausend Gefangener gekocht wurde, mußten also mit dem schlechtesten Proviant gefüllt werden, der aufzutreiben war. Wir „Politischen" hatten nach einigen Versuchen dieses Futter satt und beschlossen, uns auf eigene Faust zu beköstigen.

Wir gründeten also einen „Konsumverein“ und wählten Lasareff, den Bauernanwalt, den Graf Tolstoi besuchte, zum Obmann des Vereins, übertrugen ihm die Verwaltung unserer wirtschaftlichen Angelegenheiten. Alle Geldmittel, über die wir verfügten, sei es, daß sie von uns an die Gefängnisbehörde eingezahlt wurden, oder von Verwandten und Freunden geschickt wurden, waren dem Obmann zur Verfügung gestellt, und er hatte für unseren Tisch zu sorgen, wobei alle Leidensgenossen gleich behandelt wurden. Morgens gab es Tee, Milch und Brot nach Belieben; das Mittagessen bereitete ein „Koch“, ein Kriminalsträfling, den wir mieteten, aus den von uns gekauften Vorräten, gewöhnlich waren es zwei Gänge; abends gab es wiederum Tee und Brot. Man kann nicht sagen, daß unsere Tafel besonders üppig war, aber das lag an unseren äußerst beschränkten Mitteln. Der arme Obmann zerbrach sich oft genug den Kopf, wie er mit dem Wenigen auskommen solle, und verfiel schließlich auf den Gedanken, Pferdefleisch zu kaufen; freilich kostete auch das Rindfleisch nicht viel — zehn Kopeken pro Pfund, wenn ich nicht irre —, aber Pferdefleisch war immer noch um die Hälfte billiger. Wir beschlossen, den Versuch zu wagen. Es zeigte sich, daß das Pferdefleisch genießbar, wenn auch etwas zäh und weniger schmackhaft war. Nur zwei oder drei unter uns waren zimperlich und erklärten, sie könnten das Fleisch nicht genießen, es verursache ihnen Magenbeschwerden. Da wir das für bloße Einbildung infolge des Vorurteils hielten, bestimmten wir unseren Obmann, eine kleine List zu gebrauchen; er erklärte den „eingebildeten Kranken“, man werde für sie Rindfleisch kaufen, und setzte ihnen Pferdefleisch in etwas anderer Zubereitung als den übrigen vor. Das Resultat war nach Wunsch, unsere Gourmands ließen sich ihr „Beefsteak“ trefflich munden und erklärten, ihnen wäre übel, wenn sie uns das Pferdefleisch essen sehen! Wir hatten Mühe, ihnen nicht ins Gesicht zu lachen. Das dauerte während des ganzen Aufenthaltes in Moskau, und keiner von unseren Feinschmeckern beklagte sich während der Zeit über Magenbeschwerden. Als wir ihnen später erklärten, sie hätten monatelang Pferdefleisch genossen, waren sie empört und erklärten nachträglich zum allgemeinen Gaudium, das Essen hätte stets einen üblen Beischmack gehabt.

Außer den Verwandten und Freunden sorgten für unsere materiellen Bedürfnisse Leute, die uns persönlich gänzlich fern standen — ich meine die Mitglieder des „Roten Kreuzes der Revolution“, deren

bereits Erwähnung geschah. Es waren vorwiegend Frauen, die sich der bescheidenen, aber ungemein wertvollen und nützlichen Tätigkeit mit allem Eifer widmeten, für die eingekerkerten und verbannten Revolutionäre zu sorgen. Erst im Gefängnis und in der Verbannung lernte mancher, der einsam und verlassen in der Welt stand, die selbstlose Tätigkeit dieser edlen Samariterinnen schätzen. Oft genug habe ich beobachtet, mit welch dankbarer Rührung solche Einsamen diesen oder jenen schmerzlich entbehrten nützlichen Gegenstand in Empfang nahmen, den ihnen eine sorgende fremde Frauenhand, eine Vertreterin des „Roten Kreuzes", liebevoll zukommen ließ.

Unser Häuflein im Moskauer Zentralgefängnis schien es in dieser Beziehung besonders gut getroffen zu haben. Lange vor unserer Weiterbeförderung nach Sibirien ließen uns unsere Beschützerinnen auffordern, wir möchten ein genaues Verzeichnis darüber aufstellen, was wir irgend für die Reise brauchten. Wenn man bedenkt, daß wir über fünfzig Personen waren, daß vielen eine Reise von einem halben Jahre und mehr bevorstand, so wird man beurteilen können, welche Unmasse von kleinen Mühen und Sorgen diese edlen Frauen auf sich nahmen. Hunderterlei der verschiedensten Dinge waren anzuschaffen, was nicht nur Mühe und Zeitverlust, sondern auch oft genug persönliche Unannehmlichkeiten verursachte. Dieses selbstlose Bestreben, das Schicksal der Eingekerkerten zu lindern, hatte etwas geradezu Rührendes.

* * *

In Rußland werden die Weihnachts- und die Ostertage besonders feierlich begangen. Die russischen Revolutionäre sind im allgemeinen nicht religiös, auch gibt es unter ihnen sehr viele, die mit der russischen Kirche überhaupt nichts zu tun haben — Juden, Deutsche, Polen —, nichtsdestoweniger nehmen sie in allen Kerkern und Verbannungsorten, wo sich irgend die Möglichkeit dazu bietet, an der allgemeinen Volksfeier teil. Die Feiertage wurden zu einem um so größeren Feste, als sie Abwechslung in die Eintönigkeit des Kerkerlebens brachten. Verwandte, Freunde und die Damen des „Roten Kreuzes" sandten Lebensmittel und selbst Leckerbissen in das Gefängnis, und „es ging hoch her". Besonders fröhlich verlebten wir die Nacht auf den Ostersonntag im Moskauer Zentralgefängnis. Wir hatten ein Gesuch an den Gouverneur gesandt, er möchte uns gestatten, die Osternacht gemeinsam zuzubringen, wie es russische

Sitte ist; es wurde genehmigt, und wir versammelten uns alle, einschließlich der Frauen, in der Abteilung für die „Administrativen", wo die Räume groß waren, weil hier die Gefangenen nicht in Einzelhaft, sondern zusammen untergebracht waren. Man hatte uns allerhand gute Dinge geschickt: Osterkuchen, Eier, Schinken, Geflügel und was sonst dazu gehört, wie auch einige Flaschen leichten Wein und Bier; so war unser „Ostertisch"* glänzend bestellt. Unter der Aufsicht des alten Kapitäns und der Aufseher brachten wir hier den Abend und die halbe Nacht zu und waren fröhlich, wie wohl selten Menschen in einem Gefängnis; Lieder wurden angestimmt, es wurde gescherzt und gelacht, bis zu guterletzt eine Harmonika auftauchte und die Jugend zu tanzen begann. Allein trotz dieser ausgelassenen Fröhlichkeit vergaß kaum jemand von uns, wo er sich befand. Gar manchen erinnerte dieser Abend an das Heim, wo jetzt seine Lieben in feierlicher Stunde versammelt waren und mit Trauer des Abwesenden gedachten. . . .

* * *

Für uns zu Strafarbeit Verurteilten war dieses Fest die erste Gelegenheit, unsere eingekerkerten Damen kennen zu lernen. Die „Administrativen" begegneten ihnen nicht nur in den Besuchsstunden, sondern auch auf dem Gefängnishof, obgleich das letztere in der Gefängnisordnung verboten war, dagegen durften die zu Strafarbeit Verurteilten auch zu den Besuchsstunden nicht zugelassen werden. Seit dem Ostertag aber durchbrachen auch wir, die „aller Rechte baren", die Gefängnisordnung. Unter dem Vorwand, daß wir in der Kanzlei zu tun haben, ließen wir uns in den großen Hof führen; an der Tür verließ uns der Schließer, in dem Glauben, wir betreten den Korridor, wir aber rannten über den Hof an die Pforte, die in die Frauenabteilung führte. Dann kam wohl der geplagte Schließer gelaufen und bat uns hoch und teuer, umzukehren, wir aber hatten unser Ziel erreicht, unsere Damen waren an der Pforte, und wir hatten ein paar freundliche Worte mit ihnen gewechselt. Es handelte sich dabei freilich nur um mut-

---

* Bei den Russen werden am Ostertag die kalten Speisen auf einem gedeckten großen Tische aufgestellt, der während der Feiertage nicht abgeräumt wird. Jeder Gast wird von dem Hausherrn an den „Ostertisch" geführt, wo man im Stehen ißt und trinkt.

willige Streiche; es machte uns Vergnügen, der verhaßten Gefängnisordnung eine Nase gedreht zu haben, und die Verwaltung sah nichts besonderes Schlimmes darin. Das Verbot, das uns hinderte, miteinander zu verkehren, hatte ja auch gar keinen Sinn, da in wenigen Wochen alle politischen Gefangenen die Reise nach Sibirien gemeinsam anzutreten hatten. In diesem wie in vielen anderen Fällen wurden wir ganz unnötig schikaniert, und zwar nur deshalb, weil es die veraltete Gefängnisordnung so will.

Diese Gefängnisordnung aber wird in den russischen Gefängnissen ausnahmslos in ungleich höherem Maße von den Kriminalverbrechern übertreten. Diese spazieren nicht nur oft ohne jede Aufsicht im ganzen Gefängnis umher, sondern wissen sich auch Eingang in die Frauenabteilung zu verschaffen. Ja mehr noch, es ist gar nichts Seltenes, daß die Schließer und Aufseher einen wohlhabenden Verbrecher für die ganze Nacht aus dem Gefängnis in die Stadt gehen lassen, wo er bummelt oder auch seine Verbrechergeschäfte besorgt. In bezug auf die Handhabe der Gefängnisordnung könnten also die „politischen" Verbrecher froh sein, wenn sie mit den „gemeinen" auf eine Stufe gestellt würden, was ihnen aber nur selten gelingt.

Dagegen besteht allerdings ein Komplex von Beziehungen, wo die politischen Gefangenen in Rußland eine unbedingte Ausnahmestellung einnehmen. Ich meine die Haltung des Gefängnispersonals ihnen gegenüber. Jeder Beamte, hoch oder nieder, weiß genau, daß er den „Politischen" gegenüber sich nichts herausnehmen darf, daß er höflich sein muß. Diese Erscheinung ist darauf zurückzuführen, daß Generationen lang die „politischen Verbrecher" den ausschließlich gebildeten, privilegierten Ständen angehörten, und darauf, daß diese Menschen das Gefühl ihrer Unschuld stolz zur Schau trugen und ihre Menschenehre hochhielten. Wagt ein Beamter dieses Gefühl auch nur anzutasten, so kann er sicher sein, dem energischsten Widerstand zu begegnen, und sehr oft ist es aus solchen Anlässen in den Gefängnissen zu schroffen Auftritten gekommen, die nicht selten einen tragischen Abschluß fanden.

Als Beispiel, wie wir bei Beamten Höflichkeit uns gegenüber erzwangen, sei folgender Vorfall erzählt.

Aus Petersburg war ein Würdenträger eingetroffen, der an der Spitze des gesamten Gefängniswesens stand, Galkin-Wrasski. Als Direktor und höchster Vorgesetzter flößte er der gesamten Be-

amtenschaft fabelhaften Respekt ein; er selbst war im Bewußtsein seiner Macht und Würde — er war „wirklicher Geheimrat“ —, ungemein hochfahrend. Als das bevorstehende Ereignis dieses Besuchs besprochen wurde, hörten wir, daß der Herr die Gewohnheit hatte, beim Betreten der Zelle den Hut auf dem Kopfe zu behalten. Wir beschlossen sofort, daß der erste von uns, dessen Zelle er betritt, ihm eine Lektion zu erteilen habe, wenn er es auch hier so halten würde. Galkin-Wrasski kam in Begleitung einer zahlreichen Suite, in der sich unter anderen der Vizegouverneur von Moskau, Fürst Galizin, befand; er begann seinen Rundgang in unserem Pugatschefturm und kam in die Zelle des Peter Daschkjewitsch. Ein ehemaliger Student der geistlichen Akademie in Kiew, war Daschkjewitsch ein Mensch von selten ruhigem und gleichzeitig unbeugsamen Charakter, dabei im höchsten Grade vom Gefühl der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit durchdrungen. Ihm fiel jetzt die Rolle zu, den hochfahrenden Würdenträger zu rügen. Kaum hatte der Herr die Schwelle übertreten, um die stereotype Phrase: „Haben Sie mir etwas mitzuteilen?“ auszusprechen, als Daschkjewitsch mit größter Ruhe ihn unterbrach:

„Sie sind sehr unhöflich, mein Herr; Sie treten bei mir ein, ohne den Hut abzunehmen.“

Galkin-Wrasski wurde rot bis an die Haarwurzeln, drehte sich um und verließ die Zelle. Die ganze Suite, die die Lektion mit angehört hatte, folgte ihm schweigend.

„In welchem Prozeß ist er verurteilt?“ hörten wir den Würdenträger fragen, als er auf der Plattform stand.

„Im Kiewer,“ antwortete jemand.

„Aha, einer von denen, die dort rebelliert haben!“ rief er erfreut. Die übrigen Zellen betrat er schon hübsch den Hut in der Hand. Für die Dozierung des Kapitels aus Knigge nahm er dann in seiner Art Rache: Daschkjewitsch war zu Verbannung nach „den minder entlegenen“ Gegenden Sibiriens verurteilt, Galkin-Wrasski sagte nun, er soll nach den „entlegensten“ geschickt werden, in das Dorf Tunka an der Grenze der Mongolei.

XVI

Reisevorbereitungen. — Flußfahrt auf der Wolga und Kama. In Jekaterinburg. — Auf der Troika. — ‚Hie Europa — hie Asien.‘

Der Frühling 1885 kam, und wir trafen Vorbereitungen für die weite Reise. Gleich tauchte eine äußerst wichtige Frage auf: Wieviel Gepäck darf mitgenommen werden? Nach der Vorschrift dürfen die „aller Rechte baren“ nicht mehr als fünfundzwanzig Pfund mitführen, und so viel wiegt allein die „Ausrüstung“, die vom Fiskus gestellt wird, wir hätten also verzichten müssen, irgend etwas von unseren eigenen Sachen mitzunehmen, insbesondere die Bücher hätten wir entbehren müssen. Das wäre ein schwerer Schlag gewesen, besonders da unsere Bibliothek im Moskauer Gefängnis ziemlich angewachsen war; so hatte uns Graf Tolstoi ein Exemplar seiner gesamten Werke in zwölf Bänden geschickt und ein Exemplar der Geschichte Rußlands in neunundzwanzig Bänden. Zum Glück entschied die Verwaltung, daß das Gesamtgewicht des Gepäcks nach der Zahl aller Deportierten in der Partie bestimmt werden soll, und da die administrativ Verschickten pro Kopf fünf Pud führen dürfen und viele von ihnen wenig Sachen besaßen, so durften wir unsere Bücher mitnehmen.

Natürlich konnte keine Rede davon sein, daß unter diesen Büchern verbotene sich befanden, da sie ja alle die Hände der Gefängnisbeamten passierten, trotzdem wurden sie noch einmal einer Prüfung unterzogen, und bei dieser Gelegenheit hatte der betreffende Zensor die Möglichkeit, sich in unseren Augen bis auf die Knochen zu blamieren. Es war dies ein höherer Beamter, der die juristische Fakultät in Moskau absolviert hatte. Unser Freund Rubinok wandte sich an ihn mit der Frage, ob er das „Kapital“ von Karl Marx mitnehmen dürfe?

„Ja, wie können Sie denn fremdes Kapital mitnehmen?“ fragte der Beamte, den wir Herr G. nennen, erstaunt.

„Nicht doch, es ist mein Eigentum,“ antwortete Rubinok.

„Wenn es Ihr eigenes Kapital ist, so können Sie es natürlich mitnehmen, nur müssen Sie es wie alle Barschaft dem Offizier des Convoi übergeben.“

Wir hatten Mühe, unſere Heiterkeitsausbrüche zurückzuhalten, als wir merkten, daß dieſer Herr mit Hochſchulbildung, zu deſſen ſpeziellen Obliegenheiten die Prüfung von Büchern gehörte, keine Ahnung von der Exiſtenz eines Werkes mit dem Titel „Das Kapital“ hatte, und glaubte, daß wir Karl Marx Barſchaft nach Sibirien ſchleppen wollten.

Als die Zeit der Abreiſe kam, wurde erörtert, ob wir nicht dem alten Kapitän ein wertvolles Andenken ſtiften ſollten. Er erfuhr zufällig davon und erſuchte uns ernſtlich, von dem Plane abzuſtehen; wir dürften uns ſeinetwegen nicht in Unkoſten ſtürzen, da wir das Wenige, was wir beſitzen, ſehr notwendig auf der Reiſe brauchen würden. Ich weiß nicht mehr genau, ob ſchließlich ein Geſchenk angeſchafft wurde oder nicht. Jedenfalls war der alte Herr eine Ausnahme. Unter den vielen Gefängnisverwaltern, die ich kennen lernte, war außer ihm nur einer, dem die politiſchen Gefangenen ihre Dankbarkeit in ſolcher Weiſe bezeugt haben. Allerdings kam es dann in letzter Stunde noch zu einem traurigen Vorfall, der uns zwang, die gute Meinung, die wir von Kapitän Maltſchinſki hatten, zu ändern und der ihm unſeren Haß und Groll zuzog.

Wir waren die ganze Zeit in Moskau mit der Verwaltung friedlich ausgekommen; während der ganzen acht Monate war es zu keinerlei heftigen Auftritten gekommen, zumal die eigenmächtige Löſung der Feſſeln und unſer Proteſt gegen das Raſieren ſtillſchweigend hingenommen wurden. Aber dieſe beiden Dinge ſollten ſchließlich noch zu einem Zuſammenſtoß am Tage der Abreiſe führen. Es wurde uns nämlich erklärt, daß wir uns jetzt neuerdings der barbariſchen Prozedur des Anſchmiedens der Feſſeln und des Raſierens der Kopfhälfte unterwerfen müßten, weil angeblich der Offizier des Convoi darauf beſtände. Rundweg weigerten wir uns deſſen, und die adminiſtrativ Verſchickten, die perſönlich von dieſer Prozedur verſchont blieben, erklärten ſich insgeſamt ſolidariſch mit unſerem Proteſt.

Die Stunde der Übergabe der Partie kam. Wir beſchloſſen, auf keinen Fall einzeln in die Kanzlei zur Einſchreibung zu gehen, ſondern zuſammenzubleiben. Die Beamten ſahen ſofort, daß ein Verſuch, Gewalt anzuwenden, zu einem eklatanten Skandal, zur Meuterei führen würde, und beſchloſſen, uns zu überliſten. Man tat, als gebe man die barbariſche Prozedur auf, und wir wurden dem Offizier des Convoi übergeben. Die „Partie“ war nahezu

reisefertig, als uns plötzlich erklärt wurde, wir könnten, wenn wir wünschen, ein ärztliches Attest erhalten, kraft dessen wir per Wagen befördert würden, während nach der Vorschrift die zu Zwangsarbeit Verurteilten den Weg durch Sibirien zu Fuß zu machen haben. Alle drei erklärten wir uns bereit, ein solches Attest uns ausstellen zu lassen. Kaum hatten wir uns aber von unseren Kameraden getrennt, als ein Haufen Schließer, die man hinter der Tür in Bereitschaft gehalten hatte, uns umzingelte. Wir sahen, daß man uns eine Falle gestellt hatte, und waren entschlossen, uns nach Kräften zu wehren. Wir klammerten uns fest, wo wir konnten, und schlugen mit Fäusten und Füßen auf die Schließer ein, die uns fortzerren wollten. Natürlich behielten sie schließlich die Oberhand, wir wurden fortgeschleppt, mit Gewalt auf einen Schemel gesetzt und festgehalten, bis der Bader uns die eine Hälfte des Haupthaares wegrasiert und der Schmied die Fesseln zusammengenietet hatte. Kapitän Maltschinski stand dabei und erteilte die Befehle. Das genügte, um unsere Sympathie für den alten Herrn zu vernichten, und unser Abschied von ihm war denn auch mehr als kühl.

* * *

Ein wundervoller Tag war es, als wir unsere Reise antraten. Es war Mitte Mai, und der Frühling hielt seinen Einzug in Moskau. Die Sonne schien hell und warm; Frühlingsluft ringsum. Unsere Stimmung aber war durchaus nicht im Einklang mit dieser Lenzesfreude. Die meisten von uns zogen es vor, den Weg zum Bahnhof zu Fuß zurückzulegen, und unsere „Partie" bot einen recht sonderbaren Anblick: Sträflinge mit Ketten an den Füßen, in grauen Kitteln und dem ominösen Viereck auf dem Rücken marschierten neben Frauen und Männern in bürgerlicher Kleidung. Die meisten von uns waren ganz junge Leute, nur wenige schon bejahrt. Von den zwölf Frauen, die zu uns gehörten, folgten drei aus freiem Willen ihren Gatten nach Sibirien.

Die Szene der gewaltsamen Fesselung hatte uns alle niedergedrückt, und schweigend zogen wir durch die einsamen Straßen von Moskau, wo die wenigen Passanten stehen blieben und die Leute aus den Fenstern der Häuser uns nachblickten. Auch auf dem Bahnhof, den wir nach kurzer Wanderung erreichten, war es menschenleer; einige Gendarmen, Gefängniswächter, Packträger, sonst niemand auf dem Perron. Die Polizei hatte den Bahn-

hof abgesperrt und ließ niemand, der nicht einen speziellen Schein vorweisen konnte, an den besonders für uns bestimmten Zug heran.

Als wir „Politischen" in dem uns angewiesenen Wagen Platz genommen hatten, kamen noch etliche Personen, Verwandte der Gefangenen, um Abschied zu nehmen. Die Gendarmen ließen sie jedoch nicht nahe an die Wagen treten, und wir mußten uns von ferne die Abschiedsgrüße zurufen.

„Lebt wohl! Seid glücklich! Vergeßt unser nicht!" erscholl es aus den vergitterten Fenstern.

„Laßt den Mut nicht sinken! Auf baldiges Wiedersehen!" tönte es zurück.

„Singt ein Lied zum Abschied!" riefen die Freunde, und Kameraden, die bereits im Gefängnis einen Gesangschor gebildet hatten, stimmten das kleinrussische Lied vom „Fährmann" an. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, und die Klänge des ergreifenden, wunderbar schönen Liedes schwebten harmonisch dahin. Die Freunde da draußen und auch manche von uns konnten ihrer Tränen nicht Herr werden, und bald hörte man lautes Schluchzen, das dann vom Getöse des Eisenbahnzuges übertönt wurde. . . .

Lange noch blickten wir, an die Gitter gedrückt, nach Moskau hin. Jetzt hatten wir die Vorstädte hinter uns, und mit Wonne schweifte das Auge über die weiten Fluren. — Als unser Zug an der nächsten Station hielt, waren ziemlich viel Menschen dort, Bauersleute und Arbeiter. Manche von ihnen kamen ungeniert an die Gefangenenwagen und schienen etwas durch die Fenster hineinzustecken.

„Da nimm, bete zur heiligen Jungfrau," hörte ich eine Stimme neben dem Fenster, und als ich hinblickte, gewahrte ich eine alte Bäuerin, die mir eine Kopeke entgegenstreckte.

„Ich brauche es nicht, Mütterchen, gebe dein Almosen einem anderen!" sagte ich und fühlte, wie mir das Herz warm wurde beim Anblick dieser alten gutmütigen Frau aus dem Volke. Der kleine Vorfall löste eine ganze Kette Erinnerungen in mir aus, und ich versank in Gedanken. Je weiter wir uns von Moskau entfernten, desto trauriger wurde mir zu Mute; mir war, als wenn ich in dieser Stadt viele mir nahestehende Menschen zurückließ, die ich nie wiedersehen sollte. Ich mochte mit niemand sprechen und starrte in die Ferne. Der Schienenweg führte hier durch eine Fabrikgegend; auf den Stationen war überall viel Volk, und auch längs des Bahndammes sahen wir zahlreiche Arbeitergruppen. Die

Frauen und Männer in ihren grellfarbigen Kattunkleidern blieben stehen, riefen dem vorbeisausenden Zuge laut etwas zu und machten ausdrucksvolle Gebärden. Ob diese Leute wohl wußten, daß hier politische Verbannte nach Sibirien geschafft wurden und uns ihre Sympathie kundgaben, weiß ich nicht zu sagen; vielleicht ist es hier, wo so viele Gefangene transportiert werden, Sitte geworden, dem Gefühle des Mitleids Ausdruck zu geben, das das russische Volk allgemein den „Unglückskindern“* entgegenbringt.

Am Morgen des nächsten Tages waren wir in Nischni-Nowgorod angelangt, wo wir auf den Flußbarken eingeschifft wurden, um auf der Wolga und ihrem Nebenflusse Kama nach der Stadt Perm gebracht zu werden. Unsere Partie schien auf dem Bahnhof und auf den Straßen allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, als wir nach dem Kai wanderten. Die Ehepaare und Brautpaare gingen Arm in Arm voraus, ihnen folgten wir anderen, umzingelt von unserem Convoi.

Auf der großen Barke, die von einem Flußdampfer bugsiert wurde, waren uns zwei große Kajüten angewiesen, in denen wir uns bequem niederließen, in der einen die Männer, in der anderen die Frauen; außerdem stand uns zum gemeinsamen Aufenthalt im Freien das geräumige Deck zur Verfügung, das an den Seiten und nach oben mit einem eisernen Netz eingeschlossen war. Das Essen bereiteten wir uns selbst aus den Vorräten, die wir uns aus eigenen Mitteln anschafften, und in dieser Beziehung hatten wir, dank der Vorsorge unserer Verwandten und Freunde und dem Geschick und der Umsicht unseres Obmannes Lasareff, nicht zu klagen.

Die Flußfahrt dauerte einige Tage. Das Wetter war ununterbrochen herrlich, und wir saßen vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf dem Deck, uns an dem wunderbar schönen Bilde labend, das die Ufer des Riesen unter den europäischen Flüssen und seines gewaltigen Nebenflusses bieten. Besonders schön war es gegen Sonnenuntergang, wenn unser Gesangchor, in dem sich einige hervorragend schöne Stimmen befanden, die Lieblingslieder anstimmte. Den Kopf an das Eisennetz gelehnt, den Blick auf die endlose, in märchenhafter Farbenpracht glänzende Wasserfläche gerichtet, lauschte man den Klängen der herrlichen, meist wehmütig klagenden Lieder. Die große Barke glitt lautlos dahin, als ob sie eins wäre mit dem mächtigen Wasserstrome. Allmählich verblaßte die Farbenpracht

* So nennt das Volk überall in Rußland und Sibirien die Gefangenen.

des Sonnenuntergangs, die Sterne stiegen am wolkenlosen Himmel auf und spiegelten sich wider in der silberglitzernden Flut. Alles ringsum — der Strom, die Sterne, die Lieder — erinnerte mich an einen anderen großen Strom, an den „gewaltigen Dnjepr", an dessen Ufern ich meine Kindheit verlebte.

* * *

„Woran denken Sie? Warum sind Sie so traurig?" fragte mich an einem solchen Abend eine der „Administrativen", ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, das ich schon früher kennen gelernt hatte.

Bald waren wir in intimem, kameradschaftlichem Gespräch vertieft. Sie begriff vollauf meine Stimmung und brachte mir herzliche Teilnahme entgegen. — Es war ein sonderbares Geschöpf, von eigenartigem, wenn man will, exzentrischem Charakter und recht bedeutendem Verstande. Sie erzählte mir, auf welche Weise sie Sozialistin geworden war, und welche besonderen Umstände sie veranlaßten, sich der revolutionären Bewegung anzuschließen. — Wie so viele andere zu jener Zeit, war Anna Samoiloff — nennen wir sie so — von dem Wunsche beseelt, irgend etwas für das Volk, für die Bauern zu tun. Was und wie sie es anfangen sollte, wußte sie nicht und fand auch niemand, der ihr die Wege wies. So fing sie denn selbst an zu suchen, indem sie alles las, was ihr an entsprechenden Büchern unter die Hände kam. Später reiste sie gegen den Willen ihrer Eltern aus ihrer Heimatstadt in Südrußland nach Petersburg, wo sie Menschen zu finden hoffte, die ihr helfen würden. Während dieses Suchens, ehe sie noch irgendwie Klarheit über die Fragen, die sie quälten, gefunden hatte, wurde sie verhaftet und ging jetzt auf drei Jahre in die Verbannung nach Sibirien. — Wie Hunderte und Tausende andere, hatte dieses edelherzige Mädchen seine Kräfte aufgerieben, sein Lebensglück vernichtet ohne irgendwelchen Nutzen, ohne jemandem zu helfen, ohne Selbstbefriedigung zu finden — einfach ein Opfer der furchtbaren, menschenunwürdigen politischen Zustände unserer Heimat. In Sibirien hat sie sich später das Leben genommen.

Aus Perm wurden wir per Eisenbahn nach Jekaterinburg gebracht, wo wir nach einer mühsamen Tagesreise eintrafen. Hier wurde übernachtet, und am nächsten Tage sollte unsere „Partie", die aus lauter „Politischen" bestand, per Achse nach der ersten Stadt in Sibirien, Tjumen, gebracht werden. Die sibirische Eisenbahn wurde damals eben erst gebaut, und die Reise, die jetzt sehr

einfach vor sich geht, war von Jekaterinburg an mit allen möglichen Hindernissen verbunden.

Bei der Abfahrt hatten wir ein Rencontre mit der Behörde zu überstehen, was leicht sehr ernsthafte Folgen hätte nach sich ziehen können.

Es waren nämlich für unseren Transport eine Anzahl Dreigespanne bestimmt, die sowohl uns als unseren Convoi und das Gepäck aufnehmen sollten. Es sollten je vier Gefangene und zwei Soldaten auf jedem Wagen* untergebracht werden, also mit dem Kutscher sieben Personen. Die Jüngeren unter uns meinten, das wäre zu viel, und forderten von dem Offizier, Kapitän Wolkoff, der uns von Moskau und mich sogar von Kiew an begleitet hatte, er solle anordnen, daß drei oder vier Personen auf einen Wagen kommen und nur ein Soldat. Da nicht genügend Wagen vorhanden waren, schlug der Offizier das Verlangen ab, und unsere jungen Heißsporne erklärten nun rundheraus, dann würden sie nicht einsteigen, mit anderen Worten, sie wollten es auf die Anwendung von Gewalt ankommen lassen, was natürlich zu einem Tumult geführt hätte, dessen Folgen sich kaum berechnen ließen.

Der Isprawnik** erschien und erklärte, er könne auf keinen Fall mehr Fuhrwerke liefern, da die Zahl durch die Verordnung der vorgesetzten Behörde bestimmt sei. Man stritt hin und her, wobei besonders einige der jugendlichen „Administrativen" und zwei Frauen sich ereiferten. Wir Älteren dagegen hielten die Angelegenheit nicht für wichtig genug, um es auf einen Konflikt ankommen zu lassen, der möglicherweise hätte dazu führen können, daß die „Administrativen" zur Strafe nach entlegeneren Orten und für längere Zeit verschickt worden wären, während den Sträflingen Schlüsselburg in Aussicht stand.

„Ich ersuche Sie ernstlich, auf die Wagen zu steigen," baten Wolkoff und der Kommissar.

„Nein, wir werden nicht einsteigen! Wenden Sie Gewalt an," riefen einzelne aus unserer Mitte.

„Wir werden ein Protokoll aufnehmen, daß Sie den Gehorsam verweigern."

„Tun Sie, was Ihnen beliebt."

In unseren Kreisen ist es unbedingt verpönt, im Verhalten den Behörden gegenüber sich nicht solidarisch zu zeigen, worum es sich

---

* Einer sogenannten Kibitka, das ist ein halbverdecktes Fuhrwerk.

** Polizeikommissar.

auch handeln möge. Trotzdem also im gegebenen Falle die Mehrheit keinen Anlaß zum Proteste sah, mußten sich alle dem Begehren einiger Hitzköpfe fügen. Die Situation war aufs äußerste gespannt, und der Konflikt schien unvermeidlich. Da kam es einigen von uns in den Sinn, doch erst einmal zu probieren, ob es nicht möglich sein werde, sich der Anordnung gemäß zu plazieren. Der Versuch wurde gemacht, und es zeigte sich, daß bei einigem guten Willen sieben Personen auf einem Wagen Platz finden konnten. Angesichts dieser einfachen Tatsache mußten die Protestler klein beigeben, was sie auch murrend und zankend taten. Kaum waren wir über die nächste Raststelle hinausgekommen, zeigte es sich, daß die Wagen nur noch je sechs Insassen hatten: die Soldaten zogen es nämlich vor, auf dem Bagagewagen unterzukommen, und es blieb nur einer zur Wache auf jedem Wagen. So hatten wir es bequemer, und alles löste sich friedlich.

Schon während der Fahrt auf der Wolga und Kama hatten sich Gruppen gebildet, die auf der Wagenfahrt zusammenbleiben wollten. Man war dabei auf den Gedanken gekommen, unseren Damen die Wahl der Kavaliere freizustellen. Bei den meisten von uns fand dieser Gedanke Beifall, jedoch fanden sich auch einige Gegner der „Frauenprivilegien" und auch solche, die überhaupt nicht in Damengesellschaft reisen wollten und daher sich kategorisch „außer Konkurs" erklärten. Natürlich gehörten zu diesen eingefleischten „Weiberfeinden" die Allerjüngsten.

Die Fahrt mit einem russischen Dreigespann hat, wie bekannt, einen unvergleichlichen Reiz, man fährt nicht, man fliegt, man saust dahin. Jenseits des Uralgebirges begann zu jener Zeit gerade erst der Frühling, alles keimte und sproßte, Lenzjubel ringsum. Unsere Gespanne flogen in großen Abständen auf der Landstraße, gewaltige Staubwolken aufwirbelnd, dahin. Die Kutscher trieben mit lauten Pfiffen und Rufen ihre Pferde an und ließen sie stellenweise in Galopp übergehen. Zuerst saßen wir zu viert in den Wagen: je zwei Männer und zwei Frauen. Aber bald wurde auf den Haltestellen Stellenwechsel vorgenommen, und dann saßen wohl auf der einen Kibitka fünf oder gar sechs Personen, während auf der anderen nur zwei blieben; hier gab es Scherz, Gelächter und Lieder, während dort ernste Gespräche geführt wurden, die die Wache nicht hören durfte, und manchmal wurden im Flüstertone schwerwiegende Worte gewechselt. Das Zusammensein im

Kerker hatte manche einander näher gebracht, die Bande waren erstarkt während der langen Fahrt auf der Eisenbahn und auf dem Schiffe; die Fahrt auf der Kibitka förderte ebenfalls die gegenseitige Annäherung der Leidensgenossen.

Wir legten täglich zwei Stationen zurück, zu je 50 bis 60 Werst ungefähr, wobei die Pferde nur einmal gewechselt wurden; das Umspannen vollzog sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit, da die frischen Pferde in der Regel bereits angeschirrt auf die heraneilenden Gespanne warteten. Während die Kutscher ihr Geschäft besorgten, nahmen wir in aller Eile einen Imbiß, wobei wir uns bei den Hökerinnen, die sich auf dem Hofe einfanden, Proviant kauften: gesottene Eier, Milch, Butter usw. Die Etappen erreichten wir in der Regel zeitig, lange vor Eintritt der Dämmerung. Hier wurde vor allem die Mahlzeit bereitet, unser Mittag- und Abendessen gleichzeitig; das war Aufgabe des Staroſten und einiger freiwilligen Gehilfen. Gewöhnlich blieben wir dann noch lange Zeit im Freien; Lieder wurden im Chor gesungen; in kleinen Gruppen und auch paarweise wurden intime Gespräche geführt, oder es gab gemeinsame, zuweilen sehr erregte Debatten.

An einem der ersten Tage unserer Reise hielten plötzlich die ersten Gespanne im freien Felde fern von der Poststation. Wir stiegen aus und standen vor einem Grenzpfahl: Es war der zur traurigen Berühmtheit gekommene, schon oft geschilderte Pfahl mit der lapidaren Aufschrift: „Europa“ und „Asien“.

* * *

Es war Anfang Juni. Ein Jahr und drei Monate waren also seit meiner Verhaftung in Freiburg vergangen, bis ich die Grenze überschritt zwischen Europa und Sibirien.

Unwillkürlich drängen sich beim Anblick des Grenzpfahls, den Hunderte und Tausende von Menschen passiert haben, die man gewaltsam in die Verbannung geschleppt, inhaltsschwere Gedanken auf. Fünfzehn Monate hatte ich im Gefängnis zugebracht in Deutschland und Rußland. „Wieviel Jahre wird jetzt die Gefangenschaft in Sibirien für mich dauern?“ fragte ich mich; werde ich wohl je diesen Grenzpfahl wiedersehen auf dem Rückwege nach Europa, oder werde ich mein Grab dort in Sibirien finden?“...

XVII

Unsere Versammlungen. — In Tjumen. — Trennung. Auf den Strömen Sibiriens. — Ein entsetzlicher Vorschlag.

Die Stadt Tjumen war zu jener Zeit berüchtigt wegen der Zusammenstöße, die dort fortwährend zwischen den transportierten politischen Verbannten und den Behörden stattfanden. Wir befürchteten, daß auch unsere Partie vielleicht derartige Kämpfe zu bestehen haben würde, deren Ursache wir im voraus aus den Briefen verschiedener Genossen kannten. Daher berieten wir beizeiten, wie wir uns gegebenen Falles verhalten und was wir von den Behörden fordern sollten, worauf wir im Verkehr mit ihnen zu halten hätten. Bereits auf den Etappenstationen gab es aus diesem Grunde äußerst bewegte Beratungen, aber wie es nun einmal russische Sitte oder Unsitte ist, kamen wir niemals zu einem Beschluß, weil keine Ordnung in die Debatte zu bringen war, alles durcheinander schwatzte und niemand die Meinung des anderen respektierte. Um einigermaßen Ordnung zu schaffen, wählte man mich zum Vorsitzenden, und ich versuchte, parlamentarische Sitten einzuführen. Aber es ging trotzdem durchaus nicht besser, einzelne meinten sogar, es gehe mit einem Vorsitzenden noch schlechter als ohne ihn. In der Tat soll der noch geboren werden, der es versteht, in einer Versammlung junger russischer Hitzköpfe parlamentarische Ordnung aufrecht zu erhalten! Gewöhnlich melden sich ein halbes Dutzend eifriger Debatteurs gleichzeitig zum Worte, einer erhält das Wort und läßt eine Rede vom Stapel. Da Kürze niemals zu den Vorzügen eines russischen Redners gehört, spricht er natürlich sehr lange; die anderen können nicht mehr an sich halten, und da sie nicht das Wort haben, äußern sie ihre Meinung „privatim", aber so laut, daß es die Umstehenden hören, jetzt erklärt ein dritter, der Vorsitzende tauge nichts, sonst hätte er, der überaus Wichtiges zu sagen hat — natürlich! — schon längst das Wort erhalten müssen; ein vierter erklärt es für Unsinn, daß man überhaupt daran denken könne, die Antwort auf die Meinung des ersten Redners aufzusparen, bis man zum Worte komme. Das

schönste Tohuwabohu ist fertig, und der „Parlamentarismus" findet allgemeine Verdammung.

„Nein, meine Herrn! Mit diesen westeuropäischen Geschichten kommen wir nicht aus!" ruft jemand und findet allgemeinen Beifall. Darauf beginnt eine „echt russische" Beratung, das heißt ein halbes Dutzend Stimmen schreit durcheinander. Freilich versteht man dann erst recht nichts, aber manche finden es trotzdem besser: sie können sich recht ausschwatzen; zwar erreichen sie damit nichts, aber beim „Parlamentarismus" wären sie vielleicht gar nicht zum Worte gekommen, und das ertragen sie nicht.

So ging es auch diesmal. Die einen meinten, der „Parlamentarismus sei überhaupt zwecklos", andere schoben mir Unglücksraben die Schuld zu, ich wäre kein stilgerechter Vorsitzender. Jedenfalls kamen wir in Tjumen an, ohne irgend etwas beschlossen zu haben.

Tjumen war damals der Ort, von dem aus die Deportierten nach den verschiedenen Teilen Sibiriens dirigiert wurden. Auch unsere „Partie" sollte hier getrennt werden — die einen sollten nach dem Süden Westsibiriens, andere nach Nordosten. Zu den letzteren gehörten wir: die Sträflinge, die Verbannten und einige der „administrativ Verschickten". Außer uns Sträflingen kannte jedoch niemand den Bestimmungsort, das Dorf oder die Stadt, wo man ihn hinbringen würde, ja es wußte nicht einmal jeder, ob er nach Süden oder nach Norden von Tjumen aus geschickt werde. Nun sind aber die Unterschiede in dieser Beziehung selbst in einem Gouvernement Sibiriens oft größer, als der Unterschied zwischen Norwegen und Italien. Man kann sich denken, mit welcher Spannung wir der Entscheidung in bezug auf die „administrativ Verschickten" entgegensahen; ihr Schicksal hing jetzt ganz davon ab, wohin man sie von Tjumen aus dirigierte.

Schon an dem Tore des Gefängnisses kam es um ein Haar zu einem Zusammenstoß mit der Verwaltung. Man wollte nämlich unsere Genossinnen in ein besonderes Frauengefängnis bringen, das weit entfernt von dem für uns bestimmten lag. Wir widersetzten uns dem, weil eine solche Trennung unseren ganzen Wirtschaftsbetrieb gestört hätte und uns auch sonst nicht paßte. Die Beamten gaben denn auch schließlich nach.

Wir hatten nur einige Tage in Tjumen zu verbleiben, und so wurde die Hauptfrage bald entschieden. Die meisten „Admini-

strativen" sollten nach dem Steppen-Generalgouvernement und nach dem Süden des Gouvernements Tobolsk verschickt werden, also in relativ günstige Gegenden. Aber gleichzeitig wurde uns mitgeteilt, daß diese unsere Genossen auf dem Etappenweg nach ihrem Bestimmungsort befördert werden sollten. Das war eine recht ungünstige Entscheidung. Auf dem Etappenweg befördert werden, hieß so viel, als viele Wochen unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen unterwegs sein, alle möglichen Strapazen erdulden, während alles das zu vermeiden wäre, wenn man statt des Weges über Land den Weg zu Wasser, auf einer Barke oder einem Dampfschiff, wählte. Die Verschickung auf dem Etappenwege war eben die Ursache zahlreicher Konflikte auch bei anderen „Partien" in Tjumen gewesen. Die Beamten konnten nicht umhin, die Argumente der Verbannten anzuerkennen, aber sie hielten aus Bequemlichkeit oder sonst aus unbekannten Gründen an der althergebrachten Beförderungsweise fest. Unsere Genossen, die nach dem Süden gehen sollten, beschlossen jedoch, unter allen Umständen sich der Etappenbeförderung zu widersetzen, und wir alle wollten sie bei diesem durchaus gerechtfertigten Protest unterstützen. Wieder gab es bewegte Versammlungen, und schließlich wurde beschlossen, ein Telegramm an den Gouverneur zu senden mit dem Ersuchen, er möchte die nach dem Süden Bestimmten per Schiff befördern lassen. Der zur Abreise bestimmte Tag kam, und man rief unsere „Administrativen" einzeln nach der Kanzlei; wir hielten sie jedoch im Gefängnis zurück. Hätte man Gewalt angewandt, so wäre es zweifellos zu einem furchtbaren Zusammenstoß gekommen; doch lief alles vorläufig gut ab, weil die Beamten abermals nachgaben, allerdings nur um uns eine Falle zu stellen. Statt unser Telegramm zu beantworten, traf der Gouverneur persönlich ein — vielleicht war er zufällig aus Tobolsk herübergereist — und erledigte die Sache. Er erklärte bereitwilligst, daß unsere Kameraden, unserem Gesuch gemäß, per Schiff reisen sollten. Dieses Versprechen des höchsten Beamten genügte uns natürlich, und wir beruhigten uns. Der höchste Beamte aber hatte uns einfach belogen!

Bald darauf sollten wir uns trennen. Die nach dem Norden von Tobolsk und nach Ostsibirien Bestimmten bekamen Befehl, sich reisefertig zu machen. Natürlich hatten wir damit viel zu tun, galt es doch, für eine Reise von vielen Monaten sich zu rüsten. Dann mußte auch unsere gemeinsame Wirtschaft gelöst werden.

Das verfügbare Geld und die Proviante wurden derart geteilt, daß jede der Partien, je nach der Länge der Reise, die ihr bevorstand, einigermaßen versorgt war; außerdem wurden den „Administrativen" und den Verbannten, soweit sie unbemittelt waren, kleine Summen überwiesen für die dringendsten Ausgaben in der ersten Zeit am Bestimmungsort.

Die Trennung wurde uns nicht leicht, und man sah an den nächsten Tagen auf dem Gefängnishof Gruppen und einzelne Paare stundenlang in endlose Gespräche vertieft umherwandeln. Es waren meist Menschen, die sich in der Freiheit nicht gekannt, die erst im Moskauer Deportationsgefängnis oder während der Reise einander kennen gelernt hatten. Abgesehen von den intimeren Banden, die sich zwischen einzelnen geknüpft hatten, waren wir alle während unserem halbjährigen Beisammensein uns gegenseitig nähergetreten. Natürlich faßte man angesichts der Trennung aufrichtige Beschlüsse, die gegenseitigen Beziehungen aufrecht zu erhalten, einander nicht zu vergessen, was auch kommen möge. Leider sind die äußeren Umstände nur zu oft mächtiger als Entschlüsse und selbst Herzenswünsche. Nach einigen Jahren, oft Tausende Werst von einander getrennt, in bezug auf unsere Korrespondenz allen möglichen Beschränkungen unterworfen, mußten wir die Freunde aus den Augen verlieren und allmählich vergessen. Mit wievielen der neuen Kameraden habe ich die Hoffnung geteilt, daß wir uns noch einmal begegnen. Jetzt sind neunzehn Jahre verstrichen, und ich habe nur einen von ihnen gesehen.

Über das Schicksal unserer „Administrativen" erfuhren wir später folgendes: Als das Gros unserer „Partie" fort war, erklärten die Beamten, daß, entgegen dem ausdrücklichen Versprechen des Gouverneurs, das Gesuch, den Transport per Schiff zu bewerkstelligen, nicht berücksichtigt werden könne; da unsere Genossen sich weigerten, freiwillig auf dem Etappenweg sich befördern zu lassen, wurden sie mit Gewalt von Soldaten aus den Gefängnissen gezerrt und auf die Wagen gepackt, wobei es zu Raufereien kam, die jedoch glücklicherweise keine tragischen Folgen hatten. Man hatte uns also belogen, weil man nicht wagte, Gewalt anzuwenden, solange wir alle beisammen waren.

Wir waren jetzt fünfundzwanzig Personen, die den Weg nach Nordosten zu nehmen hatten: vier zu Zwangsarbeit Verurteilte, Tschuikoff, Spandoni, Marie Kaljuschnaja und ich; vier zu

Verbannung Verurteilte, Wassiljeff, Daschkjewitsch und die Frauen Tschemodanoff und Tschulejnikoff; die übrigen waren „administrativ Verschickte", die zum Teile nach dem Norden des Gouvernement Tobolsk, zum Teile nach Ostsibirien bestimmt waren. Zu den letzteren zählte neben Rubinok und Maljewanny unser „Obmann" Lasareff, der sein Amt nach wie vor ausübte, da unsere Wirtschaftsorganisation die gleiche blieb.

Von Tjumen aus hatten wir uns per Schiff nach der Stadt Tomsk zu begeben. Unsere Route war also: die Tura, an deren Ufern Tjumen liegt, entlang bis zu ihrer Mündung in den Tobol, diesen entlang bis zum Irtysch, diesen bis zum Obi, dann stromaufwärts bis an den Tomi, an dessen Ufern die Stadt Tomsk liegt. Wir hatten also eine Stromfahrt von ungefähr dreitausend Werst vor uns, die mindestens fünfzehn Tage dauern sollte. Abermals wurden wir, wie auf der Wolga, in den beiden Kajüten einer Sträflingsbarke untergebracht, und ein Dampfer nahm unseren schwimmenden Kerker ins Schlepptau. Diese Stromfahrt hatte wenig Interessantes. Obwohl es bereits im Juni war, zeigten sich hier noch kaum Zeichen des Frühlings. Stellenweise begegneten uns noch vereinzelte Schollen Treibeis, die Nächte waren recht kalt, und auch am Tage wärmte die Sonne nicht besonders. Die Ströme waren infolge des Hochwassers gewaltig angeschwollen, und oft konnten wir ringsum keine Ufer entdecken. Alles schien abgestorben, öde, und auf gewaltige Entfernungen bemerkte man oft nicht die geringsten Spuren des Vorhandenseins menschlicher Wesen. Die Todesstille, der Mangel jeglichen Lebens bei so vorgeschrittener Jahreszeit, die beständig, je weiter wir nach Norden kamen, zunehmende Kälte, alles das wirkte unheimlich, deprimierend auf das Gemüt.

„Und in diesen Urwäldern und der endlosen Tundra leben auch Menschen," dachte ich mit Grauen, und dann malte ich mir aus, daß ich selbst erst nach vielen, vielen Jahren, erst nachdem ich im Kerker meine Kräfte aufgerieben, das „Recht" erhalten würde, an einem ähnlichen, vielleicht noch öderen Orte zu leben, und dabei würde ich auch nicht die Freiheit genießen, die die unglückseligen Eingeborenen besitzen, die Samojeden und Ostjaken, die in diesen Urwäldern und endlosen Steppen umherschweifen. ... Unser Schiff legte einigemal während der Fahrt an, um Brennholz aufzunehmen oder an den Haltestellen, die hier eingerichtet sind. Dann

kamen wohl die Ostjaken an Bord. Auf ihren jämmerlichen aus Baumrinde gefertigten Booten, Jalik, kamen sie angerudert und boten Fische zum Tausche an. Geld schienen sie kaum zu kennen, denn auf die Frage nach dem Preise eines Fisches antworteten sie immer nur das eine Wort „Rup", was Rubel bedeuten sollte, nahmen dann aber seelenvergnügt mit einer Kupfermünze vorlieb; jedenfalls bereitete ihnen ein Stück Brot oder ein wenig Tabak viel mehr Freude. Die Leute machten einen überaus kläglichen Eindruck und wurden von unseren Schiffern und Soldaten mit der größten Verachtung behandelt; sie wurden mit „Wanjka"* angeredet und ließen es sich ruhig gefallen. Zuweilen sahen wir in der Ferne ihre Hütten, Jurten, kegelförmige Zelte, deren Gerippe aus Ästen besteht und die Wände aus Birkenrinde oder Renntierfellen.

Außer der Gouvernementstadt Tobolsk, an der Mündung des Tobol in den gewaltigen Irtysch, passierten wir auf der ganzen Strecke von einigen tausend Werst nur noch zwei bewohnte Orte, die den Namen „Stadt" trugen, Surgut und Narym. Hier und in dem an der Nordgrenze des Festlandes gelegenen Beresow sollten einige der „Administrativen" ihren Wohnsitz nehmen. In Tobolsk trennten wir uns von ihnen. Man kann sich ungefähr vorstellen, welche Lebensbedingungen in diesen Deportationsorten gegeben sind. Eine derartige „Stadt" besteht aus einigen Dutzend Holzhütten, in denen die Bewohner, gewöhnlich Mischlinge von Russen und Eingeborenen, kampieren. Diese Leute schlagen sich kümmerlich durch, nähren sich nahezu ausschließlich von Fischen. Ein Kulturmensch muß unter solchen Umständen sich hier unsäglich unglücklich fühlen. Und hierher nun schickt die russische Regierung selbst Minorenne! Ich kannte ein junges Mädchen, das im Alter von siebzehn Jahren nach Beresow verbannt wurde und zwölf Jahre lang dort ausharren mußte! Zum Glück waren unter uns keine Frauen, die nach diesen Einöden verbannt waren.

Auch als wir den Obi hinauffuhren, änderte sich das Bild kaum — fortwährend dieselbe trostlose Wüste.

Auf unserer Barke ging es jetzt still und einförmig zu. Unser Häuflein war stark zusammengeschmolzen, unser Liederchor war nicht mehr beisammen. Langsam schleppten wir uns bis Tomsk.

---

* Eigentlich „Hänsel"; oft gebraucht in der schmeichelhaften Bedeutung „Dummer Hans". Der Übersetzer.

Die Stadt, die zu den belebteſten in Sibirien zählt, beherbergte damals nur wenige politiſche Verbannte. Zwei von ihnen kamen ſofort bei unſerer Landung auf die Barke; ſie brannten vor Neugierde, uns kennen zu lernen, Neues aus der Heimat zu erfahren. Unerwarteterweiſe fanden ſie Bekannte unter uns. Eine Dame hatte ich vor ſechs Jahren gekannt; ſie ſtarrte mich an und wollte nicht glauben, daß der geſchorene Sträfling derſelbe Menſch ſei, den ſie unter durchaus anderen Umſtänden einſt geſehen. „Nein, Sie ſind nicht mehr derſelbe, Sie ſind ſo ganz anders," wiederholte ſie ſinnend.

Die örtliche Gefängnisbehörde nahm uns auf der Barke in Empfang, wobei unſere Identität ſorgfältig durch Vergleiche mit der Photographie im „Begleitſchein" feſtgeſtellt wurde. Dann wanderten wir durch die Stadt nach dem Gefängnis. Unterwegs durchbrachen plötzlich zwei junge, faſt noch im Backfiſchalter ſtehende Mädchen die Kette des Convoi und ſtürzten auf uns zu. Die überrumpelten Soldaten wollten die Eindringlinge entfernen, aber das war nicht ſo einfach. Flink wie Eichhörnchen liefen die beiden durch unſere Reihen, ſtellten ſich uns als die Schweſtern P., adminiſtrativ Verbannte, vor, gaben uns in aller Eile einen Kuß und ließen ſich durchaus nicht durch die Rufe des Offiziers und der Soldaten abhalten. Erſt als ſie ihr Ziel erreicht hatten, verließen ſie den Kreis, gingen neben unſerer „Partie" her und gaben uns das Geleit bis an die Kerkertür.

Wir blieben gegen acht Tage in Tomsk. Während dieſer Zeit lernten wir alle Verbannten kennen, da ſie uns im Gefängnis beſuchen durften. — Das Depotgefängnis, in dem wir untergebracht wurden, beſtand hier aus einer Anzahl Holzbauten und einigen proviſoriſchen Baracken. Alle Räume waren überfüllt, denn hier befanden ſich gegen tauſend Gefangene der verſchiedenſten Kategorien, meiſt Kriminalverbrecher, jung und alt durcheinander; den ganzen Tag waren ſie ebenſo wie wir Staatsverbrecher in dem geräumigen Hofe, da man uns hier ziemlich frei gewähren ließ. Bis Tomsk waren wir vollſtändig iſoliert von den Kriminalverbrechern, von hier aus fand der Transport gemeinſam ſtatt, und ich lernte jetzt auch die Verbrecherwelt aus eigener Anſchauung kennen.

Eines Tages, als ich auf dem Hofe herumſchlenderte, ſprach mich einer dieſer Verbrecher an. Es war ein kräftiger Mann, rothaarig, mit ſcharf gezeichneten Geſichtszügen, einige dreißig Jahre alt. Er

war nach Sträflingsbegriffen geckenhaft gekleidet: unter dem grauen Kittel, den er über die Achsel geworfen trug, sah man ein weißes Leinenhemd, das am Halse mit einem bunten Bande zusammengehalten wurde; um die Hüfte hatte er eine Schärpe aus buntem Stoff geschlungen, und an dieser Schärpe waren die Fußketten derart künstlich befestigt, daß sie beim Gehen nicht das geringste Geräusch verursachten; die Schutzleder unter den Ringen an den Füßen waren ebenfalls kunstvoll verknüpft, so daß man sie für Stiefelschäfte halten konnte; eine Mütze ohne Schirm war kokett auf die Seite geschoben und der emporgezwirbelte Schnurrbart vervollständigte die eigenartige Eleganz; man hatte einen Repräsentanten der Aristokratie der Verbrecherwelt vor sich.

„Wieviel Jahre haben Sie?" fragte er, nachdem er höflich gegrüßt hatte.

Als ich geantwortet, fragte er weiter: „Und Sie wollen bleiben?"

„Dagegen ist wohl kaum etwas zu machen!"

„Das kommt darauf an! Wenn Sie wollen, machen wir einen ‚Schub'".*

Ich wußte, was er meinte. Auf diese Weise hatten im Jahre 1879 einige politische Verbannte — Wladimir Debogory-Mokriewitsch, Paul Orloff und W. Izbitzky — mit Kriminalverbrechern die Rollen

* Einen „Schub" machen bedeutet bei den Verbrechern folgendes: Ein schwerer Verbrecher, der zu Zwangsarbeit verurteilt ist, tauscht mit einem anderen zu Deportation verurteilten Gefangenen, das heißt sie tauschen ihre Namen. Die minder schwer Bestraften gehen einen derartigen Tausch ein gegen eine lächerlich geringe Entschädigung; sie nehmen die schwere Strafe auf sich, während der, mit dem sie tauschen, als Deportierter gilt. Bei der ersten Station natürlich, von wo aus die Deportierten nach den ihnen angewiesenen Wohnorten verteilt werden, flüchtet der Betreffende, um in Sibirien umherzustreifen und, wenn es gelingt, nach dem europäischen Rußland zu gelangen. Der andere dagegen, der den Tausch vorgenommen, erklärt nach einiger Zeit der Behörde, daß sein Name anders sei, daß er da und da mit dem und dem getauscht habe. Die Sache wird untersucht, der Schuldige bekommt hundert Peitschenhiebe und vier Jahre Zwangsarbeit zudiktiert. Es sind gewöhnlich die unglücklichsten, dem Trunk ergebenen, vollständig verkommene Subjekte, die derartige „Tauschgeschäfte" machen; sie bekommen dafür eine Bagatelle, einige Rubel höchstens. Die Hauptmacher, die Führer der Artels wachen darüber, daß ein Gefangener, der einmal in einen solchen Tausch eingewilligt, auch seiner Verpflichtung nachkommt; wagt er einen Verrat, dann wird er einfach umgebracht.

getauſcht und waren geflüchtet. Sobald das aber bekannt geworden war, hatten die Behörden Vorſichtsmaßregeln getroffen: die Papiere der politiſchen Sträflinge wurden mit Photographien der Inhaber verſehen, ſie bekamen einen beſonderen Convoi, der ſie von einem Orte zum anderen zu ſchaffen hatte, daher war jeder von uns gleichſam perſönlich der Obhut eines Soldaten anvertraut. Als ich dem Manne das auseinanderſetzte, war er durchaus nicht abgeſchreckt.

„Unſinn! Das machen wir trotz all dieſes Firlefanzes!“

Ich wußte bereits aus Büchern und Erzählungen der Genoſſen, daß unter den Sträflingen in Sibirien eine ganz beſondere Organiſation beſteht. Das Prinzip dieſer Organiſation iſt ſozuſagen olygarchiſch. Eine kleine Anzahl hervorragender, energiſcher Strolche, die „Iwans“ genannt werden, beherrſcht die Maſſe; ſie entſcheiden alle Angelegenheiten der „Partie“ im Gefängnis und wegen des Transports, führen das Regiment, unbekümmert um die Gefängnisbehörde, und die Maſſe gehorcht dieſen Uſurpatoren in ſklaviſcher Unterwürfigkeit, ſelbſt wenn ihre Befehle noch ſo grauſam und ungerecht ſind. Ich merkte bald, daß ich einen derartigen Olygarchen vor mir hatte.

„Es dürfte doch nicht ſo leicht ſein,“ meinte ich; in der Tat erſchien mir eine Überwindung der Hinderniſſe unmöglich.

„Sehen Sie jenen Brunnen?“ fragte mich der „Iwan“. „Nun, in dieſem Brunnen findet man alle Jahre ein paar Leichen. Wir machen einen ‚Schub‘, Sie tauſchen mit einem anderen, das Opfer verſchwindet dort.... Haben Sie verſtanden?“

Ich konnte nicht begreifen, was er meinte. Als er mir ſeinen Plan auseinandergeſetzt hatte, erfaßte mich Entſetzen. Es handelte ſich darum: Ich hätte den Tauſch vornehmen müſſen, ehe noch die Wächter uns „Politiſche“ perſönlich kennen lernten; derjenige, mit dem ich tauſchen ſollte, mußte mir ungefähr ähnlich ſehen. Allerdings wurde bei der Abſendung der „Politiſchen“ die Identität der Perſonen feſtgeſtellt, aber dann ſollte einfach Deutſch fehlen. Zu dieſem Zweck wollte der „Iwan“ ſeinen Kameraden, der meinen Namen tragen ſollte, ermorden und die Leiche in den Brunnen werfen. Man hätte alſo mich nicht gefunden und hätte angenommen, daß ich mir das Leben genommen oder ermordet worden ſei, während ich in Wirklichkeit an Stelle des Ermordeten als Kriminalgefangener in die Verbannung gegangen wäre, um dann, was für

diese Kategorie Verbannter nicht besonders schwer ist, zu flüchten. Für dieses Verbrechen forderte der Mann eine Bagatelle — zwanzig oder dreißig Rubel —, wobei er den Sündenlohn mit einer Anzahl Komplizen hätte teilen müssen. Er setzte mir auseinander, daß unter den Kriminalverbrechern derartige abenteuerliche und verbrecherische Dinge durchaus nichts Ungewöhnliches seien, und daß sie meistens gelingen.

Ich kam aus dem Staunen nicht heraus, während ich dem Manne zuhörte. Er behandelte die Angelegenheit mit Ruhe und Gelassenheit, als ob es sich um das harmloseste Geschäft von der Welt handelte und nicht um den Mord eines Menschen, der noch dazu sein Leidensgefährte war. Natürlich wies ich das Ansinnen zurück, was er wiederum unbegreiflich fand. Später, als ich das Milieu genauer kennen lernte, sah ich ein, daß der Vorschlag durchaus den Sitten und der Denkweise der Verbrecher entsprach und durchaus nichts Abnormes war.

Wie bemerkt, sollten wir von Tomsk ab gemeinsam mit den Kriminalverbrechern transportiert werden. Man kann sich hiernach ausmalen, was das für uns zu bedeuten hatte.

In Tomsk wurden noch einige unserer Kameraden von uns getrennt, und wir blieben unserer vierzehn, die nach Ostsibirien bestimmt waren, darunter drei Damen: Marie Kaljuschnaja, Barbara Tschulejnikowa und Ljubow Tschemodanowa. Diese wollte man von uns trennen und mit einer Partie verheirateter Sträflinge weitertransportieren. Da wir aber von erfahrenen Leuten wußten, daß ein derartiger Transport inmitten der zügellosen Bande der Verbrecher mit unendlichen Widerwärtigkeiten und Leiden für die Frauen verbunden war, wandten wir uns auf Anraten des Gouverneurs mit einem Gesuch an die Hauptgefängnisverwaltung in Petersburg und erreichten so, daß unsere Genossinnen in unserer Mitte bleiben durften.

XVIII

Auf dem Etappenwege.
Ein täppischer Offizier. — Menschenjagd.

In jener Zeit begannen die eigentlichen Beschwerlichkeiten der Reise für die politischen Verbannten erst in Tomsk. Für die Reise von Moskau bis Tomsk — über 5000 Werst — kamen halbwegs europäische Beförderungsmittel in Betracht, von dieser Stadt an aber begann die „Etappenbeförderung", das heißt die Fußwanderung von einer Station zur anderen. In der glühenden Sommerhitze, bei furchtbarer sibirischer Kälte, bei Sturm und Wetter, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der Straßen, brachen regelmäßig an bestimmten Tagen der Woche „Partien" von einigen hundert Personen von Tomsk nach dem Osten auf, stets wechselweise die eine nur aus Männern, die andere aus Familien, Männern, Frauen und Kindern, bestehend. Täglich wurde eine Etappe zurückgelegt, das heißt eine Strecke von 25 bis 30 Werst, und jeden dritten Tag wurde gerastet. Bei dieser schildkrötenmäßigen Fortbewegung, im Durchschnitt noch keine 20 Werst pro Tag, dauerte die Wanderung für manchen viele Wochen, ja Monate unter den furchtbarsten Lebensbedingungen.

In dumpfen Kammern, deren Luft mit allen erdenklichen Miasmen geschwängert war, auf Pritschen, die in zwei Reihen übereinander angebracht waren, und auf der kahlen Diele lagen die Sträflinge Mann an Mann gedrängt, Opfer von Miriaden von Parasiten. An Schlaf war für die meisten nicht zu denken bis in die halbe Nacht hinein, und am frühen Morgen wurden sie hinausgetrieben, um die Wanderung anzutreten. Lange vor Sonnenaufgang standen die Kriminalsträflinge bereits in Reih und Glied im Hofe und warteten in der Kälte; dann wurde die Musterung vorgenommen, und endlich kam das Signal zum Abmarsch. An der Spitze marschierten schnellen Schrittes die alten, mit allen Hunden gehetzten Strolche, die „Iwans". Die meisten von ihnen hatten den Weg bereits mehrmals zurückgelegt und kannten jeden Bach und jeden Strauch am Wege. Sie marschierten in geschlossenen

Reihen in raſchem Tempo und machten leicht und bequem ihre ſechs bis ſieben Werſt pro Stunde. Hinter ihnen ſchleppten ſich mit Mühe und Not die übrigen Kriminalgefangenen in regelloſen Haufen, auf große Strecken verteilt, dann kamen einige Fuhrwerke mit Kranken und Maroden und mit der Bagage, ſchließlich in der Nachhut kamen wir, die Politiſchen, je zwei bis drei Mann auf einem einſpännigen Karren unter der Obhut eines ſpeziellen Convois.

Dieſe ſonderbare Prozeſſion verteilte ſich längs des Weges auf mindeſtens einen Kilometer und erzeugte einen furchtbaren Staub, von dem die Nachhut am meiſten zu leiden hatte. Dazu kam noch eine beſondere Qual — die ſibiriſche Muſchka.* Ganze Wolken dieſer furchtbaren kleinen Weſen begleiteten uns; ſie ſaugten ſich nicht nur an Geſicht und Händen feſt, drangen in Mund, Naſe, Ohren und Augen, ſondern ſie ſchlüpften auch unter die Kleider und verurſachten ſchmerzhaftes Jucken. Den einzigen, allerdings unzureichenden Schutz boten Netze aus Roßhaar, die wir vorſorglich angeſchafft hatten.

Nach den erſten zwölf bis fünfzehn Kilometern wurde an einer Quelle, an einem Bache oder auf einer Waldwieſe geraſtet. Hier nahmen die Kriminalgefangenen ihr Frühſtück, denn vor dem Abmarſche wurde nichts gegeſſen. Dieſes Frühſtück beſtand für die meiſten aus einem Stück trockenen Brotes, und auch das hatten nicht alle. Die Verpflegung iſt wie folgt geregelt: die Gefangenen erhalten pro Mann und Tag fünf bis zwölf Kopeken, je nach der Gegend und nach den Fruchtpreiſen, die von dem Ernteausfall abhängen; die „Privilegierten" erhalten etwas mehr, denn ſelbſt hier werden noch Standesunterſchiede gemacht. Dieſes Koſtgeld reichte nur im günſtigſten Falle, um den Hunger zu ſtillen; man konnte zur Not den Bedarf an Brot, Tee und etwas Gemüſe davon decken. Nun iſt aber das Haſardſpiel eine ſo tief eingeriſſene Leidenſchaft der Kriminalverbrecher, daß ſie den letzten Groſchen daran ſetzten, und wer dann verſpielt hatte, der hungerte. Die einzige Rettung für die Unglücklichen war alsdann der Bettel. Wenn wir ein Dorf paſſierten, gingen ſtets einige abgeriſſene, heruntergekommene Gefangene unter Begleitung der Soldaten betteln. Sie ſtellten ſich vor den Hütten auf, ſtimmten ein Jammerlied an, und die ſibiriſchen Frauen warfen dann regel-

* Eine Art Moskitos.

mäßig einige Brotschnitte aus dem Fenster. Auch Reisende, die uns begegneten, warfen den Gefangenen ein Almosen zu. Diese Gaben wurden unter die ganze Partie verteilt, da auch die Kriminalgefangenen ein „Artel“ (Wirtschaftsgenossenschaft) bilden.

Nach der Rast brach die Partie in der gleichen Marschordnung wieder auf und suchte die Etappe vor Beginn der Mittaghitze zu erreichen. An dem Etappengebäude angelangt, drängten die Leute sich an dem Tore zusammen und stürzten in dem Augenblick, wo das Tor von innen geöffnet wurde, in rasender Hast vorwärts; es galt dem Kampf um die besten Lagerplätze, und rücksichtslos wurden die Schwachen von den Starken niedergetreten und beiseite gestoßen. Beim Anblick dieses tollen Wettlaufs und Kampfes einiger hundert Menschen auf dem engen Hofe hatten wir in der ersten Zeit den Eindruck, daß sie sich gegenseitig umbringen möchten, doch lief in der Regel die tolle Jagd, abgesehen von Püffen, Stößen, Flüchen und Schimpfen, ohne ernstliche Zwischenfälle ab. Natürlich hatten auch hier die geriebenen Strolche, die „Iwans“, stets das Übergewicht; sie sicherten sich die besten Plätze auf den Pritschen, während die Alten, Schwachen, Gebrechlichen mit den schlechtesten Winkeln vorlieb nehmen mußten. Das Gedränge, der Gestank, Schmutz und Radau in diesen Gefängnissen machten sie zu einer wahren Hölle.

Die Etappengebäude waren größtenteils halbverfallene, einstöckige Blockhäuser aus ungezimmerten Holzstämmen; durch Gänge wurden sie in zwei, drei und vier Kammern geteilt. Neben dem Gefängnis befand sich ein Haus, das der Offizier bewohnte, und ein zweites für die Soldaten. Rings um die Gebäude war ein Zaun aus nebeneinander eingerammten fünf bis sechs Meter hohen Pfählen errichtet, die am oberen Ende zugespitzt waren. Es bestehen zweierlei Etappengebäude: die einen, wo die Gefangenen nur eine Nacht zuzubringen haben, sind kleiner, die anderen, wo die Rasttage zugebracht werden und ein Offizier seine ständige Wohnung hat, größer.

Nachdem die Platzfrage gelöst war, begaben sich die Gefangenen in den Hof. Hier hatten dann gewöhnlich Hökerinnen ihren Kram ausgebreitet, und es wurde regelrechter Markt abgehalten. Natürlich waren die Sträflinge stets bereit, die Frauen zu betrügen und zu bestehlen, und diese erhoben dann ein lautes Lamento; da aber die Sträflinge in diesen Dingen zusammenhalten wie ein Mann, so

kam bei allen Untersuchungen nie etwas zugunsten der Geschädigten heraus. Auf dem Hofe wurde auch gekocht und gewaschen. Es wurde zu diesem Zwecke einfach inmitten des Hofes ein Holzfeuer angezündet, und niemand dachte der Gefahr, obwohl ringsherum Holzgebäude und Zäune standen.

Wir, die Politischen, bekamen eine besondere Kammer zugewiesen; unsere erste Arbeit war dann stets, mit Tüchern und Bettlaken einen Teil des Raumes für unsere drei Damen abzusondern. Die Lage der armen Frauen, die auf diese Weise in nächster Nähe von uns Männern kampieren mußten, wobei noch sehr oft in unserer Abteilung Soldaten untergebracht wurden, war in vielen Beziehungen sehr ungemütlich. Natürlich taten wir unser möglichstes, um ihnen jede Unannehmlichkeit, soweit es an uns lag, zu ersparen.

Für einige von uns bestand eine der größten Beschwerden der langen Wanderung in dem frühzeitigen Aufstehen; wir bedurften vor allem des Schlafes und konnten nicht früh genug zur Ruhe kommen. Da nun die Kriminalsträflinge je früher desto lieber aufbrachen, kam es zu Konflikten. Wir verhandelten in der Regel am Vorabend mit dem Offizier sowohl als mit dem Obmann der Sträflinge und setzten den Aufbruch auf sechs Uhr morgens fest. Einmal jedoch kam es aus diesem Anlaß zu einem ernstlichen Konflikt.

Wir benutzten den Hof gewöhnlich erst dann, wenn die Kriminalsträflinge eingeschlossen waren, weil bis zu dieser Zeit kein Raum für uns war; erst gegen Abend also konnten wir etwas Luft schöpfen. Eines Abends nun, als einige von uns draußen waren, kam der Offizier und wies sie in die Kammer. Wir waren höchst erstaunt ob dieser unnötigen Schikane und fragten, was das zu bedeuten habe.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst lasse ich Sie morgen früh um vier Uhr abmarschieren," drohte der Offizier.

„Aber Sie haben doch eben zugestimmt, daß wir um sechs Uhr aufbrechen!" entgegneten wir.

„Jetzt befehle ich, daß um vier Uhr aufgebrochen wird."

„Nun, es bleibt dabei, wir gehen vor sechs Uhr nicht weiter."

„Wollen mal sehen!"

Damit ging er, der Konflikt war fertig. Wir faßten sofort einstimmig den Beschluß, dem Eigensinn des Offiziers nicht zu weichen.

Am nächsten Morgen war es noch finster, als die Wache uns weckte und erklärte, der Offizier habe Befehl gegeben, daß wir uns rüsten. Wir achteten nicht darauf. Unterdessen waren die Kriminalsträflinge bereits in den Hof gekommen und standen marschbereit. Um vier Uhr kam der Feldwebel und wiederholte den Befehl. Einige von uns kleideten sich denn auch an, andere blieben auf den Pritschen liegen. Die Kriminalsträflinge fingen unterdessen an zu murren, weil sie so lange in der Morgenkälte frieren mußten, sie fluchten, drohten und randalierten vor unseren Fenstern. Jetzt erschien der Offizier in Begleitung einiger Soldaten und wiederholte seinen Befehl zum Aufbruch. Wir rührten uns nicht. Er rief seinen Leuten zu:

„Treibt sie mit den Kolben heraus!"

Es wäre unfehlbar zu einem ernsten Auftritt gekommen, wenn die Soldaten sofort angegriffen hätten, denn wir waren bereit, uns zur Wehr zu setzen. Zum Glück zögerten die Soldaten einen Moment, und das rettete uns.

„Was tun Sie!" riefen einige von uns, „wollen Sie es zum Blutvergießen kommen lassen? Das dürfte Ihnen schlecht bekommen; Sie haben Ihr Versprechen gebrochen, und wir sind nicht verpflichtet, so früh zu marschieren; in der Instruktion steht nur, daß die Partie vor Sonnenuntergang am Orte einzutreffen hat."

In diesem Augenblick stürzte der Feldwebel herein.

„Kapitän, die Gefangenen revoltieren, die Sträflinge wollen hier einbrechen!"

„Laßt nur uns da herein, wir werden ihnen schon Beine machen," riefen die Sträflinge.

„Da haben Sie es! Sie haben jetzt die Leute gegen uns gehetzt, Sie tragen die Schuld!" riefen wir dem Offizier zu.

Der Mann verlor den Kopf, seine selbstbewußte Haltung war auf einmal fort, und statt zu befehlen, suchte er jetzt Rat bei uns.

„Um Gottes Willen, was soll ich tun?"

Wir gaben ihm den Rat, die Sträflinge unter dem Kommando des Feldwebels vorauszuschicken.

„Um sechs Uhr werden wir bereit sein und die Partie einholen. Früher gehen wir nicht."

Gedemütigt zog er ab und tat, was wir sagten. Wir tranken in Ruhe unseren Tee und waren bald bereit. Von Zeit zu Zeit erschien der Bursche des Offiziers und fragte, ob wir aufbrechen

wollten; wir sahen nach der Uhr und antworteten jedesmal, daß noch so und so viel Minuten bis sechs Uhr fehlen. Genau zur festgesetzten Stunde brachen wir dann auf und holten die „Partie" ein.

Von da an hatten wir die Sympathie und die Achtung der meisten Sträflinge erworben. Unsere Entschlossenheit und Standhaftigkeit gefiel und imponierte ihnen; sie waren erstaunt, daß ein Häuflein von vierzehn Menschen sich nicht von dem Offizier ins Bockshorn jagen ließ, obwohl dieser an hundert Soldaten und ihren eigenen Haufen, 350 Mann, gegen uns zur Verfügung hatte. Es bildeten sich friedliche Beziehungen zwischen beiden Lagern, und wir kamen bis zuletzt ohne Streit aus.

Nun einer der Sträflinge grollte uns noch lange Zeit und erwies uns seine Mißachtung, wo er konnte. Es war ein alter Strolch, der schon wiederholt geflüchtet war und jetzt als Sträfling „unbekannter Herkunft" abermals in die Verbannung ging. Er stammte offenbar aus dem Arbeiterstande, zeichnete sich durch scharfen Verstand aus und hatte erstaunlich viel gelesen. Das Lesen schien seine Hauptleidenschaft zu sein. Doch waren ihm stets nur die Bücher unserer Reaktionäre in die Hände gekommen, des Fürsten Meschtscherski, Katkoff usw., und seine Anschauungen waren dementsprechend; besonders über die Politik im allgemeinen und über die Sozialisten im besonderen hatte er sich eine recht sonderbare Meinung gebildet. Er war aufrichtig überzeugt, daß die Revolutionäre Alexander II. nur deshalb getötet hätten, weil der Zar die Bauern aus der Sklaverei befreit habe. Er sagte uns in Gegenwart der anderen Sträflinge ins Gesicht, daß wir entweder unzufriedene Adelige seien oder von diesen bestochene Lumpen. Einige von uns ließen sich dann in Debatten mit ihm ein und suchten ihn zu überzeugen. Allmählich fanden unsere Argumente Eingang bei ihm, er bat uns um Bücher und suchte unsere Gesellschaft. Auch ich habe oft mit ihm geplaudert, suchte seine Vergangenheit kennen zu lernen und sein Treiben in der Zeit des Vagabundenlebens. Doch gelang es mir nie zu erfahren, wer er eigentlich sei, wie er in Wirklichkeit heiße und woher er stamme, er blieb einfach der „Iwan unbekannter Herkunft", wie er auch in den Urkunden genannt wurde; über sein Vagabundenleben dagegen erzählte er oft und gern. Ich fragte ihn gelegentlich, wie er es anstelle, im europäischen Rußland sich durchzuschlagen, wenn er aus Sibirien geflüchtet war.

„Ja, was ist denn dabei?“ meinte er. „Die Hauptsache ist, erst einmal den Ural im Rücken zu haben, dann setzt man sich auf die Eisenbahn oder auf das Dampfschiff und bleibt, wo es einem beliebt. So komme ich nach Charkow, nach Kiew, nach Odessa oder nach Rostow, miete mir ein Zimmer und lebe in aller Ruhe; gekleidet bin ich stets sehr anständig, mein Paß ist in bester Ordnung — den machen wir selbst! — und so kümmert sich niemand um mich. Vor allem abonniere ich Bücher in irgend einer Leihbibliothek — ich habe die schönsten Sachen gelesen: Gaboriau, Paul de Kock, Alexander Dumas usw. Zu Mittag esse ich im Restaurant, am Abend gehe ich oft ins Theater.“

„Alles sehr schön, aber wo nehmen Sie die Mittel her, um so zu leben?“ fragte ich erstaunt; von Arbeit und Erwerb war nämlich nicht die Rede, man hätte annehmen können, daß der Mann von seinen Renten lebt.

„Die Mittel? Na, ich nehme, was zu nehmen ist?“

„Erzählen Sie doch, bitte, wie Sie das anstellen?“

Jetzt entwickelte er seine Praxis:

„Vor allen Dingen heißt es hier ‚selbst ist der Mann‘; auf Kompaniegeschäfte lasse ich mich nicht ein: es sind gefährliche Brüder, die Spitzbuben, wissen Sie, bei der ersten Gelegenheit riskiert man, umgebracht oder verraten zu werden. Ich ‚arbeite‘ also auf eigene Faust.“

Dann erzählte er, wie er „arbeitet“; Diebstähle, Einbrüche, je nach Bedarf. „Zuweilen geht's schief, sie fassen einen, das Gericht schickt mich als Vagabund ‚unbekannter Herkunft‘ nach Sibirien, und ich mache mich wieder auf den Weg. So werde ich wohl mein Leben lang hin und her pendeln zwischen Asien und Europa!“ schloß er in aller Seelenruhe.

Aus den Erzählungen dieses Mannes und anderer Verbrecher erfuhr ich, wie erstaunlich groß die Zahl der Vagabunden bei uns ist. Meistens rekrutieren sie sich aus der Kategorie der minder schweren Verbrecher, die zu Deportation verurteilt worden sind; doch gibt es auch solche unter ihnen, die zu Zwangsarbeit verurteilt waren, aber dann in der erwähnten Weise „getauscht“ haben. Sobald die Frühlingssonne scheint, bleibt kaum einer dieser Leute am Verbannungsorte; fast alle ziehen sie los nach dem europäischen Rußland. Gewöhnlich wählen sie Seitenwege und nur ihnen bekannte Stege durch die „Taiga“, den Urwald; aber zuweilen ziehen sie ruhig die sogenannte „große Moskauer Landstraße“ entlang,

den einzigen Verkehrsweg, den es vor Erbauung der sibirischen Eisenbahn nach Ostsibirien gab. Auch wir begegneten auf dieser Straße sehr oft Vagabunden, die zu zweit oder in ganzen Haufen dahinzogen. Im Sträflingsanzug, mit etwas Gepäck und einem kleinen Kessel auf dem Rücken kamen sie daher, stets am Waldrande, um nötigenfalls spurlos zu verschwinden. Beim Anblick unserer „Partie" blieben sie wohl stehen und plauderten mit den Sträflingen, unter denen sie oft Bekannte haben. Die Soldaten und Offiziere schienen sie nicht weiter zu genieren.

„Wohin des Weges?" fragte zuweilen der Offizier, wenn die Vagabunden die Mütze in der Hand ihn grüßten.

„Euer Gnaden wissen schon, wir suchen Staatsversorgung!" antworteten sie in aller Gemütlichkeit.

„Macht daß ihr fortkommt, in Gottes Namen!" lachte der Offizier und erzählte uns dann wohl, daß er diese Leute vor wenigen Monaten nach dem Osten in die Verbannung transportiert habe.

„Staatsversorgung" war die Bezeichnung für Gefängnis, und in der Tat fanden die meisten dieser Vagabunden den Weg dorthin schon in ganz kurzer Zeit; bis zum Herbst blieben nur wenige in Freiheit. Unterwegs bettelten sie sich durch. Aus religiösem Pflichtgefühl, das Mildtätigkeit gebietet, wie auch aus Furcht, die Vagabunden könnten, wenn sie abgewiesen werden, Rache nehmen, spendet die sibirische Bevölkerung im weitesten Maße diesen Leuten Almosen. An vielen Orten bestand damals noch die Sitte, über Nacht auf dem äußeren Fensterbrett Lebensmittel für diese Wanderer stehen zu lassen: eine Schale mit gestockter Milch, ein Stück Brot, einen Quarkfladen. Auch ließ man, damit die Vagabunden ein Unterkommen finden, wohl die Tür des Dampfbades offen, das in den meisten Bauernhöfen sich in einer kleinen, abseits vom Hause gelegenen Hütte befindet; in die Häuser gewährte man ihnen jedoch nur ungern Zutritt, weil man sehr gerechtfertigtes Mißtrauen gegen sie hegte. Das erinnert mich an folgende Episode: Eines Tages erzählte mir auf dem Etappenwege einer der Sträflinge, er habe persönlich Tschernischewski gekannt.*

---

* Der berühmte Gelehrte und Dichter war bekanntlich 1862 ohne jede Schuld zu Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt worden. Erst nach sechzehn Jahren wurde ihm die Rückkehr nach Rußland gestattet, wo er sich erst in Astrachan, dann in Saratow niederließ und in letzterer Stadt starb.

Natürlich erregte er dadurch mein Interesse, und ich fragte ihn aus, wo und wie er mit dem großen Märtyrer zusammengekommen war. Er erzählte, daß er bereits einmal deportiert und in Wilujsk im Jakutenlande war, wo damals Tschernischewski, mit dem man ihn aus dem Gefängnis entlassen, interniert war. Der Mann wußte einzelnes darüber zu erzählen, wie es Tschernischewski in der Verbannung erging, und das genügte für mich, ihm freundlich entgegenzukommen. Mir schien, als ab dieser Sträfling, der einen der edelsten Männer Rußlands persönlich gekannt hatte, anders als die übrigen sein mußte. Als er erzählt hatte, was er von Tschernischewski wußte, fragte ich, wie er wieder in die „Partie" gekommen sei.

„Ich bekam das verfluchte Nest, Wilujsk, satt und ging mit anderen Vagabunden los," begann er. „Wir waren ein paar Tage unterwegs, als wir während einer Nacht in Sturm und Regen in ein Dorf kamen. Es goß in Strömen, und wir fanden nirgends ein Unterkommen, überall jagte man uns fort. In einer Hütte öffnete ein Greis; wir baten ihn, uns doch um Gottes Willen Quartier zu geben. — ‚Nun, werdet ihr auch uns alte Leute in Frieden lassen?' fragte er. ‚Wo denkt Ihr hin, Väterchen,' sagten wir, ‚habt Erbarmen!' Er ließ uns hinein; die Alte gab uns zu essen, und man ließ uns zu zweit auf den Ofen klettern. Die Alten schliefen ein. Nun, dann haben wir sie abgemurkst und mitgenommen, was wir brauchen konnten. Weit sind wir nicht gekommen: die Bauern sind uns nachgejagt und haben uns eingefangen. Dann die gewöhnliche Geschichte — Gericht, Katorga! Unterwegs habe ich ‚Schiebung' gemacht, und jetzt gehe ich in die Verbannung als ‚einer unbekannter Herkunft'."

Die sibirische Bevölkerung bleibt ihrerseits den Vagabunden nichts schuldig, nicht nur im Falle eines Verbrechens werden Treibjagden zum Einfangen der Schuldigen veranstaltet, sondern oft werden die Vagabunden ohne jede Ursache wie wilde Tiere niedergeschossen, um sie der Kleidung, der Stiefel, der Bettlerhabe zu berauben. Durchaus glaubwürdige Leute erzählten mir das Folgende als typisches Beispiel:

Ein Vagabund verdingt sich bei einem Bauern als Knecht für den Winter; mit Frühlingsanbruch nimmt er seinen Lohn für den ganzen Winter und zieht ab. Der Lohn für die harte Arbeit beträgt eine Lappalie, denn der Bauer beutet die Lage des armen

Strolches nach Kräften aus und zahlt für die schwerste Arbeit ein Bettelgeld; aber jetzt reuen ihn selbst die wenigen Groschen. Er spioniert, welche Richtung sein Knecht einschlägt, nimmt dann seine Flinte und geht jagen. Fast alle Sibirier sind leidenschaftliche Jäger und vorzügliche Schützen; sie wissen im Urwald ebenso Bescheid wie die Tiere, die hier hausen. Der Bauer findet also leicht die Spur seines Knechtes, holt ihn ein und schießt ihn rücklings nieder, um ihn zu berauben; die Leiche läßt er den Tieren zum Fraß. Sodann kehrt er von seinem „Jagdausflug" heim.

Während unserer Wanderung hörten wir beständig Erzählungen von häufigen Leichenfunden, von Verbrechen, die niemals entdeckt werden. Sibirien war eben damals noch ein ödes, wildes Land; Verkehrswege gab es nicht, die Verwaltung war vollständig in Händen der Polizei, und die Polizeiorgane waren von unten bis oben bestechlich. Was Wunder, wenn die haarsträubendsten Dinge hier geschehen konnten, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Ein Menschenleben wird im Reiche des Zaren überhaupt nicht hoch geschätzt, hier in Sibirien galt es — wie ich mich später oft überzeugen konnte — rein gar nichts. Selbst jetzt, wo in mancher Hinsicht der Fortschritt bedeutend ist, wo die Justizverwaltung (seit 1897) reformiert ist, ist es in dieser Beziehung noch nicht viel anders.

XIX

Der Urwald. — Gescheiterte Fluchtversuche. Die Bevölkerung längs der Landstraße. — Die Verbrecherwelt. Die Convoioffiziere.

Unsere Wanderung vollzog sich zum Teil während des sibirischen Sommers. Die Taiga, in der sich die Landstraße Tausende Werst lang hinzieht, prangte im herrlichsten Schmucke; der Wald weist hier unendliche Mannigfaltigkeit aller Baumarten auf, und unbeschreiblich ist das köstliche Aroma, das er ausströmt; zahllose Vögel tummelten sich in den Zweigen und erfüllten die Luft mit ihrem Gezwitscher. Nach dem langen Winterschlaf brauste das Leben um so gewaltiger, es war gleichsam ein Überströmen in der ganzen Natur. Überall trunkene und brausende Lebensfreude; nur wir Gefangenen bildeten eine schrille Dissonanz, indem wir einer traurigen Zukunft entgegengingen. Aber auch wir fühlten uns neubelebt. Die Wanderung in der frischen Luft wirkte wohltätig auf uns ein nach der langen Kerkerhaft. Manche, die Moskau krank und schwach verlassen hatten, kamen während des Transports zu Kräften.

Die „Moskauer Landstraße" war, wie gesagt, damals der einzige Verkehrsweg in Sibirien. Nichtsdestoweniger befand sie sich in unglaublich verwahrlostem Zustand. Die Straße ist nicht chaussiert, und während des Tauwetters im Frühjahr oder nach einem Regenguß im Sommer versinken die Wagen oft bis an die Achse. Längs dieser gewaltigen Straße befinden sich in Abständen von ungefähr fünfzehn bis zwanzig Werst Dörfer und auch einige Städte. Seitwärts von der Straße nach Süd und Nord sind menschliche Niederlassungen überhaupt nicht anzutreffen, der Urwald erstreckt sich hier auf Tausende von Werst, und nur hier und da durchstreifen ihn Nomaden, barbarische Hirten- und Jägerstämme.

Solange die „Partie" rastete oder auch während des Marsches verließen wir, die „Politischen", oft die Straße und begaben uns

unter Begleitung einer Wache in den Wald, pflückten Blumensträuße und Waldbeeren. Sonderbare Gefühle beschlichen uns dann: ein Dutzend Schritte abseits ins Dickicht, und man fühlte sich so frei! Aber da erinnerte das Rasseln der Ketten und der Anblick der Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett an die düstere Wirklichkeit, und bald riefen die Soldaten uns zurück, damit die „Partie" nicht warte.

Die Offiziere ließen derartige Spaziergänge ruhig zu, obwohl sie durch die Instruktion verboten waren. Anfangs wunderte mich das, aber bald sah ich ein, daß die Offiziere in der Tat überzeugt sein konnten, daß jeder Fluchtversuch unmöglich war. Einzelne Gefangene allerdings waren anderer Meinung. Freilich schien ja die Sache auf den ersten Blick so einfach; es mußte leicht sein, im Dickicht zu verschwinden und das Weite zu suchen; wer konnte den Flüchtling finden im unwegsamen Urwald? Doch haben nur sehr wenige einen solchen Versuch gewagt. Direkt während des Transportes ist nur ein einziger geflüchtet, Dzwonkiewitsch, der 1883 zu ewiger Zwangsarbeit verurteilt wurde. Er lief den Soldaten davon in den Wald, wurde aber eingeholt und furchtbar zugerichtet; wäre nicht der Offizier dazugekommen, die wütenden Leute hätten ihn auf der Stelle umgebracht. Halbtot wurde er nach Krasnojarsk ins Lazarett gebracht, und nur seiner starken Konstitution dankte er es, daß er die schweren Wunden überwand; aber die Spuren davon wird er sein Leben lang behalten. Dieser Vorgang ereignete sich genau ein Jahr vor unserem Eintreffen in Krasnojarsk.

Einige andere Fluchtversuche, wobei die Flüchtlinge aus dem Etappengefängnis ausbrachen, waren nicht minder erfolglos, wenn sie auch nicht so furchtbar endeten. Es ist eben zu bedenken, daß Sibirien ungemein spärlich bevölkert ist und daher jeder Mensch, der sich auf der einzigen Straße zeigt, alsbald die allgemeine Aufmerksamkeit erregen muß; wenn es sich um Staatsgefangene handelt, an deren Einfangen den Behörden gelegen ist, so gelingt es stets, solcher Flüchtlinge habhaft zu werden. Oftmals waren auch die Flüchtlinge gezwungen, sich selbst zu stellen, sie kannten die Wege durch den Urwald nicht, irrten umher und waren froh, wenn sie halb verschmachtet die Landstraße zufällig fanden und das nächste Dorf aufsuchen konnten. Die Bevölkerung war in solchen Fällen eifrig bemüht, den Behörden Hilfe zu leisten; sobald die

Bauern einen „Politischen" bemerken, liefern sie ihn unfehlbar der Polizei in die Hände.

Bis in die letzte Zeit war jedenfalls die Anschauung durchaus berechtigt, wonach ganz Sibirien ein einziges großes Gefängnis ist, das infolge der natürlichen Bedingungen mehr Hindernisse für die Flucht bietet als hohe Mauern, eiserne Gitter und zahlreiche Wächter. Aber nur für die Staatsgefangenen, denen die Zustände im Urwald fremd sind, lagen die Dinge so, die Kriminalverbrecher dagegen wußten, wie gesagt, hier Bescheid. Es ist daher verständlich, wenn manche von uns auf den Gedanken kamen, gemeinsam mit den Kriminalverbrechern zu fliehen. Aber derartige Versuche fanden wiederholt ein tragisches Ende. Die Vagabunden sind stets bereit, einen Raubmord an einem „Politischen" zu begehen, um sich seine Barschaft oder auch nur seine Kleider anzueignen. So kam, wie man annimmt, im Jahre 1880 Ladislaus Izbitzky ums Leben. Er hatte glücklich eine „Schiebung" vorgenommen, war als Kriminalverbrecher geflohen und ist seither verschollen; wahrscheinlich haben ihn die Vagabunden, in deren Gesellschaft er sich begab, umgebracht. In einem anderen Falle erzählte mir ein administrativ Verbannter, wie er auf der Flucht mit Vagabunden zufällig ihr Gespräch belauschte; sie wollten ihn im Schlafe ermorden. Er mußte daher wochenlang sich nachts schlafend stellen und doch wach bleiben. Man kann sich vorstellen, was er dabei ausstand. Übrigens trauen die Vagabunden einander gleichfalls nicht über den Weg, und sehr oft begeht einer an dem anderen einen Mord. Man sagt zum Beispiel, daß oft zwei Vagabunden, wenn sie auf einen schmalen Fußsteig im Walde geraten, sich nicht entschließen können, hintereinander zu gehen, weil der Vordere befürchtet, von dem Hinterdreingehenden ermordet zu werden.

Ziehen es aber die Staatsgefangenen vor, die Kriminalverbrecher zu meiden, so laufen sie wiederum Gefahr, anderen Hindernissen zu erliegen. So erzählte mir Genosse Wlastopulo — er war zu lebenslänglicher Strafarbeit verurteilt —, wie er auf der Flucht, die er gemeinsam mit Kosyroff — ebenfalls ein zu Strafarbeit verurteilter Revolutionär — unternahm, beinahe von einem Bären aufgefressen worden wäre. „Der Bär kam plötzlich auf uns zu, ein Entrinnen gab es nicht mehr. Wir drückten uns an einen Baum und glaubten, unsere letzte Stunde habe geschlagen. Zum Glücke trottete Meister Petz ruhig vorüber. Er muß sattgefressen gewesen

sein." Auch Hunger und Durst bereitete den beiden, wie Wlastopulo erzählte, furchtbare Qualen.

Während der Wanderung kannten wir diese Gefahren zwar noch nicht so genau, aber die meisten von uns gaben sich doch Rechenschaft darüber, daß eine Flucht unter solchen Umständen nahezu aussichtslos sei.

Nur zwei von uns, Marie Kaljuschnaja, die zu zwanzig Jahren Strafarbeit verurteilt war, und der Student Jordan, der „administrativ" auf fünf Jahre nach Ostsibirien geschickt wurde, trugen sich beständig mit Fluchtgedanken. Sie waren beide jung, kaum über zwanzig Jahre, und das Verlangen nach Freiheit zehrte sie auf. Keiner ihrer Pläne jedoch war ausführbar. Beide sind dann in der Gefangenschaft in Sibirien gestorben. Kaljuschnaja, deren Geschichte ich weiterhin zu erzählen haben werde, endete unter überaus tragischen Umständen.

* * *

Auf der langen Wanderung hatten wir natürlich auch Gelegenheit, die Bevölkerung kennen zu lernen, die sich längs der großen sibirischen Landstraße angesiedelt hat. Es herrscht hier zweifellos ein gewisser Wohlstand. Viele dieser Dörfer machten einen günstigeren Eindruck als manche russische Provinzstädte. Geräumige, gutgebaute Blockhäuser, sehr oft mit einem Stockwerk, mit Schnitzereien verziert und mit ordentlichen Zäunen und Türen versehen, zogen sich in regelmäßigen Reihen oft einige Werst die Straße entlang. An den großen Fenstern sah man Gardinen und Blumentöpfe; die Zimmer waren teilweise tapeziert, Möbel und Hausgerät von guter Beschaffenheit, stellenweise erlaubte man sich sogar den Luxus von „Wiener" Möbeln aus gebogenem Holze. Auch das Vieh, das wir zu sehen bekamen, war größer und besser gehalten, als wir es bei russischen Bauern gewöhnt waren.

Diese Wohlhabenheit war nur zum Teile auf die Ergiebigkeit der eigentlichen Bauernwirtschaft zurückzuführen. In erster Linie fanden nämlich die Bewohner reichlichen Verdienst am Handel und am Fuhrgewerbe. Es war eben die große Handelsstraße im Verkehr zwischen dem nördlichen Asien und Europa. In langen Reihen zogen auf der Landstraße die Wagenkarawanen daher, so zahlreich, daß oft der Verkehr stockte. Und nicht nur beim Waren-, sondern auch beim Personentransport fanden die Bauern Beschäftigung und

Verdienst: die Pferdepost war in der Regel nicht imstande, den Verkehr zu bewältigen, und die Reisenden, besonders die Kaufleute, waren gezwungen, private Fuhrwerke zu mieten und teuer zu bezahlen. Daneben fanden die Anwohner freilich andere, recht anrüchige Erwerbsquellen. So waren zum Beispiel zu jener Zeit manche Dörfer direkt verrufen, und man bezeichnete sie einfach als Diebs- oder gar Räuberdörfer, weil keine Warenkarawane hier vorbeikam, ohne Verluste zu erleiden: bald wurde ein Kolli mit Tee gestohlen, bald ein Pferd usw. Ja von manchen dieser Dörfer wurde allgemein behauptet, daß ihre Bewohner nächtliche Raubzüge auf der Landstraße veranstalten. Charakteristisch ist, daß diese Gaunereien die Betreffenden durchaus nicht in der „öffentlichen Meinung" herabsetzten. Wenn auch noch so gut bekannt war, daß dieser oder jener Ehrenmann zahlreiche Diebstähle auf dem Kerbholz hat, wenn er nur reich war, wurde er trotzdem in der „guten Gesellschaft" empfangen, ja zu Ehrenämtern berufen: als Kirchenvorsteher, Gemeindevertreter, Bürgermeister. Als ich später in Sibirien als Verbannter lebte, hörte ich oft von durchaus glaubhaften Leuten mit allen Details erzählen, wie dieser oder jener brave, allgemein geachtete, wohlsituierte Bürger durch Raub und Gaunerei, ja durch direkten Mord zu Vermögen gekommen war. Und manche solcher Leute, deren Vergangenheit derartige Schandtaten aufwies, gingen auch noch diesem sauberen Gewerbe nach, nachdem sie bereits Hab und Gut im Überfluß erworben. So ereignete sich zum Beispiel Ende der achtziger Jahre in Tschita, der Hauptstadt des Gouvernements Transbaikalien, folgendes: Der Militärgouverneur General Barabasch gab ein Gastmahl, an dem alle Honoratioren der Stadt teilnahmen. Direkt von der Tafel brach dann der reiche, ehrbare Kaufmann und Bürgermeister Alexejeff auf, um die eben abgehende Post bei Nacht auszurauben. Der ehrenwerte Mann jagte mit einem Bekannten der Postkutsche nach. sie ermordeten den Kutscher, verwundeten den Kondukteur, raubten den Postbeutel mit Geldbriefen und machten sich aus dem Staube; Da der Kondukteur, den sie tot glaubten, gerettet wurde, kam die Sache heraus, und weil ein besonders energischer Untersuchungsrichter die Leitung in den Händen hatte, gelang es nicht, sie zu vertuschen, wie das sonst in den meisten Fällen geschah. Der Prozeß wurde vor einem Kriegsgericht durchgeführt und die Raubmörder zum Tode verurteilt.

Der Abstammung nach war diese längs der Landstraße angesiedelte Bevölkerung stark gemischt. Da waren neben großrussischen Dörfern tatarische, burjatische und andere mehr. Diese Verschiedenheit trat auch im äußeren Anblick klar zutage. Es gab auch Dörfer, die ausschließlich von Sektierern bewohnt waren, die man zwangsweise angesiedelt hatte, zur Strafe für den Abfall von der Staatsreligion. Besonders interessierten mich die Dörfer der sogenannten „Sabbataner". Die Anhänger dieser Sekte sind der Abstammung nach Russen, ihre Religion ist aber der Mosaismus in strengster Form. Es schien schier unglaublich, daß man diese typischen Repräsentanten der slawischen Rasse als Juden ihrer Religion nach zu betrachten hatte, und noch sonderbarer war der Eindruck, wenn man diese Großrussen die Vorzüge ihres „israelitischen" Glaubens rühmen hörte. Ihrer Lebensweise und ihrer Beschäftigung nach unterscheiden sich die „Sabbataner" in nichts von russischen Bauern, doch übertrafen ihre Dörfer an Reinlichkeit und Wohlhabenheit bei weitem die christlichen.

Viele von den Kriminalsträflingen, die, wie erwähnt, den Weg zu wiederholten Malen zurückgelegt hatten, kannten das Treiben und die Sitten der Sibirier sehr genau. Diese Leute waren wahre Fundgruben aller möglichen Informationen und wußten zuweilen ungemein interessant zu erzählen. Die Sibirier erschienen in diesen Erzählungen meist nicht in günstigem Lichte, denn die Vagabunden haßten sie meist aus ganzem Herzen; es gibt wohl keine schlechte Eigenschaft, die sie ihnen nicht nachsagten, und im allgemeinen waren die Vagabunden überzeugt, daß sie moralisch höher stehen als die Sibirier, obwohl sie durchaus nicht zur Selbstüberhebung in dieser Richtung neigen. „Man weiß ja, wir sind Verbrecher, Halunken durch und durch, aber die Bande ist noch tausendmal schlimmer als wir," meinten sie. Sie gaben den Sibiriern allerhand Spottnamen, deren Sinn uns unbegreiflich blieb, die aber die Betreffenden furchtbar zu ärgern schienen.

Die gegenseitigen Antipathien dieser Leute erklären sich wohl daraus, daß sie einander gar zu gut kennen, und auch wohl aus dem Schaden, den sie sich gegenseitig seit Generationen zufügen, daß sie dagegen einander oft auch Gutes erweisen, kommt in Vergessenheit.

* * *

Da wir während der Wanderung in engste Berührung mit der Verbrecherwelt kamen, so lernten wir — um mit Lombroso zu sprechen — den „Verbrechertypus" aus eigener Anschauung kennen. Diese Dinge sind eingehend und oft beschrieben worden, so daß ich glaube, nicht noch etwas Neues sagen zu können, und daher nur einige Beobachtungen mitteilen will.

Im allgemeinen machten die Verbrecher auf mich einen günstigeren Eindruck, als ich erwartet hatte. Freilich, vieles war hier abstoßend und widerlich, aber ich glaube, daran waren im allgemeinen nicht die Leute selbst schuld, sondern es lag daran, daß die Sträflinge unter dem speziellen Einfluß jener „Iwans", von denen ich sprach, standen, besonderer Typen, die dem Ganzen die Farbe gaben. Mit Ausnahme der Rädelsführer und einer Anzahl schwerer Verbrecher, denen es noch nicht gelungen war, „Schiebung" zu machen, bestand die große Masse aus ganz gewöhnlichen Durchschnittsmenschen des arbeitenden Volkes mit all seinen Vorzügen und Fehlern. Der Hauptzug dieser Masse bestand vor allem in einer stumpfen Ergebenheit in ihr Schicksal und scheuer Furcht vor jedem, der es verstand, imponierend aufzutreten; dabei waren die meisten Sträflinge ebenso gutmütig und stets bereit, dem Nächsten zu helfen, wie im allgemeinen die Menschen der arbeitenden Volksklasse es sind.

In unserer Partie befand sich eine große Anzahl von Menschen, die unter keinen Umständen als Verbrecher gelten konnten. Bekanntlich haben heute noch in Rußland die Dorfgemeinden die Macht, Mitglieder, die ihnen nicht passen, auszustoßen, und diese Unglücklichen werden dann ohne Gerichtsspruch, einfach auf den Machtspruch der Bauerngemeinde hin, nach Sibirien geschickt, um dort angesiedelt zu werden. Dabei kommt dieses Verdikt der Dorfgemeinde in den meisten Fällen zustande, ohne daß die Mehrheit in Wirklichkeit von der Untauglichkeit des Ausgestoßenen überzeugt wäre. Der Gemeindeschreiber und zwei oder drei Großbauern und Wucherer, die „Kulaki", bringen es leicht fertig, jeden ihnen mißliebigen armen Schlucker auf diese Weise zu beseitigen. Es ist kaum zu sagen, wie viel himmelschreiende Ungerechtigkeit auf diese Weise an den armen, wehrlosen und hilflosen, beschränkten und gesetzunkundigen Bauern verübt wird. Die Opfer dieser barbarischen Einrichtung in unserer Partie wußten darüber viel Trauriges zu erzählen, und was ich selbst früher auf den Dörfern beobachtet hatte, bestätigte durchaus diese Leidensgeschichten.

Diese Kategorie der sibirischen Deportierten war also jedenfalls in sittlicher Hinsicht — von einigen Ausnahmen abgesehen — kaum niedriger einzuschätzen als unsere bäuerliche Bevölkerung im allgemeinen.

Des weiteren befanden sich unter den Deportierten einige Sektierer, hauptsächlich „Skopzen",* die jedenfalls weit entfernt von dem sogenannten Verbrechertypus sind. Im Gegenteil, jeder, der Gelegenheit hatte, das Treiben und Leben der Sektierer in Sibirien zu beobachten, weiß, daß diese Leute das arbeitsamste, energischste und kulturell am höchsten stehende Element der dortigen Bevölkerung bilden. In der „Partie" vermieden die Sektierer stets jede Teilnahme an rohen Szenen, an den Zänkereien, Raufereien der übrigen und wollten weder mit den Behörden noch mit den Rädelsführern der Sträflinge in Konflikt geraten; alle Verfolgungen, Beleidigungen und Beschädigungen von seiten der rohen Gesellen ihrer Umgebung nahmen sie demütig als von Gott auferlegte Prüfung hin.

Am meisten passiv, furchtsam und unterwürfig verhielten sich sodann diejenigen Sträflinge, die am wenigsten auf dem Kerbholz hatten und zu geringen Strafen verurteilt waren. Unter diesen Leuten befanden sich jene Unglücklichen, die, wie bereits erwähnt, oft ihr Kostgeld für ganze Wochen verspielten und dann wirklich Hunger litten; dieselben waren es auch, die für ein Bettelgeld sich zu den „Schiebungen" hergaben, das heißt mit Schwerverbrechern tauschten, wofür sie dann durchgepeitscht wurden und einige Jahre Strafarbeit erdulden mußten. Inmitten der Sträflinge selbst wurden diese Jämmerlinge mit grenzenloser Verachtung behandelt, und allgemein wurde ihnen der Spottname „Zwiebackmännchen" beigelegt, ein ungemein zutreffendes Wort, denn fast alle diese Menschen sahen ausgehungert, abgezehrt und fahl aus, wie ein Zwieback. Jeder Wille schien ihnen abhanden gekommen zu sein, das Hasardspiel war ihre einzige Leidenschaft, und diese Leidenschaft war der Quell all ihrer Leiden und Entbehrungen. In der „Partie" spielten die „Zwiebackmännchen" die Rolle der Paria, alle abstoßenden und ekelhaften Arbeiten, wie das Reinigen der Aborte und ähnliches, hatten sie zu besorgen. Da sie ewig Hunger litten,

* Eine Sekte, deren besonderes Kennzeichen die Selbstverstümmelung (Entmannung) ist.

waren sie stets bereit zu stehlen, was zu stehlen war. Wenn es jedoch vorkam, daß einer der „Iwans" bestohlen wurde, so wurde der abgefaßte Dieb in der Regel durchgepeitscht, daher hüteten sie sich, einen ihrer Tyrannen zu bestehlen. Ich weiß mich eines derartigen Falles zu erinnern: Ein junger Bursche hatte einem der „Iwans" ein Stück Brot genommen und war dabei auf frischer Tat ertappt worden; das Artel beschloß, ihn exemplarisch zu bestrafen, „damit er in Zukunft seine Leute nicht bestehlen möge".

Ich sagte das „Artel"; diese Organisation, die sich in der Sträflingswelt seit undenklichen Zeiten herausgebildet hat, ist ungemein interessant. Es beruht auf strengbefolgten, ein für allemal gültigen Regeln, von denen die wichtigste darin besteht, daß der einzelne sich unbedingt dem Willen der „Gesamtheit", dem „Artel", zu fügen hat. Formell, de jure sozusagen, hat jeder Sträfling das gleiche Recht in der Organisation, de facto sind die „Iwans", die alten erfahrenen Verbrecher und Vagabunden, das ausschlaggebende Element, sie herrschen wie echte Oligarchen, rücksichtslos und nur ihr eigenes Interesse wahrnehmend; ihr Wille ist es in Wirklichkeit, der als Wille der Gesamtheit entscheidet. Ohne die Sanktion des Artels hat kein Übereinkommen zwischen Individuen Geltung; nur mit ihrer Einwilligung kann zum Beispiel eine „Schiebung" perfekt werden, und daher fließt ein Teil der verabredeten Belohnung in die gemeinsame Kasse. Ist einmal eine derartige Sanktion erfolgt, so gibt es kein Zurück; ein Sträfling, der eingewilligt hat, die „Schiebung" vorzunehmen und seinen Lohn empfangen hat, würde mit dem gesamten Artel in Konflikt geraten, wenn er sich weigern würde, an Stelle des anderen zu treten, der ihn bezahlt hat. Aber derartige Fälle kommen überhaupt nicht vor, die Furcht vor der strengen Rache des Artels ist zu groß. Ein Verrat an dem Artel wird konsequent mit allen Mitteln geahndet. Die Behörde ist nicht imstande, einen solchen Verräter zu schützen; sie mag ihn von der „Partie" isolieren, sie mag ihn selbst in ein anderes Gefängnis stecken, überall finden ihn die Hauptmacher, die Vagabunden, und denunzieren ihn den übrigen Gefangenen, und überall ereilt ihn die Rache. In dieser Beziehung ist das Solidaritätsgefühl ungemein lebhaft. Den Behörden gegenüber wird das Artel durch den „Starosten", den Obmann, repräsentiert, den die Sträflinge aus ihrer Mitte wählen. Es ist das ein Ehrenposten, und

natürlich bewerben sich um ihn die erfahrenen und mit allen Hunden gehetzten Verbrecher. Der Obmann fungiert als Vermittler zwischen dem Artel und der Behörde, er bekommt zum Beispiel das Kostgeld für die Sträflinge ausbezahlt und hat für die Verteilung zu sorgen, andererseits haftet er für alles, was in dem Artel passiert. Seine Macht der passiven Masse gegenüber ist also naturgemäß bedeutend, dagegen ist er direkt abhängig von den Hauptmachern, die seine Wahl durchgesetzt haben, ihnen gegenüber ist er machtlos; würde er versuchen, sich gegen sie zu wenden, so haben sie allerhand Mittel und Wege, ihn in Konflikt mit der Behörde zu bringen, ihn ins Unglück zu stürzen. Natürlich bringt das Amt auch pekuniären Gewinn, und es kommt oft vor, daß der Kandidat für den Obmannsposten den Hauptmachern eine den Verhältnissen entsprechend ansehnliche Quote für die Wahl zahlt.

Ein minder ehrenvolles, dafür aber um so einträglicheres Amt ist das eines „Kramhalters". Es darf nämlich einer der Sträflinge Handel mit Tee, Zucker, Tabak und ähnlichen Dingen treiben, insgeheim aber handelt er mit Schnaps und Spielkarten. Dieses Privileg wird für bestimmte Zeit von dem Artel an einen der Kandidaten übertragen, der dafür eine gewisse Summe in die Kasse zahlt. Der Hauptgewinn besteht natürlich im Schnapsausschank und dem Vermieten von Spielkarten. Abends, sobald die Sträflinge eingeschlossen waren, öfters auch am Tage, sah man sie in Gruppen am Boden hocken und dem Hasard frönen. Da wurde das spärliche Kostgeld verspielt, oft auch Kleider, Wäsche, Stiefel usw., die Staatseigentum sind; natürlich haftet der Sträfling für die ihm zugewiesenen Sachen, und wenn sie dann bei der Revision fehlen, hat er grausame Züchtigung zu gewärtigen. Halbnackt, mit Lumpen angetan, hatten die armen „Zwiebackmännchen" natürlich unter der Unbill der Witterung zu leiden, und als die kühlen Herbsttage kamen, gingen sie nicht mehr, sondern liefen während des Marsches, um sich warm zu halten, und bebten am ganzen Körper. Es war erstaunlich, was diese Menschen an Hunger und Kälte aushalten konnten. Wir versuchten wohl, ihnen Hilfe zu leisten, aber erstens waren unsere Mittel äußerst beschränkt, zweitens verspielten sie bei der nächsten Gelegenheit trotz der heiligsten Versprechungen alles, was wir ihnen gaben. Es kam auch vor, daß ein glücklicher Gewinner einen Teil seines Gewinnes an die Hungerleider verteilte, und deshalb bildete sich stets um die Spielenden ein Kreis vor Begierde

brennender Jämmerlinge, die mit gleicher Leidenschaft das Spiel verfolgten wie die Spieler selbst. Außerdem war es Sitte, daß der Kramhalter, wenn die Frist ablief, für die er gewählt war, die ganze Gesellschaft bewirtete; das war dann jedesmal ein Fest: „Wir werden uns satteſſen, der Kramhalter spendiert."

* * *

Die Convoioffiziere mischten sich grundsätzlich niemals in die Angelegenheiten des Artels, und die Sträflinge hielten aus eigenen Stücken Ordnung, um jede derartige Einmischung, jede Beschwerde hintanzuhalten. Es war in der Tat erstaunlich, daß dieser Haufen Leute, unter denen sich die verwegensten Räuber und Mörder befanden, so leicht zu regieren war, obwohl die Zahl der Mannschaften zur Überwachung relativ gering war. Während der ganzen Zeit machte keiner der Sträflinge einen Fluchtversuch: es ist unbedingt verpönt, während des Transports zu fliehen, weil sonst Repressalien gegen das Artel erhoben werden könnten; gerauft und gestritten wurde oft, aber niemals bedurfte es der Einmischung der Soldaten, niemals wurden Anzeigen gemacht; es wurde zweifellos viel gezecht, denn Schnaps war stets zu haben, aber niemals randalierte ein Betrunkener in Gegenwart der Obrigkeit, dafür sorgten die übrigen. Auf diese Weise bestand stillschweigendes Einvernehmen zwischen den Convoioffizieren und dem Artel. Der Offizier wußte, daß wenn er die Sträflinge in gewissen Dingen gewähren ließ, sie selbst für Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen und ihm dann niemals Ungelegenheit bereiten werden. Dafür sahen wiederum die Offiziere durch die Finger, wenn diese oder jene Bestimmung der Instruktion übertreten wurde. So zum Beispiel trug die Mehrzahl der Sträflinge von Tomsk ab während des Marsches Fesseln, aber sie waren nur angebunden, nicht angeschmiedet, denn auf den Etappenstationen wurden sie ohne weiteres abgenommen; die Offiziere ließen es geschehen, obwohl ein Lösen der Fesseln nach der Instruktion streng verboten war.

Es gab die verschiedenartigsten Menschen unter diesen Convoioffizieren, auf dem Wege von Tomsk nach Kara waren ihrer vierzig stationiert, aber keiner von ihnen machte in Beziehung auf die Behandlung der Kriminalsträflinge eine Ausnahme. Ich habe auch niemals beobachtet, daß die Offiziere ihre Gewalt gegen die „Partie" mißbraucht hätten, daß sie besonders schroff und roh gegen die Ge-

fangenen wurden, geschweige denn, daß einer versucht hätte, sie beim Kostgeld oder anderen Emolumenten zu übervorteilen. Dagegen kam es wiederholt vor, daß Offiziere sich vor Gericht zu verantworten hatten, weil sie ihren Mannschaften gegenüber sich verfehlt, sie direkt bestohlen hatten.

Man muß bedenken, daß die Etappenstationen isoliert in der Wildnis liegen, weitab vom Sitze der Verwaltungs- und Militärbehörden, daß jede Kontrolle daher erschwert war; unter solchen Umständen ist es begreiflich, wie leicht hier Unterschleife und Mißbräuche von seiten der Offiziere stattfinden konnten. Die meisten dieser Leute hatten eine durchaus mangelhafte Erziehung in den sogenannten „Junkerschulen" genossen; sie waren dann in die Einöden Sibiriens geraten, und natürlich ließen viele hier ihrem rohen Naturell die Zügel schießen. Die meisten kannten keinen anderen Genuß als Trinken, und angetrunken begingen sie dann alle möglichen Exzesse, vertranken und verspielten das Regiegeld, malträtierten ihre Leute usw.

Dann gab es unter ihnen auch haushälterisch Veranlagte. Diese waren weniger zu Exzessen geneigt, aber die Soldaten hatten es bei ihnen nicht besser, sondern eher schlechter, als bei den Tollköpfen und Säufern; diese guten Haushälter etablierten nämlich einen großen Wirtschaftsbetrieb auf ihren Stationen und beuteten ihre Mannschaft schonungslos aus, indem sie sie zu allen möglichen Arbeiten in Hof und Feld benutzten. Allerdings waren derartige Ausbeuter selten.

Im Verkehr mit uns, den „Politischen", verhielten sich die meisten Offiziere streng formalistisch und vermieden geflissentlich jeden Konflikt. Aber ganz abgesehen von der allgemeinen Haltung, gäb es doch hunderterlei Kleinigkeiten, die für uns während der langen Reise von großer Bedeutung waren, so geringfügig sie an sich sein mochten. Da war zum Beispiel die Frage der Zeit unseres Abmarsches in der Früh, die, wie erwähnt, einmal einen Zusammenstoß herbeiführte. Mit anderen Offizieren hatten wir lange Debatten zu führen, weil wir den „Kübel" nicht über Nacht in der Kammer behalten wollten, der die Luft verpestete, und wegen der Damen, die den Raum mit uns teilen mußten, und ähnliche Bagatellen kamen beständig in Betracht. War der Offizier schlecht gelaunt oder übelwollend, so konnten eben diese Bagatellen sehr leicht zur „Aufsässigkeit" unsererseits führen, zu Beleidigungen und Tät-

lichkeiten, dann war die Revolte fertig, und es drohte die Verhängung eines Kriegsgerichts über uns mit allen tragischen Folgen. Zum Glück kam es niemals so weit, was wir zum Teil dem Umstand zu verdanken hatten, daß in unserer Mitte einige Leute von gesetztem Alter waren, die kalmierend wirkten, und daß drei Mann aus unserer Mitte viel Erfahrung im Verkehr mit den Behörden hatten, da sie bereits zum zweitenmal nach Sibirien wanderten.* Außerdem verdankten wir in dieser Beziehung sehr viel dem energischen und taktvollen Auftreten unseres Obmanns Lasareff.

Es gab allerdings auch Offiziere, die uns gern Gefälligkeiten erwiesen, mit Zeitungen versahen, unsere kleinen Wünsche berücksichtigten und nach Möglichkeit entgegenkamen.

Vereinzelt hatten wir sogar ganz unerwartetes Glück. So erkannte einer der Offiziere in unserem Genossen Snigireff, einem Veterinärarzt, einen Schulkameraden und war höchst gerührt ob der Begegnung, was dazu führte, daß er alle möglichen Erleichterungen während der zwei Tage, die er uns begleitete, verschaffte. Ein anderer Offizier entpuppte sich sogar als Anhänger des Sozialismus! Er war früher einmal den Kreisen der Revolutionäre nahe gekommen und machte jetzt kein Hehl daraus, daß seine Sympathien vollständig auf unserer Seite waren. Der Mann erklärte offen, daß er viel verbotene Schriften lese, und vertiefte sich mit uns in Gespräche über politische Probleme. Natürlich waren wir freudig überrascht, unter den Werkzeugen des Despotismus einen Mann zu finden, der auf unserer Seite stand.

Ein wenig mag auf das Verhalten einzelner Offiziere uns gegenüber auch ein eigenartiges Mißverständnis eingewirkt haben, dem wir zufällig auf die Spur kamen. Die Sache verhielt sich so:

Auf einer der Etappenstationen fanden wir beim Eintritt in die uns angewiesene Kammer einen Mann in einfacher Kleidung mit Ketten an den Händen vor. Es war ein administrativ Verbannter, der Fabrikarbeiter Stephan Agapoff,** der aus dem Flecken

---

* Es waren dies Maljewanny, Spandoni und Tschuikoff, die das erstemal als „administrativ Verbannte" in Sibirien waren und jetzt abermals hingingen.

** Agapoff war an dem Prozeß der fünfzig Propagandisten im Jahre 1877 beteiligt und wurde zu drei Jahren acht Monaten Zwangsarbeit verurteilt; im Jahre 1880 ward er aus dem Kerker entlassen und als „Ansiedler" in Ostsibirien interniert.

Barguſin nach dem weſtlichen Sibirien transportiert wurde, weil ſeine Strafe infolge des Krönungsmanifeſtes vom Jahre 1883 gemildert worden war. Seine Frau, eine ſibiriſche Bäuerin, begleitete ihn. Agapoff erzählte uns nun folgendes: Als man unſere „Partie“ erwartete, hatte der Offizier ihm befohlen, die Kammer zu verlaſſen, da alsbald eine Partie politiſcher Gefangener eintreffen würde, die aus lauter Grafen und Fürſten beſtehe, und dieſe hochgeſtellten Perſönlichkeiten könnten nicht mit einem gewöhnlichen Arbeiter in einer Kammer untergebracht werden. Agapoff und ſeine Frau meinten nun, das ſei kein Grund, ſie aus der für politiſche Gefangene beſtimmten Kammer zu weiſen, uud verweigerten den Gehorſam; das führte zu einem heftigen Auftritt, und der Offizier ließ Agapoff in Ketten ſchmieden. Noch ſchlimmer war, daß der erboſte Offizier auf ſeine Weiſe Rache nahm. In der Inſtruktion wird beſtimmt, wieviel Bagage ein Gefangener führen dürfe, und da die Eheleute ihre ganze Habe mitführten, die ſie ſich durch harte Arbeit in Oſtſibirien erworben hatten, was natürlich mehr war, als die Inſtruktion vorſchrieb, ſo ließ der Offizier kurzerhand alle Sachen, die über die Norm waren, öffentlich an die Ortsbewohner verſteigern, eine Bosheit, die um ſo ſchreiender war, als den Verbannten gewöhnlich geſtattet wurde, reichlich Gepäck mitzuführen; zudem handelte es ſich hier um Leute, an denen ein Gnadenakt vollzogen wurde. Die Bedauernswerten hatten infolgedeſſen nicht nur Beleidigungen erleiden müſſen, ſondern man hatte ſie direkt beraubt.

Das Verhalten des Offiziers empörte uns aufs äußerſte. Unſer braver Obmann begab ſich zu ihm und forderte, daß Agapoff von den Ketten befreit werde, was jener auch ſofort ohne viel Einwände anordnete. Die Komik dieſes Vorfalls lag darin, daß die „Grafen“ und „Fürſten“, die das Unglück über den armen Agapoff herbeigeführt hatten, wir ſelbſt waren. In Wirklichkeit befand ſich aber nicht ein Graf oder Fürſt in unſerer Mitte. Wahrſcheinlich war das Mißverſtändnis durch die Briefe entſtanden, die einige von uns unterwegs abfertigten, unter denen ſich einige befanden, die an hochgeſtellte Perſönlichkeiten adreſſiert waren: Graf Leo Tolſtoi, Fürſt Wolkonſki, Wirklicher Geheimrat Tſchulejnikoff uſw. Daraus entſtand dann die Legende, daß in unſerer Partie lauter Grafen und Fürſten deportiert wurden.

Leider hatte für die unglücklichen Eheleute Agapoff die Sache noch weitere ſchlimme Folgen. Der Offizier hatte eine Beſchwerde

gegen Agapoff eingereicht, Beleidigung, Gehorſamsverweigerung uſw., und die Folge davon war, daß man die Armen in einer jener „Städte“ im Norden des Gouvernements Tobolsk internierte, von denen oben die Rede war. Der Mann war alſo begnadigt, man brachte ihn aus dem öſtlichen nach dem weſtlichen Sibirien, aber in Wirklichkeit erging es ihm hier ſchlimmer als vorher, da dieſe Orte, wie ich in einem der vorigen Kapitel ſchilderte, zu den allerſchlimmſten Deportationsſtätten gehörten, ſchlimmer als der Ort, wo Agapoff bis dahin geweſen war.

Die Laune eines Offiziers genügte hier, um ein Menſchenpaar ins Unglück zu ſtürzen.

XX

Von Krasnojarsk nach Irkutsk. — Mißverständnisse und Konflikte. Die Märtyrerinnen im Kerker von Irkutsk.

Die Entfernung zwischen Tomsk bis Krasnojarsk beträgt ungefähr fünfhundert Werst; wir brauchten einen vollen Monat, um diesen Weg zurückzulegen. Etwa zwanzig Tage waren wir auf dem Marsche, zehn Tage hatten wir gerastet. In Krasnojarsk sollten wir eine volle Woche rasten. Die Kriminalgefangenen wurden in dem Deportationsgefängnis untergebracht, uns brachte man in das Ortsgefängnis.

Dort angelangt, waren wir erstaunt über die musterhafte Ordnung: das neue, geräumige Gebäude war reinlich geweißt, das große Haus von tadelloser Sauberkeit, überall viel Licht und Luft, ohne die Gitter an den Fenstern hätten wir wähnen können, man habe uns in ein sauberes Hotel geführt. In ganz Sibirien und auch in Rußland habe ich kein zweites derartiges Gefängnis gesehen. Wir kamen in den Korridor, und die Gemütlichkeit wurde etwas herabgemindert. Über den Türen der Zellen lasen wir die Aufschrift: „Wegen Mordes", „wegen Raubes", „wegen Diebstahl". Der Verwalter, ein Mann von ziemlich anständigem Aussehen, kam und bestimmte kurz und bündig, wir hätten uns in die Zellen zu begeben, und zwar jede Kategorie besonders: die Sträflinge, die Verbannten, die „Administrativen", hier würde man uns einschließen, das sei hier die „Hausordnung". Das paßte uns aber durchaus nicht: erstens störe es unseren Wirtschaftsbetrieb, erklärten wir, denn da wir seit zwei Monaten unterwegs seien, hätten wir gemeinsame Bagage, gemeinsame Kasse und könnten nicht so ohne weiteres alles ändern; zweitens hatten wir keine Luft, uns anders behandeln zu lassen, als die Instruktion vorschrieb. Wir waren auf dem Transport, und daher brauchten wir uns nicht der Hausordnung zu fügen, die für die Untersuchungs- und Kriminalgefangenen galt; es sei nicht unsere Schuld, wenn man uns statt in das Deportationsgefängnis, wo wir hingehören, hierher gebracht hätte; kurz und gut, wir werden es machen wie

bisher in allen Gefängnissen, wir werden uns nach eigenem Ermessen die Zellen aufsuchen, und einschließen könnte man uns nur für die Nacht, am Tage nicht, so stehe es in unserer Instruktion.

Dem Verwalter schien unser Vorgehen neu zu sein, er war höchlichst verblüfft, als er unsere Antwort bekam, und erklärte, daß er auf keinen Fall diese Unordnung dulden könne. Wir weigerten uns entschieden, die Zellen zu beziehen und blieben mit Sack und Pack im Korridor. Der Polizeimeister wird gerufen, eine Falstaffigur und, wie sich bald herausstellte, ein unwissender Patron. Er besteht ebenfalls darauf, daß wir uns der Anordnung fügen. Wir geben ihm die gleiche Antwort und berufen uns auf unser Recht. Als wir mit ihm parlamentierten, erwähnte eine unserer Damen das Wort „Humanität". Ähnlich wie der Postmeister in Gogols unsterblicher Komödie nicht wußte, ob das Wort „mauvais ton" schlimmer sei als „Spitzbube", wurde unser Held unruhig, ob nicht etwa „Humanität" eine Beleidigung für ihn enthalte, und wünschte eine Übersetzung. Mit Mühe das Lachen verbeißend, beruhigten wir ihn darüber. Das Ende war, daß auch dieser Würdenträger an eine höhere Instanz zu appellieren beschloß, an den Gouverneur. Dann erschienen der Reihe nach der Gendarmerieoberst und der Staatsanwalt, denen wir abermals unsere Gründe darlegten, gegen die sie schließlich nichts vorbringen konnten. Das Parlamentieren dauerte ziemlich lang, und wir kampierten immer noch im Korridor, konnten unsere Bagage nicht ordnen und unsere Mahlzeit nicht vorbereiten, obwohl wir Hunger spürten, da wir seit frühmorgens nichts genossen hatten. Endlich willigten die Beamten ein, daß wir uns einstweilen bis zur Entscheidung des Gouverneurs nach eigenem Ermessen einrichten sollten. Wir hatten also vorläufig wieder erreicht, was wir wünschten.

Am nächsten Tage, als wir beim Mittagessen saßen, erschien der Polizeimeister in voller Paradeuniform mit dem Helm auf dem Kopfe.

„Meine Herren, ich habe Ihnen den Entscheid des Gouverneurs mitzuteilen," begann er feierlich, wurde aber von unserem Obmann kurz unterbrochen, daß er erst mal den Helm abnehmen möge.

„Meine Herren, Sie sehen, ich bin in Paradeuniform, und da gehört der Helm zur Uniform, ich kann ihn nicht abnehmen," stotterte er ganz verblüfft ob dieser neuen Dreistigkeit.

„Was für eine Uniform Sie anziehen, kümmert uns wenig; wenn Sie zu uns ins Zimmer kommen, gebietet die Höflichkeit, daß Sie Ihre Kopfbedeckung abnehmen," erwiderte Lasareff mit unerschütterlicher Ruhe.

„Nein, das geht nicht, das ist zu viel, ich nehme den Helm nicht ab!" ereiferte sich unser Held.

„Wie Sie wollen, wir werden aber dann auch den Bescheid des Gouverneurs nicht entgegennehmen," meinte unser Obmann.

Der gute Mann sträubte sich noch ein wenig und entblößte schließlich sein würdig Haupt, um die feierliche Erklärung abzugeben: der Gouverneur habe unser Gesuch genehmigt. Derartige Höflichkeitslektionen mußten wir wiederholt verschiedenen Beamten erteilen.

In Krasnojarsk trennten sich abermals zwei Leidensgenossen von uns, der bereits erwähnte Veterinärarzt Snigireff und der Student Kornienko, die im Gouvernement Jenisseisk bleiben sollten. Außerdem blieb Spandoni, der erkrankt war, im Gefängnis zu Krasnojarsk. Wir waren also auf der weiteren Reise, die wir mit der gleichen Partie zurücklegten, nur noch elf Personen.

Von Krasnojarsk bis Irkutsk legten wir tausend Werst in zwei Monaten zurück. Auf dem ganzen Wege befand sich damals nur eine einzige Stadt, Nischni-Udinsk, und auch die verdiente ihren Titel als Stadt kaum. Hier trafen wir Leidensgenossen, das Ehepaar Nowakowski, das gleichfalls auf dem Wege nach Ostsibirien war. Nowakowski hatte ich in Kiew gekannt; er hatte 1876 an der Demonstration auf dem Kasanplatze in Petersburg teilgenommen, war verhaftet und nach Sibirien verbannt worden. Infolge des Krönungsmanifestes von 1883 war er sodann aus dem Orte Balagansk im Gouvernement Irkutsk nach Minuisinsk im Gouvernement Jenisseisk versetzt worden. Jetzt wurden er und seine Frau abermals nach dem Osten deportiert. Der Grund war folgender: Aus irgend einer Ursache war Nowakowski mit dem Isprawnik* von Minuisinsk in Streit geraten. Eines Tages kam einer der politischen Verbannten in irgendeiner Angelegenheit zu dem Beamten, dieser hielt ihn für Nowakowski und empfing ihn mit groben Scheltworten. Als er seinen Irrtum bemerkte, entschuldigte er sich. Die Sache wurde herumgesprochen und kam auch dem Nowakowski und seiner

* Ein Verwaltungsbeamter, etwa „Kreisvorsteher". Der Übersetzer.

Frau, die ihm freiwillig in die Verbannung folgte, zu Ohren. Die Verbannten berieten nun einige Tage lang, was zu tun sei. Ehe sie aber einen Beschluß faßten, beschloß Frau Nowakowski zu handeln. Sie ging in das Amtsgebäude und versetzte dem Beamten eine Ohrfeige mit den Worten: „Dies für meinen Mann". Das Gericht verurteilte sie zu Verbannung nach Ostsibirien, wohin sie jetzt deportiert wurde, und ihr Mann begleitete sie freiwillig.

Soviel ich weiß, war dies einer der wenigen Fälle solcher Art, die unter uns russischen Sozialisten vorkamen. Ich lernte Frau Nowakowski später näher kennen und schätzen. Es war eine kluge, mutige Frau von lebhaftem, entschlossenem Temperament. Beide Eheleute sind, wenn ich richtig informiert bin, in Sibirien gestorben.

Die Reise ging in gleicher Weise wie bisher von statten, nur schien die Handhabung der Instruktion immer weniger streng zu werden. Unter anderem warfen wir mit der Zeit die Fesseln ganz ab, ohne daß sich jemand darum gekümmert hätte, und auch mit der peinlichen Prozedur des Kopfrasierens wurden wir nicht belästigt.

* * *

Dem Gefängnis in Irkutsk sah ich mit Ungeduld entgegen. Dort mußte ich eine Freundin aus früheren Zeiten, Marie Kowalewskaja, treffen, die ich seit Jahren nicht gesehen. Wir hatten einander im Jahre 1875 kennen gelernt, gehörten beide der Organisation „Buntari" an und duzten uns, wie es damals unter uns Revolutionären allgemein üblich war. Kowalewskaja gehörte zu den hervorragendsten Frauen der revolutionären Bewegung. Sie war die Tochter eines Gutsbesitzers namens Woronzoff und mit Kowalewski, Lehrer an einem Militärgymnasium, verheiratet. Anfangs der siebziger Jahre schloß sie sich der revolutionären Bewegung an, verließ ihren Mann und ihre kleine Tochter und stürzte sich vollständig in die Parteitätigkeit. Sie war von Statur klein, hatte etwas Zigeunerhaftes an sich, war ungemein lebhaft und energisch im Auftreten, scharfsinnig, von konsequenter Logik und glühender Beredsamkeit. Besonders zeichnete sie sich bei theoretischen Debatten aus, indem sie stets den Kern der Frage zu treffen wußte, ungemein viel Leben und Aufrichtigkeit in die Verhandlungen brachte und dabei niemals persönlich und verletzend wurde. Man schätzte sie daher ungemein, und selbst Leute, die dem Sozialismus fern standen, zollten ihrer Begabung uneingeschränkte Anerkennung.

Wäre dieſe Frau in einem anderen Lande geboren, ſie hätte wahrſcheinlich eine bedeutende hiſtoriſche Rolle geſpielt, in Rußland wurde ſie zu vierzehn Jahren und zehn Monaten Strafarbeit verurteilt, weil ſie in einer Wohnung angetroffen wurde, wo die Revolutionäre den Gendarmen bei der Verhaftung bewaffneten Widerſtand leiſteten.* Durch ihr mutiges Auftreten während der Unterſuchungshaft, bei der Gerichtsverhandlung und im Kerker, wie ſpäter in Kara in Sibirien wurde Kowalewſkaja eine der berühmteſten Perſönlichkeiten in den Kreiſen der Revolutionäre. Im Kerker, wo ſie auf Schritt und Tritt Zeuge der unverſchämteſten Gaunereien der Beamten war, kam ihre ungezähmte Energie in der Weiſe zum Ausdruck, daß dieſe unbeugſame Frau mit aller Leidenſchaft die Ehre und Menſchenwürde der Gefangenen hochhielt und verteidigte. Gleichviel, ob es ſich um ernſte Dinge oder um Kleinigkeiten handelte, ob die Mißbräuche von hochgeſtellten Beamten oder Subalternen ausgingen, ſie erhob Proteſt, unbekümmert um die Folgen, die daraus entſtanden; und war einmal ein Konflikt ausgebrochen, ſo gab es auch keinen Kompromiß mehr für Kowalewſkaja, ſie ruhte nicht eher, bis ſie ihr Ziel erreicht hatte, das heißt bis die Beleidigung geſühnt oder ihre Forderungen durchgeſetzt waren; ſie wäre eher zugrunde gegangen, ehe ſie nachgegeben hätte. Dabei hielt ſie ſtreng an der Taktik der „Buntari“ feſt, ſtets die aktivſten und radikalſten Mittel bei dem Proteſt gegen die Gewalt zu erheben. Kamen derartige Dinge im Kreiſe der Gefangenen in Frage, ſo war ihr Vorſchlag ſtets: den Beamten tätlich beleidigen, die Fenſter und Möbel zerſchlagen uſw. Nur ihr ausgeprägtes Kameradſchaftsgefühl hieß ſie dann wohl ſich der Mehrheit fügen und andere mehr paſſive Kampfmittel billigen, wie die Weigerung, Nahrung zu ſich zu nehmen, die Beamten zu boykottieren und ähnliches. Sie hatte bereits eine ganze Reihe derartiger Konflikte ausgefochten, und ein ähnlicher Vorfall im Gefängnis zu Kara führte dazu, daß Kowalewſkaja und drei ihrer Genoſſinnen in Irkutsk eingekerkert wurden. Aber auch hier kam es alsbald zu einem Zuſammenſtoß mit dem Polizeimeiſter; die vier Frauen weigerten ſich, Nahrung zu nehmen,

* Der Prozeß wegen bewaffneten Widerſtandes im Hauſe Koſarowſki in Kiew im Februar 1879. Zwei von den Angeklagten, Antonoff und Brantner, wurden hingerichtet, die anderen, zehn an der Zahl, zu langjähriger Strafarbeit verurteilt.

und hungerten mehrere Tage. Erſt als der Gefängnisarzt erklärte, daß ſie zugrunde gehen würden, gab der Gouverneur nach und erfüllte ihre Forderungen.

* * *

In der zweiten Hälfte des September kamen wir endlich in Irkutsk, der Hauptſtadt Sibiriens, an. Wir wurden in das Ortsgefängnis geſperrt, das ähnlich wie das Kiewer berühmt geworden iſt durch die vielen Fluchtverſuche von Staatsgefangenen.*

Man wies uns Männern eine gemeinſame Zelle an und den Frauen eine andere. Kaum hatte man die Tür geſchloſſen, als ich auf das Fenſterbrett kletterte und Marie Kowalewſkaja anrief, die, wie wir bereits erfahren hatten, in einer Zelle über uns eingeſchloſſen war. Sie gab ſofort Antwort, und wir tauſchten Geſpräche bis in die tiefe Nacht hinein. Später hatten wir dann während der acht Tage, die unſere Partie hier verblieb, Gelegenheit, uns auf den Spaziergängen zu ſprechen. Die langen Jahre der Trennung hatten unſere Freundſchaft nicht abgeſchwächt, im Gegenteil, die gegenſeitige Sympathie kam vom erſten Augenblick an zum Ausdruck, wir fühlten uns als alte Freunde und verſtanden einander ohne viele Worte. Die Leiden, die ſie ausgeſtanden, mußten tiefes Mitleid erregen. Da der erwähnte Hungerprotest kurz vor unſerem Eintreffen ſtattfand, ſah die Ärmſte aus, als

* Im Februar 1880 flohen acht zu Strafarbeit Verurteilte, indem ſie die Mauer durchbrachen: Bereſnjuk (auch unter dem Namen Tiſchtſchenko bekannt), Woloſchenko, Iwantſchenko, Alexander Kaljuſchny, Nikolaus Poſen, Popko, Fomitſcheff und Jazewitſch. Sie wurden alle wieder eingefangen und ihre Kerkerhaft verlängert; Bereſnjuk und Fomitſcheff wurden an die Karre geſchmiedet. Des weiteren flüchteten die beiden Frauen Sophie Bogomolez und Eliſabeth Kowalſkaja; beide wurden nach vier Wochen eingefangen, Kowalſkaja flüchtete trotzdem noch einmal und wurde abermals gefangen.

Hingerichtet wurden in dieſem Gefängnis Lechſy (im Jahre 1881), der unabſichtlich einen Wächter erſchlagen hatte, und Njenſtrojeff, ein Gymnaſiallehrer, der den Generalgouverneur Anutſchin ohrfeigte, als dieſer das Gefängnis viſitierte. Tſchedrin, ein zu lebenslänglicher Strafarbeit verurteilter Revolutionär, wurde zum Tode verurteilt, weil er den Adjutanten des Gouverneurs ohrfeigte, dann aber begnadigt und an die Karre geſchmiedet; ſpäter brachte man ihn ſo an die Karre geſchmiedet nach Schlüſſelburg, wo er wahnſinnig wurde und ſtarb.

wäre sie eben dem Grabe entstiegen, aber geistig war sie ungebrochen; es war immer noch die energische, vor keinem Hindernis zurückschreckende, enthusiastische Kampfesnatur, als die ich sie kennen gelernt hatte. Selbst die Beamten konnten sich dem Zauber ihrer Persönlichkeit nicht entziehen und zollten ihrer Unbeugsamkeit und ihrem Rechtsgefühl Achtung, wie ich später beobachten konnte. Wir hatten uns natürlich unendlich viel zu erzählen, und ich bewunderte, wie regsam ihr Geist geblieben war, wie die ganze Spannkraft ihres scharfen Verstandes nie versagte, wie sie, trotz aller furchtbaren Leiden und Entbehrungen, die sie überstanden, heiter plaudern und scherzen konnte. Alles, was dort fern in der Welt der Freiheit sich ereignete, interessierte sie lebhaft, und sie wurde nicht müde, uns über alles auszufragen, was mit dem öffentlichen Leben in Rußland und Westeuropa in Beziehung stand, wobei sie sofort von jedem von uns das zu erfahren wußte, worüber er am besten orientiert war. Ich zum Beispiel mußte zwei oder drei Abende lang über die Arbeiterbewegung in Westeuropa erzählen und überhaupt meine Eindrücke in der Fremde schildern. Es war ungemein charakteristisch, daß sie die Vorzüge der europäischen sozialen Zustände im allgemeinen zu schätzen wußte, daß ihr aber viel im Vergleich zu Rußland unsympathisch war. Als ich ihr zum Beispiel meine Erlebnisse in den deutschen Gefängnissen schilderte, war sie aufs äußerste empört über diese Zustände. Ihren Anschauungen nach war sie immer noch Anhängerin des Programms der „Buntari". Es war auch kaum anders möglich: ihre Vergangenheit gehörte vollständig jener Periode der revolutionären Bewegung an, wo die Denkweise der „Buntari" und der „Narodniki" die herrschende war und von Kritik nicht die Rede sein konnte. Dabei entsprach das einfache Programm, das darin bestand, „das Volk zu Protesten und Revolten gegen das bestehende Regime, im Einklange mit den örtlichen Verhältnissen, zu bewegen", durchaus ihrem sprühenden, jeder Disziplin abholden Temperament.

Ihre drei Freundinnen und Leidensgenossinnen waren ebenfalls hervorragende Persönlichkeiten. Ich hatte Gelegenheit, mit ihnen zu sprechen und einiges über ihre revolutionäre Vergangenheit zu erfahren.

Da war die jugendliche Sophie Bogomolez; als Tochter eines reichen Gutsbesitzers im Gouvernement Poltawa geboren — ihr Mädchenname war Prisezkaja —, besuchte sie später das Mädchen-

gymnasium und die „medizinischen Kurse“ in Petersburg. Sie hatte einen Arzt geheiratet, hatte aber dann ebenso wie Marie Kowalewskaja ihre Familie, den Mann und einen kleinen Buben, verlassen und sich ganz der revolutionären Bewegung gewidmet. Im Jahre 1880 wurde sie als Mitglied des südrussischen Arbeiterbundes verhaftet und zu zehn Jahren Strafarbeit verurteilt. Sie machte dann, wie erwähnt, einen Fluchtversuch, und bekam weitere fünf Jahre zudiktiert, schließlich wurde diese Frist noch um ein Jahr verlängert infolge eines Rencontres, das sie mit einem Beamten hatte, und außerdem wurde sie in die Kategorie der „zu Prüfenden“ versetzt, das bedeutet, wie ich später auseinandersetzen werde, daß die Frist der eigentlichen Kerkerhaft verlängert wurde. Auch Sophie Bogomolez war ihrem ganzen Temperament nach eine Anhängerin der „Revolte“ und führte während ihrer Kerkerhaft einen unerbittlichen Kampf gegen die Behörden jeder Art. Ja sie ging noch weiter als ihre Freundin Kowalewskaja, denn während jene nur gegen die Mißbräuche, Schikanen und Gaunereien kämpfte, sah diese in jedem Gefängnisbeamten einen persönlichen Feind. Jeden, selbst den geringsten Kompromiß, wie ihn fast jeder der Gefangenen schließen mußte, hielt sie für unstatthaft, für Prinzipienbruch. Sie war zum Beispiel der Ansicht, daß kein Gefangener sich der Leibrevision unterwerfen dürfe, weil das eine Beleidigung seiner Menschenwürde sei. Rücksichten auf die eigene Gesundheit kannte sie nicht und war stets bereit, selbst ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Die Beamten zitterten vor ihr, da sie wohl wußten, daß das einzige Mittel, über das sie verfügten, Strafen, hier nicht verfingen.

Die dritte der Gefangenen von Irkutsk hatte folgende Geschichte in ihrer revolutionären Tätigkeit: Im Frühjahre 1878 wurde aus dem Gebäude der Finanzverwaltung in Cherson die Summe von 1 500 000 Rubel gestohlen, wobei der Einbruch aus dem Nachbarhause geschehen war. Die Polizei hielt noch an demselben Tage auf der Straße eine Dame an, die in einem Bauernwagen über Land fuhr und ein paar verdächtige Säcke mit sich führte. Die Dame wurde als die Frau eines Gutsverwalters aus der Nachbarschaft, Helene Roffikoff, erkannt, und die Säcke enthielten eine Million Rubel. Mit ihr zusammen wurde noch eine Frau verhaftet, die an dem Raub beteiligt war, und infolge der Aussagen dieser Frau fand man auch das übrige Geld nach Abzug von etwa 10 000 Rubeln. Es stellte sich heraus, daß dieses extravagante

Unternehmen von Frau Rossikoff organisiert worden war. Sie hatte die Staatskasse beraubt mit der Absicht, das Geld für revolutionäre Zwecke zu verwenden. Mit noch einigen Personen, die an der Tat beteiligt waren, vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde sie als Rädelsführerin zu lebenslänglicher Strafarbeit verurteilt.

Auch sie führte im Gefängnis einen unablässigen Kampf gegen die gesamte Verwaltung und ließ sich durch nichts abschrecken. Die vierte der Märtyrerinnen von Irkutsk war Marie Kutitonskaja. Sie war ein Zögling des Mädcheninstituts von Odessa und hatte sich, noch jung an Jahren, der revolutionären Bewegung angeschlossen. Im Jahre 1879 wurde sie als Genossin von Lisogub und Tschubaroff zu vier Jahren Strafarbeit verurteilt und nach Kara geschickt. Nach Ablauf der Frist wurde sie in dem Flecken Akscha in Transbaikalien interniert. Aber bald war sie abermals im Gefängnis. Die Behörden in Kara hatten die männlichen Gefangenen malträtiert (worüber ich noch berichten werde); Kutitonskaja beschloß, Rache dafür an dem Hauptschuldigen, dem Gouverneur von Transbaikalien, Iljaschewitsch, zu nehmen und hatte einen Schuß auf ihn abgefeuert, aber fehlgeschossen; das Kriegsgericht verurteilte sie zum Tode, doch wurde dann statt dessen lebenslängliche Strafarbeit über sie verhängt. Eine schöne, vornehme Erscheinung, blondhaarig, mit gewinnenden, zarten Gesichtszügen, gewann Marie Kutitonskaja die Herzen im Fluge. Als sie das Attentat gegen den sibirischen Machthaber beging, wurde sie einer grausamen, unmenschlichen Behandlung unterworfen: man warf sie in ein finsteres, feuchtes Verlaß und gab ihr nur Wasser und Brot. Hilfe kam ihr von den Kriminalsträflingen, die sie im Gefängnis gesehen hatten und sie vergötterten; sich der größten Gefahr aussetzend, drangen diese Leute zu ihr, brachten ihr Nahrung und erwiesen ihr sonst Dienste. Ohne diese Hilfe wäre sie vielleicht zugrunde gegangen. Die Sträflinge hatten übrigens ihren Namen einer kleinen Veränderung unterworfen und nannten sie statt Kutitonskaja Kupidonskaja; sie hatten auf diese Weise ohne ihr Wissen eine richtige Bezeichnung für die schöne Frau gefunden, „die Kupidonische". Die lange Kerkerhaft hatte ihre Kraft gebrochen, sie wurde lungenkrank und erlag im Jahre 1887 ihrem Leiden.

XXI

Eine Rüge an den Polizeimeister. Begegnung mit deportierten Genossen. — Von Irkutsk nach Kara. Gestohlene Fesseln. — Ein zweifelhafter Dekabrist. Noch ein Konflikt. — Ankunft in Kara.

Die Erzählung der Frauen über ihr Martyrium hatte auf uns tiefen Eindruck gemacht. Was hatten sie nicht alles erlitten, und wie hatte man sie behandelt, wie kleinlich hatte man sie schikaniert! Als sie ihren Hungerprotest erhoben, ließ man sie in einer Zelle, deren Fenster keine Scheiben hatten, und das während der sibirischen Winterfröste. Es war geradezu ein Wunder, daß sie das alles ausgehalten hatten. Was war natürlicher, als daß unser Zorn gegen den Polizeimeister, der Anlaß zu diesem Drama gegeben hatte, aufloderte, und daß wir sehnlichst wünschten, ihm unsere Verachtung auszusprechen. Die Gelegenheit bot sich bald. Ein höherer Beamter aus Petersburg inspizierte die sibirischen Gefängnisse und kam auch in Begleitung einer großen Suite in unsere Zelle; der Polizeimeister befand sich ebenfalls in der Suite. Kaum war er eingetreten, als unser Obmann, gemäß einer vorhergehenden Verabredung unter uns, auf ihn zuging und mit erhobener Stimme erklärte:

„Wir sind erstaunt ob der Dreistigkeit, mit der Sie, nachdem Sie unsere Genossinnen zu einem entsetzlichen Hungerprotest gezwungen haben, es wagen, uns vor die Augen zu treten."

Die ganze Gesellschaft nahm schleunigst Reißaus, begleitet von unseren Zurufen, die durchaus keine Schmeicheleien für den Übeltäter waren. Irgendwelche üble Folgen hatte dieser Vorgang nicht, und unsere Genossinnen freuten sich herzlich über die Demütigung ihres Peinigers.

Von den vier Damen hatten wir manches über die Zustände in Kara, unserem Bestimmungsort, gehört, und auch einen Genossen, der aus eigener Erfahrung über das Gefängnis in Kara orientiert war, sprachen wir in Irkutsk. Es war Ferdinand Lustig, ein gewesener Artillerieoffizier und später Student des Technologischen Instituts in Petersburg, der im Prozeß von Suchanoff und

Michailoff im Jahre 1882 zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurde, seine Strafe in Kara verbüßt hatte und jetzt in die Verbannung ging. Was er erzählte, klang im allgemeinen recht traurig. Das Regime war hart, und dazu stand der Kommandeur des Gefängnisses, Gendarmerierittmeister Nikolin, in übelstem Rufe.

Die Reise nach dem Osten traten wir zu viert an: Marie Kaljuschnaja, Tschuikoff, Lasareff und ich. Die übrigen sieben Personen waren nach verschiedenen Orten im Gouvernement Irkutsk verschickt worden, und nur der neunzehnjährige Rubinok, dessen Schicksal ich bereits erwähnte, ging nach Norden in die jakutische Wüstenei.

Ende September brachen wir auf, abermals mit einer Partie Kriminalsträflinge. Bis Kara hatten wir einen Weg von ungefähr 1200 Werst vor uns, und die Wanderung mußte mindestens zwei Monate dauern. Der Winter beginnt bekanntlich in Sibirien bedeutend früher als auf den gleichen Breitegraden in Westeuropa, selbst in Rußland, und uns standen somit alle Schreckniſſe einer Winterreise bevor. In zwei Tagen ging das letzte Dampfschiff von der Station Listwinitschnaja über den Baikalsee, und es galt, diesen zu erreichen, widrigenfalls wir den Winter im Gefängnis zu Irkutsk hätten zubringen müssen.

Der stürmische Baikal empfing uns noch ziemlich gnädig, obwohl in der Regel die Herbststürme hier eine direkte Gefahr für die Schiffahrt sind. Es ist wiederholt behauptet worden, daß die Ufer dieses riesigen Sees an Schönheit den schweizerischen Gebirgsseen nichts nachgeben; ich mag keinen Vergleich anstellen, doch ist der Eindruck, den die gewaltigen Berge machen, in der Tat unvergeßlich.

Am jenseitigen Ufer, an der Landungsstation Myssowaja, hatten wir zu übernachten. Man hatte uns bereits eingeschlossen, da kreischte das Schloß der Kerkertür, und die Wache führte eine junge Dame herein, die direkt auf mich zukam.

„Sonja!“ rief ich freudig überrascht, als ich sie erkannte. Es war Sophie Iwanoff, eine gute Freundin, die ich seit sechs Jahren nicht gesehen. Wie Sophie Perowskaja, Wera Figner und andere hervorragende Terroristinnen, war Sophie Iwanoff im Herbst 1879, nachdem die Organisation „Land und Freiheit“ sich aufgelöst hatte, der neu entstandenen Partei „Narodnaja Wolja“ beigetreten. Gerade in jener Zeit des Überganges hatte ich Sophie

Iwanoff und andere Terroriſten kennen gelernt. Kurz darauf, im Januar 1880, war ſie in Petersburg verhaftet worden; ſie arbeitete mit mehreren Genoſſen in der Geheimdruckerei, wo das Parteiorgan „Narodnaja Wolja“ gedruckt wurde. Bei der Verhaftung wurde bewaffneter Widerſtand geleiſtet, an dem Sophie Iwanoff aktiv teilnahm, und deshalb wurde ſie zu vier Jahren Katorga verurteilt. Jetzt wurde ſie nach Verbüßung der Strafe nach einem weſtlichen Gouvernement in Verbannung geſchickt. Wir waren herzlich erfreut, uns wiederzuſehen, aber es war uns nur eine Friſt von wenigen Stunden vergönnt, denn das Dampfſchiff ſollte alsbald den Rückweg antreten, und meine Freundin durfte den Anſchluß nicht verſäumen. In aller Eile teilten wir einander unſere Erlebniſſe mit und fragten nach gemeinſamen Bekannten und Genoſſen, dann mußten wir uns trennen, und ich habe ſie nie wieder geſehen. Soviel ich weiß, weilt Sophie Iwanoff heute noch in Sibirien.

Bald darauf kamen wir in Werchny-Udinsk, der erſten Stadt jenſeits des Baikal, an. Wie nahezu überall in Sibirien, war das Gefängnis überfüllt, und man fand kaum Raum für uns, die „Politiſchen“. Der Feldwebel — auf dem Wege in Transbaikalien kommandierten überall Feldwebel ſtatt der Offiziere die Gefangenentransporte — führte uns daher nach dem Polizeiamt, um uns dort unterzubringen. Da es aber ſpät geworden war, waren die Bureaus geſchloſſen und kein Beamter mehr zu finden, der uns in Empfang nehmen konnte, was aber dem Feldwebel wenig Kopfzerbrechen zu bereiten ſchien; er ließ uns einfach in der Kanzlei allein bei geöffneten Fenſtern und Türen und ging ſeiner Wege. Wir konnten alſo gehen oder bleiben, wo wir wollten, und waren höchſt erſtaunt über dieſe gemütliche Löſung der Frage. Aber der Mann wußte ſchließlich, was er tat. Freilich konnten wir unbemerkt davongehen, aber was dann? Es war ja überhaupt ſtets leicht, aus dem Gefängnis zu kommen, aber es war faſt unmöglich, der Verfolgung zu entgehen. War doch zum Beiſpiel Eliſabeth Kowalſkaja nicht ein, ſondern ſogar zweimal aus dem Gefängnis in Irkutsk geflohen (das eine Mal war ſie als Schließer verkleidet), aber beide Male war ſie wieder eingefangen worden, ehe ſie noch die Stadt verlaſſen hatte. Wenn es daher ſo ſchwer war, in einer relativ großen Stadt wie Irkutsk ſich zu verbergen, trotz der Verbindungen und Geldmittel, über die Kowalſkaja verfügte, ſo war es ſicher

unmöglich in einem Neſt wie Werchny-Udinsk, wo alle Einwohner bekannt waren, zumal für uns, da wir weder Verbindungen noch Geldmittel hatten. Aber es war ein eigentümliches Gefühl, wie ich mich jetzt noch erinnere, ſich frei zu fühlen, durch keine Wache beengt und trotzdem gefangen zu ſein. Wir ärgerten uns ſchließlich, daß man uns derart der Verlockung ausſetzte.

In Werchny-Udinsk begegneten wir abermals einem Genoſſen, der aus Kara kam und in die Verbannung ging; es war Steblin-Kamenſki,* den ſeine Frau freiwillig begleitete. Er hatte das Dampfboot nicht mehr erreicht und mußte nun in Werchny-Udinsk bleiben, bis die Wege paſſierbar wurden, das heißt drei bis vier Monate; dieſe Zeit durfte er ſich an dem genannten Orte frei aufhalten. Selbſtverſtändlich blieben wir die beiden Tage, die unſere Partie hier zu warten hatte, bei einander, und Kamenſki mußte vor allem erzählen, wie es ihm in Kara gegangen. Er war ein glänzender Cauſeur und ſchilderte mit unerſchöpflichem Humor das Leben und Treiben unſerer Genoſſen in allen Einzelnheiten. Es war freilich ein Lächeln unter Tränen, denn was er erzählte, war traurig genug. Vor allem litten unſere Genoſſen bittere Not und unter einem unmenſchlichen Kerkermeiſter. Auch Kamenſki ſchilderte den bereits erwähnten Rittmeiſter Nikolin, unter deſſen Kommando das Gefängnis in Kara ſtand, als einen bösartigen, launenhaften und liſtigen Menſchen, der allerlei Nichtswürdigkeiten erſann, um die Gefangenen zu plagen.

Wir hatten alſo bereits einige Genoſſen kennen gelernt, die von Kara kamen. Sie machten alle einen traurigen Eindruck. Die lange Kerkerhaft hatte ihnen den Stempel aufgedrückt. Ihre Stimme war gedämpft, ihr Antlitz mit tiefen Furchen durchzogen; die meiſten waren kahlköpfig trotz der jungen Jahre, es gab kaum über dreißig Jahre alte Leute unter ihnen. Aber gebrochen an Geiſt, entmutigt waren ſie nicht, mit einigen Ausnahmen. Nur die wenigſten ſahen der Zukunft in bezug auf ihr eigenes Schickſal hoffnungsvoll entgegen. Es ſtanden ihnen lange Jahre der Verbannung bevor; in irgendeinem verlorenen Neſte Sibiriens ſollten ſie hinvegetieren, allen Entbehrungen ausgeſetzt, dem Leben entrückt. Manchen er-

* Er war 1879 zuſammen mit Marie Kowalewſkaja wegen Widerſtandes bei der Verhaftung zu zehn Jahren Katorga verurteilt worden. In Irkutsk hat er ſich ſpäter das Leben genommen.

schien es fraglich, ob das Los, das ihrer harrte, nicht schlimmer sei als die Kerkerhaft. Schließlich war es doch wenigstens ein Schein von „Freiheit", der winkte! Freilich eine problematische „Freiheit", denn die Deportierten, die „Ansiedler", wie es in der Amtssprache heißt, waren auf Schritt und Tritt tausenderlei Beschränkungen unterworfen, aber diese Freiheit lockte immerhin. Nur einem begegnete ich, der zuversichtlich der Zukunft entgegensah, trotzdem er in das Jakutengebiet, dem schlimmsten Teile Sibiriens, deportiert wurde; es war dies Iwan Kaschinzeff,* damals fünfundzwanzig Jahre alt und voller Lebensfreude. Er erklärte mir, als wir uns auf einer Etappenstation begegneten — wir hatten uns früher gekannt —, daß er unter allen Umständen flüchten werde. In der Tat entkam er später und lebt jetzt im Ausland.

Ehe die aus dem Gefängnis Entlassenen ihren Bestimmungsort erreichten, hatten sie zu jener Zeit Schweres auszustehen. Wir, die wir nach Kara gingen, bewegten uns im Schneckentempo, aber die von Kara kamen, hatten es noch schlimmer, sie mußten nahezu auf jeder Etappenstation warten, bis der Convoi auf dem Rückweg sie eine Station weiter brachte, und das dauerte oft eine ganze Woche. So kam es, daß sie im Durchschnitt kaum fünf Werst täglich zurücklegten; da es sich um Entfernungen von Hunderten und Tausenden von Werst handelte, dauerte also die Reise oft viele Monate.

Unwillkürlich dachte ich bei jeder Begegnung mit einem Genossen, der von Kara kam, an meine eigene Zukunft: Wie wird es um dich stehen, wenn du nach Jahren diesen Weg gehst? Ja, wirst du ihn überhaupt jemals wieder gehen? . . .

* * *

Eines Tages bemerkte ich einen eigenartigen Verlust an meiner Habe. Man hatte mir den Sack gestohlen, in dem ich einiges von meinem Gepäck und einige der Regiesachen verwahrt hatte, und obendrein enthielt der Sack meine Fesseln. Es blieb mir nichts anderes übrig, als das Vorkommnis dem Offizier zu melden; statt die Fesseln an den Füßen zu haben, ließ ich sie mir stehlen! Desto

---

* Er wurde im Jahre 1881 zu zehn Jahren Katorga verurteilt wegen Teilnahme an dem südrussischen Arbeiterbunde; infolge des Krönungsmanifestes war ihm ein Drittel der Strafe erlassen worden.

mehr war ich erstaunt, daß der Offizier vor allem sein Bedauern ob meines Verlustes ausdrückte; das Verschwinden der Regiesachen schien ihn weiter nicht zu kümmern.

„Was mache ich jetzt aber ohne Fesseln?“ fragte ich endlich. Ich sah, daß ihn das Fehlen dieses wichtigen Requisits in der Ausrüstung eines Sträflings ganz gleichgültig ließ. „Wenn ich nach Kara komme, wird man jedenfalls danach fragen?“

„Allerdings, die müßten Sie eigentlich haben,“ meinte er. „Warten Sie einmal, ich glaube, es muß noch irgendwo derartiges Zeug herumliegen.“ Darauf gab er dem Feldwebel den Befehl, in der Rumpelkammer nachzusehen, und dieser brachte denn auch ein paar neue Fesseln.

„Geben Sie jetzt acht, daß man ihnen die Dinger nicht abermals stiehlt,“ meinte der Offizier, als ich sie bei meinem Gepäck untergebracht hatte.

Wie dieses Beispiel zeigt, wurden die Beziehungen unserer Wächter zu uns sorgloser, sozusagen patriarchalisch, je weiter wir nach Osten kamen.

Unterdessen war der Winter hereingebrochen, der sibirische Winter mit all seinen Schrecken. Wir passierten den Jablonowoi-Bergrücken und näherten uns der Hauptstadt Transbaikaliens, Tschita. Auf der letzten Station vor diesem Punkte bemerkten wir lebhaftes Treiben bei den Kriminalsträflingen; der Feldwebel und die Soldaten machten sich die ganze Nacht bei ihnen zu schaffen, schleppten beständig etwas hin und her und waren überhaupt außerordentlich geschäftig. Wir zerbrachen uns in unserer Zelle vergeblich den Kopf, was eigentlich los war; erst am nächsten Tage löste sich das Rätsel.

Trotzdem die Entfernung bis Tschita sehr beträchtlich für einen Tagesmarsch war — wenn ich nicht irre gegen vierzig Werst —, brachen wir am nächsten Morgen sehr spät auf. Etwa fünfzehn oder zwanzig Werst vor der Stadt stand ein einsames Gehöft ganz isoliert von der Landstraße. Wir wußten bereits von den Genossen, die von Kara kamen, daß hier ein alter Mann hauste, der sich für einen „Dekabristen“* ausgab. Die Partie rastete in dem Gehöft. Uns „Politischen“ wurde eine Kammer angewiesen, und bald stattete

* Ein Teilnehmer an der Revolte im Dezember 1825 bei der Thronbesteigung Nikolaus I.

uns der Hausherr einen Besuch ab. Es war ein lebhafter alter Herr, sehr präsentabel und würdevoll, der sich uns als gewesener Dekabrist Karawajeff vorstellte. Nach seiner Erzählung war er als Fähnrich der Garde an der Revolte beteiligt und nach Sibirien verbannt worden; daraus ergab sich, daß er gegen achtzig Jahre alt sein mußte, aber seinem Aussehen nach konnte man ihn höchstens auf fünfundsechzig schätzen. Er war eifrig bemüht, uns zu bewirten, und weigerte sich, Geld von uns zu nehmen. Unterdessen ging es in dem Nebenraum und im Korridor sehr lebhaft zu, es schien dort ein Tauschhandel, verbunden mit einem Gelage stattzufinden; Sträflinge und Soldaten kneipten, aßen und waren guter Dinge.

Es war bereits finster geworden, als die „Partie" am nächsten Tage an dem Gefängnistor in Tschita anlangte. Wir „Politischen" hatten hier einen harten Strauß mit dem Verwalter zu bestehen, der uns in der Weise schikanierte, daß er zuerst die Kriminalsträflinge in Empfang nahm und uns schließlich eine Zelle in einem Zustand anwies, daß es absolut unmöglich war, die Nacht darin zuzubringen; erst als wir Lärm schlugen und mit Klagen drohten, gab er uns anständige Unterkunft.

Am folgenden Tage, als die „Partie" zum Abmarsch sich rüsten wollte, zeigte sich, daß den meisten Sträflingen die Regieausrüstung fehlte. Jetzt ging uns ein Licht auf über die Vorgänge der letzten Nacht und das Gelage bei dem „Dekabristen". Der ehrenwerte, gastfreie Herr Karawajeff war augenscheinlich mit dem Convoi im Bunde, er lieferte den Sträflingen Schnaps, indem er ihnen Regiesachen, Kleider, Stiefel usw., abkaufte, natürlich um ein Spottgeld. Damit die Sache bei der Ablieferung in Tschita nicht ruchbar wurde, sorgte der Convoi dafür, daß die „Partie" möglichst spät ankam; auf die Weise wurde die Revision überhastet und das Fehlen der Sachen übersehen. Kurz, der ehrenwerte Karawajeff hatte jedenfalls nicht ohne Hintergedanken sich an dem einsamen Orte niedergelassen. Für die armen Sträflinge hatte das Gelage üble Folgen; sie wurden, da sie den Verbleib der Kleider und der sonstigen Regiesachen nicht nachweisen konnten, durchgeprügelt und bekamen dann erst neue Ausrüstung.

In Tschita trennten wir uns von unserem braven Obmann Lasareff, der hier interniert wurde. Wir anderen drei beschlossen, uns hier eine längere Rast zu verschaffen. Wir waren seit dem

Abmarsch von Irkutsk sechs Wochen auf dem Wege und ganz erschöpft; Eile hatten wir ja ohnehin nicht, uns erwartete das Gefängnis, wo wir jahrelang bleiben sollten; während des Transports dagegen hatten wir immerhin ein minder strenges Regime, auch wenn wir im Gefängnis waren. Außerdem wußten wir, daß in Tschita eine Anzahl unserer Genossen interniert war, mit denen wir verkehren konnten, während weiterhin wahrscheinlich jede Verbindung aufhörte; es war also gleichsam unser Abschied von der Welt, bevor die Kerkertür hinter uns ins Schloß fiel. Wir meldeten uns daher krank und erhielten leicht die Einwilligung des Gefängnisarztes für die Unterbrechung der Reise, bis wir uns der nächsten Partie in vierzehn Tagen anschließen konnten. Unsere Genossen besuchten uns denn auch fleißig, das heißt sie kamen an das Gefängnistor, während wir uns im Hofe aufhielten. Die interessanteste Neuigkeit, die sie uns mitteilten, betraf die Exkursion des amerikanischen Schriftstellers Georg Kennan. Er war damals gerade auf dem Rückweg aus Kara in Tschita eingetroffen, und unsere Freunde waren voll des Lobes für den trefflichen Mann.

In den letzten Tagen des November brachen wir auf, diesmal in Begleitung einer sogenannten „Familienpartie", das heißt eines Transports von Sträflingen, wo außer Männer auch Frauen und Kinder ins Exil oder ins Gefängnis verbracht wurden. Es war ein schneearmer Winter, und daher kamen keine Schlitten, sondern zweiräderige Karren beim Transport zur Verwendung, auf denen die Fahrt zu einer wahren Marter wurde. Die Kälte wurde von Tag zu Tag strenger, und wir froren entsetzlich, trotzdem wir alles, was wir an warmen Kleidern besaßen, auf dem Leibe trugen und uns kaum bewegen konnten; das einzige Mittel, sich warm zu halten, war, statt zu fahren neben dem Wagen her zu marschieren. Und nun stelle man sich das Los der unglücklichen Kinder vor, die in Begleitung ihrer Eltern den Transport durch die sibirische Wüstenei erdulden mußten. Mit Ungeduld erwartete man wohl die nächste Etappenstation, um sich zu erwärmen, aber gerade diese Stationen ließen alles zu wünschen übrig. Sehr oft waren sie seit langer Zeit nicht geheizt worden, und die abgematteten und halberstarrten Sträflinge mußten erst Holz klein machen, um zu heizen; dabei waren die Öfen zum Teil verdorben und rauchten fürchterlich, so daß der Aufenthalt in den Räumen zur Qual wurde, und stellen-

weise waren nicht einmal genügend Räume vorhanden, um die ganze Partie unterzubringen. Wiederholt kam es daher vor, daß man uns drei „Politischen“ in einer Bauernhütte unterbrachte; zuweilen mußte sogar die ganze Partie derartig einquartiert werden. Wir waren jedesmal froh, wenn wir auf diese Weise kampierten, und die elendeste Hütte kam uns noch komfortabel vor im Vergleich zu der besten Etappenstation. Wie oft wünschten wir damals, daß wir auch in Zukunft in einer solchen Hütte wohnen dürften.

Wie erwähnt, hatte sich das Verhältnis zwischen uns und unserer Wache derart geändert, daß von strenger Disziplin nicht mehr die Rede war. Das hatte seine guten Seiten, aber andererseits erlaubten sich die Soldaten den Kriminalsträflingen gegenüber auch alles mögliche und ließen zuweilen ihrer Roheit die Zügel schießen. So bemerkte ich eines Tages, als wir der Stadt Nertschinsk zu marschierten, daß ein junger Soldat einen alten, hilflosen Sträfling in barbarischer Weise mit dem Gewehrkolben prügelte, weil der arme Kerl auf einen Bagagewagen gestiegen war. Ich intervenierte und sah sofort, daß es sich nur darum handelte, daß der Soldat selbst den Karren besteigen wollte und der Sträfling es nicht erraten hatte. Nachdem ich den Soldaten zur Rede gestellt, rief ich den Feldwebel und erklärte ihm, ich würde mich beschweren, daß er seine Leute so wenig in Zucht halte. Am nächsten Tage, als wir auf dem Wege nach dem Gefängnis die Stadt passierten, trat ich in einen Wurstladen ein, um Einkäufe zu machen, und sofort war der Soldat, der die Ausschreitung begangen hatte, hinter mir her: „Wohin? weshalb?“ Ich ließ ihn maulen, besorgte mein Geschäft und ging. Der Feldwebel war gerade abwesend; ich sah, wie er mit dem Bauern, der das Fuhrwerk stellte, vorausgefahren war, wahrscheinlich kneipte er unterwegs, denn er traf erst am Gefängnistor bei uns ein. Ich war erstaunt, als mir dann der Verwalter des Gefängnisses erklärte, daß der Feldwebel eine Beschwerde gegen mich vorgebracht habe wegen Beleidigung der Wache und eigenwilligem Verlassen der Kolonne. Der schlaue Patron wollte augenscheinlich die Beschwerde, mit der ich ihm gedroht, die ich aber ganz vergessen hatte, zuvorkommen. Jetzt drehte ich aber den Spieß um und verfaßte eine Beschwerdeschrift. Das Ende vom Liede war, daß der Feldwebel in Gegenwart mehrerer Zeugen um Verzeihung bitten mußte, worauf wir dann beide unsere Beschwerden zurückzogen.

In Nertschinsk wurden Tschuikoff und ich in das Gefängnis für Männer eingeliefert. Marie Kaljuschnaja bekam eine besondere Zelle angewiesen. Das Bild, das sich uns in diesem Gefängnis darbot, werde ich nie im Leben vergessen. Von einem schwach beleuchteten Korridor aus konnte man eine Reihe von Zellen übersehen; es war spät am Abend und die Sträflinge hatten sich bereits niedergelegt. Mann an Mann gedrängt lagen sie da, nicht nur auf den Pritschen, die in zwei Reihen übereinander angebracht waren, sondern überall auf den Dielen, es war buchstäblich nicht ein Stückchen Raum frei. Die meisten der Sträflinge waren mit Hemd und Hose bekleidet, viele hatten nur eine Hose an und lagen entblößt auf dem von Schmutz starrenden Boden. Das Gedränge war so groß, daß wir, um in die „Zelle der Privilegierten" zu gelangen, die man uns angewiesen hatte, nicht nur über die Schläfer hinschreiten, sondern direkt auf ihre Körper treten mußten. Der Gestank war geradezu entsetzlich, denn nicht nur die Ausdünstung der Menschen erfüllte die Luft, sondern es standen auch die großen, mit Exkrementen gefüllten Kübel überall umher; da die Gefäße leck waren, war der Boden ringsum verunreinigt, und die Leute hatten die stinkende Flüssigkeit an ihren Füßen überall hingeschleppt. Hier und da sah man auf dem Boden und den Pritschen in Gruppen die Kartenspieler hocken und mit Leidenschaft ihr Spiel fortsetzen, unbekümmert um alles, was ringsum geschah. Trotzdem die meisten zu schlafen schienen, herrschte unglaublicher Radau in allen Räumen. Es war ein geradezu Entsetzen erregender Eindruck, die Hölle Dantes konnte nicht schlimmer sein.

Auch die „Zelle der Privilegierten" war voller Menschen. Wir fanden hier abermals zwei Genossen, die von Kara gekommen waren, Tschekoidse und Zuckermann. Sie hockten nebeneinander am Boden, und wir fanden mit Mühe ein Plätzchen neben ihnen, wo wir uns niederlegen konnten. Zuckermann war mir bekannt; er war Schriftsetzer und Mitte der siebziger Jahre zu Fuß von Berlin nach der Schweiz gewandert, wo ich ihn kennen lernte. Später war er dann nach Rußland gegangen, wo er in der Druckerei der „Narodnaja Wolja" gearbeitet hatte. Als man die Druckerei aushob, hatte er in Gemeinschaft mit Sophie Iwanoff und anderen bewaffneten Widerstand geleistet, und die Genossen hatten mir erzählt, wie heldenhaft er sich während des Prozesses gehalten. Um die Genossen zu decken, hatte er alle Schuld auf

sich genommen und erklärt, daß er es gewesen sei, der den ersten Schuß gegen den Gendarmen abgefeuert habe usw. Man hatte ihn zu acht Jahren Katorga verurteilt und nach Kara geschickt, dort wurde er der Liebling des ganzen Gefängnisses; stets guter Laune, voll witziger Einfälle, verbreitete er überall Frohsinn; dabei war er einer von jenen Menschen, von denen man wohl sagt, sie seien „zu gut für diese Welt", die personifizierte Selbstlosigkeit, stets bereit, anderen zu helfen und sich aufzuopfern. Als wir jetzt in dem schauderhaften Gefängnis lagen, wurde er nicht müde, zu erzählen und zu scherzen; besonders ergötzlich malte er das Zukunftsbild seines Lebens im Jakutengebiet, wohin er verbannt wurde. Leider kam die Wirklichkeit anders: der arme, frohlebige Zuckermann hielt die Einsamkeit und die Entbehrungen in einem Jakutenaul nicht aus und nahm sich das Leben.

Tschekoidse hatte ich früher nicht gekannt, aber wir hatten viel gemeinsame Bekannte und Freunde. Er war der Abstammung nach Grusine und hatte die Schule für Artillerieoffiziere in Petersburg absolviert. Mit einigen anderen Kaukasiern hatte er dann an der propagandistischen Bewegung teilgenommen, war 1875 verhaftet und in dem „Prozeß der Fünfzig" zu Deportation verurteilt worden; dann war er aus Sibirien geflüchtet, wurde abermals verhaftet und zu dreijähriger Katorga verurteilt; jetzt ging er nach der Verbüßung der Strafe in die Verbannung in das Jakutengebiet. Er machte damals den Eindruck eines energischen, unbeugsamen, umsichtigen und praktischen Menschen, der sich in jeder Lage zu helfen weiß; es schien, daß er überall, wohin ihn das Schicksal verschlagen möge, sich ein zweckmäßiges Arbeitsfeld zu schaffen wissen würde. In der Tat entsprach sein späteres Leben durchaus diesem Charakter. Alle die Entbehrungen aber haben seine Gesundheit untergraben, und als er anfangs der neunziger Jahre nach Westsibirien verbracht wurde, erkrankte er schwer und starb an der Schwelle Europas in Kurgan im Jahre 1897.

Am Morgen des 24. Dezember 1885 kamen wir endlich in Ustkara an, einem kleinen Dorfe, wo sich das Gefängnis für Kriminalgefangene und das Gefängnis für die weiblichen Staatsgefangenen befand. Hier mußten wir uns also von unserer Genossin Marie Kaljuschnaja trennen, und ich habe sie an jenem Morgen zum letztenmal gesehen. Tschuikoff und ich mußten noch fünfzehn Werst nach Nischnaja-Kara, wo sich das Gefängnis für männliche Staats-

gefangene befand, wandern. Wir mußten bis zum nächsten Tage auf den Kommandanten warten, der die Kriminalsträflinge und uns beide in Empfang nahm. Dann wurde unser Gepäck auf einen Karren gelegt, und in Begleitung einer Schildwache marschierten wir ab, nachdem wir noch vorschriftsmäßig die Fesseln angelegt hatten.

Es war ein furchtbar kalter Tag. Trotz der schweren Kleider und der Fesseln schritten wir rüstig aus, als ob wir es gar eilig hätten, hinter Schloß und Riegel zu kommen. Wir wußten, daß dies unser letzter Marsch war, daß uns jetzt für lange Jahre nur noch das Umhertrotten auf dem Gefängnishofe bevorstand, und unsere Gedanken weilten bei düsteren Zukunftsbildern.

„Dort ist das Gefängnis," sagte einer der Soldaten, und zeigte uns einen Zaun, der aus hohen, nebeneinander eingerammten Pfählen bestand.

Plötzlich kam von dorther eine Gruppe Menschen: zwei Frauen, ein Kosak und ein Mann in Zivilkleidern.

„Viktor," rief ich, als wir uns näherkamen und ich den Mann erkannte. Es war Viktor Kostjiwin, mein alter Freund, den ich seit neun Jahren nicht mehr gesehen.* Jetzt ging er in die Verbannung.

Wir begrüßten uns herzlich, und er stellte mir die beiden Frauen vor, die ihn begleiteten; es waren Natalie Armfeld und Raisa Pribyljeff, die in Kara in der „Ansiedlung" lebten, worüber ich noch zu berichten haben werde. Die Lebensschicksale von Natalie Armfeld hat Kennan in seinem Buche geschildert, hier sei nur erwähnt, daß sie 1879 zusammen mit Marie Kowalewskaja sich in einer Wohnung befand, wo die Revolutionäre ihrer Verhaftung Widerstand entgegensetzten, und dann in dem Prozeß zu vierzehn Jahren zehn Monaten Katorga verurteilt worden war. Raisa Pribyljeff war ein Mitglied der „Narodnaja Wolja" und wurde im Jahre 1883 zu vier Jahren Katorga verurteilt.

Natürlich hatten wir uns unendlich viel zu erzählen, aber die Zeit war knapp, denn es war unseren Wächtern nicht zu verdenken, wenn sie wenig Lust zeigten, bei der grimmigen Kälte im freien Felde lange zu verweilen, und nach einer kurzen Zeit mußten wir uns trennen.

---

* Er war in dem Prozeß wegen des Attentats gegen Gorinowitsch zu zehn Jahren Katorga verurteilt worden.

„Ein Franzose würde hier ein Thema zu großen Worten finden," meinte ich. „Zwei Freunde an der Schwelle des Kerkers, der eine geht der Freiheit entgegen, der andere verschwindet hinter der Mauer für lange Jahre; eine höchst dramatische Szene!"

Noch ein Händedruck, und wir gingen.

„Ob wir uns wohl noch einmal sehen?" fragte ich.

„O freilich, ganz sicher, in Petersburg am Tage des Triumphes der sozialen Revolution!" rief eine der Damen.

Die Hoffnung war leider eitel. Natalie Armfeld ist 1887 in Kara gestorben, Raisa Pribyljeff (sie heiratete später den Verbannten Totscheff) weilt auch nicht mehr unter den Lebenden, nur Kostjiwin lebt noch in Tobolsk, aber unsere Wege haben sich seither nicht mehr gekreuzt.

* * *

Man führte uns in die Wachtstube, die sich in der Nähe des Gefängnisses befand. Die Wache meldete unsere Ankunft, und sofort erschien in Begleitung einiger Gendarmerieunteroffiziere der Gefängnisverwalter, Kosakenoffizier Bolschakoff, den wir bereits aus den Erzählungen unserer Genossen als anständigen und humanen Menschen kannten.

Wir sowohl als unsere Sachen wurden sorgfältig revidiert. Von unseren Kleidern wurde uns nur die warme Leibwäsche gelassen, alles andere mußte zum Teil ins Zeughaus, zum Teil wurde es zurückbehalten, bis der Kommandant Nikolin entschied, ob wir es behalten dürften.

„Die Fesseln brauchen Sie nicht anzulegen," erklärte uns Wachtmeister Golubzoff, „das ist hier nicht nötig."

Es war unterdessen Abend geworden, bis wir endlich fertig waren und in Begleitung von Gendarmen nach dem Gefängnis geführt wurden.

Seit meiner Verhaftung in Freiburg waren zweiundzwanzig Monate vergangen; ich hatte seither über hundert verschiedene Gefängnisse besucht und war gegen 12000 Werst gereist.

„Wache heraus!" schrie unser Begleiter. Ein Schloß flog krachend zurück; wir überschritten die Schwelle unseres Kerkers.

XXII

Die ersten Tage im Gefängnis zu Kara. — Alte und neue Bekannte.

Wir betraten einen langen, spärlich beleuchteten Korridor. Nahe der Eingangstür stand neben einer gewaltigen Truhe ein Mann in Sträflingskleidung.

„Guten Tag Martynowski!" Obwohl ich ihn nie gesehen, wußte ich bereits aus den Erzählungen der Genossen, die ich unterwegs gesprochen, daß er als Obmann vom frühen Morgen bis zum späten Abend an der Truhe weilte, die die Speisekammer der Gefangenen darstellte.

Martynowski war etwas erstaunt, als wir ihn derart begrüßten, aber als wir ihm unsere Namen nannten, glitt über sein ernstes Gesicht ein gewinnendes Lächeln, und er schüttelte uns herzlich die Hand.

„Deutsch kommt nach Nummer 2 und Tschukoff nach Nummer 4," unterbrach einer der Gendarmen unsere Begrüßung.

Eine Tür wurde geöffnet, und ich betrat meine Kammer. Es war ein großer Raum; in der Mitte stand ein langer Tisch mit Bänken, den Wänden entlang waren Pritschen und ein gewaltiger Ofen, drei große Fenster spendeten Licht.

Die neuen Kameraden begrüßten mich; es waren fünfzehn Mann in dieser Kammer. Zwei von ihnen, Sundelewitsch und Paul Orloff, waren alte Bekannte von mir.

Vor allem war die Frage zu lösen, wo mein Platz sein sollte. Man entschied, daß ich mit Sundelewitsch eine der Pritschen teilen sollte. Es mußte deshalb Starinkewitsch auf eine andere Pritsche übersiedeln. Später erfuhr ich, daß es ein großes Opfer war, das mir der Kamerad brachte, indem er seinen Platz räumte. Starinkewitsch trennte sich nämlich auf diese Weise von seinem Freunde Martynowski; nun war aber hier, wo beständig eine Anzahl Menschen in einem Raume hausen mußten, die einzige Möglichkeit, sich mit einem persönlichen Freunde in ein Gespräch einzulassen, intimere Gedanken auszutauschen, darin gegeben, daß die Freunde auf den Pritschen nebeneinander lagen. Die große Bedeutung einer solchen Nachbarschaft lernte ich erst später einsehen.

Als wir eintrafen, war das Abendessen bereits vorüber. Statt dessen bot man uns ein Glas Tee mit einem Stück Schwarzbrot und einem winzigen Stückchen Zucker an. Ich wurde mit Fragen überschüttet; über meine Gefangennahme, mein Schicksal, über alles, was in Rußland vorging, mußte ich erzählen. Wir plauderten, scherzten, lachten, wie es nur die Jugend kann (wir standen alle im Alter zwischen vierundzwanzig und dreißig Jahren, nur Beresnjuk und Dzwonkiewitsch waren älter, vierzig respektive fünfundvierzig Jahre). Ich hatte das Gefühl, als ob ich nach langer Abwesenheit in einen intimen Familienkreis gekommen wäre. Die Zeit verstrich im Fluge, und es war spät, als ich mich auf der Pritsche niederlegte, auf der ich eine kleine Matratze, die ich mitgebracht hatte, ausbreitete. Die Reise von Moskau bis hierher hatte volle sieben Monate gedauert, sie war mir recht überdrüssig geworden; deshalb empfand ich jetzt ein wahres Wohlbehagen, endlich an einem Orte angelangt zu sein, wo ich lange Jahre verbleiben sollte.

Ich hatte mich schon im voraus darauf gefreut, in Kara meinen alten Freund Jakob Stefanowitsch wiederzufinden. Seit vier Jahren hatten wir uns nicht mehr gesehen. In der Schweiz hatten wir 1881 Abschied genommen, als er nach Rußland zurückging. Bereits im Februar 1882 war er dann verhaftet worden, und im Sommer des folgenden Jahres wurde er in dem „Prozeß der Siebzehn" abgeurteilt; das Urteil lautete auf acht Jahre Katorga; zwei Jahre vor meiner Ankunft hatte man ihn in Kara eingekerkert. Da er in einer anderen Kammer untergebracht war, konnte ich ihn nur flüchtig begrüßen, denn bald nach unserer Ankunft kam die Abendrunde, und die Kammern wurden für die Nacht abgeschlossen. Am Morgen, sobald die Runde abermals die Kammern passierte und den Appell vollzogen hatte, rief ich durch das Guckloch in der Tür den Gendarmen und ließ mich in die Kammer Nummer 1 führen. Tagsüber war es uns gestattet, aus einer Kammer in die andere zu gehen, aber dieses Recht hatten die „Politischen" erst erkämpfen müssen, während in dem Gefängnis für Kriminalsträflinge in Kara die Kammertüren am Tage überhaupt nicht geschlossen werden.

Auch in dieser Kammer waren sechzehn Mann eingesperrt und ebensoviel in allen anderen; die Zahl war jetzt, seit wir eingetroffen waren, voll. Ich begrüßte auch hier die Kameraden und plauderte mit meinem Freunde, um dann in den übrigen Kammern Besuche zu

machen. Das Eintreffen von Neulingen war natürlich ein großes Ereignis im Gefängnis. Gewöhnlich war ihre Ankunft bereits signalisiert, denn trotz aller Absperrungsmaßregeln drang doch manches Gerücht durch die Mauern. Man harrte daher mit großer Ungeduld des Eintreffens neuer Leidensgenossen und besprach das Ereignis im voraus. Es ist ja auch erklärlich; die Ankömmlinge brachten für ein paar Tage Abwechslung in das einförmige Gefängnisleben; sie brachten Kunde von der Welt da draußen, sie konnten erzählen, wie es um die revolutionäre Bewegung stand.

Ich mußte also erzählen, hatte aber dabei auch Gelegenheit, die Ansichten der Kameraden kennen zu lernen, die natürlich von größtem Interesse für mich waren. Nicht alles, was ich da zu hören bekam, war mir besonders angenehm. So erinnere ich mich an ein Gespräch mit einem alten Bekannten, Woloschenko. Er galt als ein scharfsinniger Mann, ein scharfer Debatteur, dabei als Sonderling. Im Jahre 1879 war er in Kiew verhaftet worden, und das Urteil lautete auf zehn Jahre Katorga; infolge eines Fluchtversuchs wurde er dann zu weiteren elf Jahren verurteilt. Als ich über die neue Strömung in der russischen revolutionären Bewegung sprach und erwähnte, daß sich eine sozialistische Gruppe gebildet habe, die sich „Befreiung der Arbeit" nannte und die Anschauungen der deutschen Sozialdemokratie teile, also die Ideen von Karl Marx propagieren wolle, schien das Woloschenko höchlich zu belustigen.

„Sozialdemokraten in Rußland! Ha, ha, ha! Ja, wer sind diese Leute?"

„Einen von ihnen sehen Sie vor sich," antwortete ich.

Auf dem Gesicht von Woloschenko wie aller anderen spiegelte sich großes Erstaunen. Hätten sie erfahren, ich sei ein Bekenner Mohammeds geworden, es würde sie nicht weniger gewundert haben.

In der Tat waren damals die Ideen von Karl Marx in Rußland noch ganz wenig bekannt. Man hielt sich wohl für verpflichtet, den ersten Band des „Kapital", der damals in russischer Übersetzung erschienen war, zu lesen, und im europäischen Rußland war es bei gebildeten Leuten üblich, die Verdienste Marx' um die Nationalökonomie anzuerkennen, aber in Kara schien man selbst das nicht gelten zu lassen. Was aber die sozialistischen und allgemein philosophischen Grundgedanken von Marx anbetraf, so waren sie zwar

allen fremd, nichtsdestoweniger verwarf man sie, weil man sich an Eugen Dühring hielt, zum Teil auch auf die Autorität des russischen Publizisten N. Michailowski hin, und schließlich begnügte man sich mit dem „gesunden Menschenverstand", der da sagt, daß die Ideen von Marx in Rußland nicht anwendbar seien. Das war auch die Meinung von Woloschenko, dessen Urteil damals durch keinerlei Kenntnis der Marxschen Schriften beeinflußt war.

Ich war in der Lage, nicht nur mündlich Kunde von der neuen Richtung zu bringen. Trotz aller sorgfältigen Revisionen, war es uns gelungen, einige verbotene Schriften bis in das Gefängnis durchzuschmuggeln, und darunter befand sich auch die erste Broschüre, die unsere Gruppe herausgegeben hatte, Plechanows „Sozialismus und politischer Kampf". Da die Kameraden in Kara schon lange keine in Rußland verbotenen Schriften zu sehen bekommen hatten, war die Sensation groß und man stürzte sich mit Begierde auf den neuen Stoff.

Sehr gespannt war ich, wie sich Sundelewitsch zu diesen Problemen stellen würde, der früher gewissermaßen für einen Sozialdemokraten gegolten hatte, wenigstens hielt er die Taktik der Sozialdemokratie in Deutschland für richtig in bezug auf dieses Land. Wir hatten einander im Jahre 1878 kennen gelernt; ihm lag damals die Leitung der Transporte der verbotenen Schriften für die Gruppe „Land und Freiheit" ob, und seine Kenntnisse der Grenzverhältnisse ausnützend, brachte er mich und Stefanowitsch nach unserer Flucht aus dem Kiewer Gefängnis über die Grenze. Wir hatten damals über die revolutionäre Kampfesweise in Rußland scharf gestritten. Damals war ich ein entschiedener Gegner der Sozialdemokratie; als „Volkstümler" und Terrorist hielt ich die friedliche Taktik der deutschen Sozialdemokratie für unzweckmäßig, ja schädlich; daß ich eine ähnliche Tätigkeit in Rußland für unmöglich hielt, versteht sich von selbst. Sundelewitsch dagegen hielt von der „Volkstümlerei" gar nichts und eine agitatorische Tätigkeit unter den russischen arbeitenden Klassen für ganz unmöglich. Seiner Anschauung nach galt es vor allem, in Rußland die politische Freiheit zu erkämpfen, dazu war ihm jedes Mittel recht. Es war daher nur konsequent, daß er sich der politischen terroristischen Partei anschloß, als diese um das Jahr 1878 ihre Tätigkeit begann, und er gehörte zu den ersten, die den Gedanken verbreiteten, nur auf diese Weise könne man in Rußland die bestehende politische Ordnung stürzen.

Er gehörte denn auch zu denen, die aktiv an der Organisation einiger Attentate teilnahmen. Seine Partei verdankte ihm ungemein viel, denn in bezug auf die praktische Durchführung verschiedener Dinge bei der revolutionären Tätigkeit war er unvergleichlich, wußte stets die zweckmäßigsten und praktischsten Mittel zu finden. Durch einen Zufall wurde er im Herbst 1879 in Petersburg in der öffentlichen Bibliothek verhaftet und in den „Prozeß der Sechzehn" verwickelt, in dem Kwiatkowski und Presenjakoff zum Tode und er selbst zu lebenslänglicher Katorga verurteilt wurden.

Die Hoffnung, in Sundelewitsch jetzt einen sozialdemokratischen Gesinnungsgenossen zu finden, erwies sich als unrichtig. Das war höchst betrüblich. Sobald man von der Richtigkeit seiner eigenen politischen Anschauung überzeugt ist, muß man sich unbehaglich fühlen, wenn man jahrelang unter Leuten leben soll, die zwar im allgemeinen die gesellschaftlichen Verhältnisse verurteilen, aber in bezug auf die Anschauungen, wie da zu bessern und umzugestalten ist, anders gesinnt sind; man mag noch so tolerant gegen Andersdenkende sein, über diese Gegensätze kommt man nicht hinweg. Schon deshalb also mußte ich dringend wünschen, mit meinen Ideen nicht ganz vereinsamt zu sein. Und niemand wünschte ich so sehr als Freund zu sehen, wie gerade Sundelewitsch, der als Kamerad unvergleichlich war. Er war einer der feinfühligsten Menschen, die ich kannte, dabei selbstlos, zuverlässig und klug.

Als ich nun neben ihm die langen Abende auf der Pritsche lag, hatten wir uns unendlich viel zu erzählen, wir sprachen über die gemeinsamen Bekannten, die noch in Freiheit waren und für die Ideen kämpften, von den Opfern dieses Kampfes, die in Schlüsselburg schmachteten oder den Heldentod gestorben waren. ... Aber ich scheute mich mit der Zeit instinktiv, die theoretischen Fragen zu berühren, ich fürchtete, wir würden einander nicht verstehen können. Und leider hatte ich es erraten, der Freund wurde mir nicht zum Gesinnungsgenossen. Wie viele andere war Sundelewitsch ein absoluter Gegner der Marxschen Weltanschauung, selbst die ökonomischen Lehren des „Kapital" ließ er nicht gelten. Wir haben deshalb manch harten Strauß miteinander ausgefochten im Gefängnis. Für Deutschland ließ mein Freund die Sozialdemokratie gelten, für Rußland erklärte er wie Woloschenko diese Ideen als „unanwendbar".

Mit meinem zweiten Freunde, Stefanowitsch, konnte ich weniger debattieren, da wir in verschiedenen Kammern saßen. Auch ihm kamen

meine Anschauungen durchaus unerwartet, sie schienen ihm fremd und unbegreiflich. Als wir uns vor vier Jahren getrennt hatten, waren wir durchaus einig; er war dann die ganze Zeit geblieben, was er war: halb Volkstümler, halb Terrorist; ich hatte die neuen Ideen aufgenommen, hatte mit anderen Kameraden aus der Organisation „Tscherny Peredjell" die sozialdemokratische Gruppe gegründet; das erfuhr er erst jetzt und wußte nicht, was er davon halten sollte. Aber anders als die übrigen, als ungemein ernster und denkender Mensch, wußte er die Wendung, die seine Kampfgenossen durchgemacht hatten, zu würdigen; er erfaßte die Tragweite der neuen Gedanken und suchte sie zu begreifen. Vor allem wurde er sich darüber klar, daß es sich hier um eine ganz neue Weltanschauung handle, der durch unsere Gruppe der Weg in Rußland gebahnt wurde. Ob diese Weltanschauung in Rußland Boden finden würde, das bezweifelte er, aber es lag ihm fern, diesen Ideen mit Feindschaft und Hohn zu begegnen, wie es viele Revolutionäre damals und noch später taten.

* * *

Das Zusammenleben einer Anzahl junger Leute im Gefängnis hatte dazu geführt, einen eigenartigen Jargon entstehen zu lassen. So hatte auch jede der Kammern einen besonderen Namen erhalten; die erste hieß „Synedrion", die zweite „Adelskammer", die dritte „Jakutenkammer", die vierte „Woloft" (Dorf). Woher diese Bezeichnungen stammten, war in der „grauen Vorzeit" zu suchen, ich habe es nicht herausgefunden.

Die „Adelskammer", in die ich kam, wies lauter recht sympathische Insassen auf. Es waren kluge, lebensfrohe und gebildete junge Leute. Jeder von ihnen repräsentierte in gewissem Sinne einen originellen Typus. Es befanden sich unter ihnen einige wirklich hervorragende Persönlichkeiten.

Zu diesen zähle ich vor allem Nikolaus Jazewitsch. Er war der Sohn eines Geistlichen aus dem Gouvernement Poltawa. Als siebzehnjähriger Jüngling — er war Student in der Tierarzneischule zu Charkow — wurde er verhaftet, weil er den Versuch unternommen hatte, Alexei Medwedjeff aus dem Gefängnis zu befreien; das Urteil lautete auf fünfzehn Jahre Katorga. Unterwegs war er, wie bereits erwähnt, aus dem Gefängnis in Irkutsk geflohen, jedoch wieder eingefangen und wegen dieses Fluchtversuches zu

weiteren vierzehn Jahren Katorga verurteilt worden. Er war kaum neunzehn Jahre alt, als man ihn nach Kara brachte. Hier eroberte er sich im Fluge die Herzen durch seinen edlen Charakter. Bescheiden bis zur Schüchternheit, schweigsam und in sich gekehrt, übte er auf alle Kameraden einen geradezu magischen Einfluß aus. Seine Wißbegier schien grenzenlos; mit eisernem Fleiße lernte er im Gefängnis und erwarb sich bedeutende Kenntnisse besonders in Naturwissenschaften, Philosophie, Literatur und erlernte einige Sprachen. Dabei fand er noch Zeit für physische Arbeit und zeigte sich hierbei geschickt und gewandt. Im Kerker war er mit den Kameraden stets freundlich ohne Ausnahme, zartfühlend und hilfsbereit. Kein Wunder, daß er allseitiges Vertrauen genoß und daß man ihn gern als Autorität anerkannte, trotz seiner Jugend (als ich ihn kennen lernte, war er erst fünfundzwanzig Jahre alt). Ob es sich um Angelegenheiten der Hauswirtschaft handelte oder um schwierige theoretische Fragen, stets konnte man sicher sein, daß seine Meinung bei der Mehrheit Anklang finden würde. Seiner ganzen Geistesrichtung nach war er Metaphysiker, und in der Philosophie sowohl als in den Sozialwissenschaften gab er sich als Eklektiker; er teilte die Anschauungen Dührings und der Neo-Kantianer, in der Nationalökonomie war er Anhänger Careys, Bastiats und ähnlicher bürgerlicher Theoretiker; natürlich gehörte er infolgedessen zu den Gegnern der Marxschen Ideen.

Etwas anders geartet waren die Busenfreunde Martynowski und Starinkewitsch, die man gewöhnlich „die beiden Hänschen" nannte, obwohl nur der letztere eigentlich Hans hieß. Starinkewitsch gehörte ebenfalls zu den Lieblingen der Kameraden, obwohl er ganz anders geartet war als Jazewitsch. Er war von unverwüstlichem Temperament, stets gut gelaunt und von Witz sprühend. Seine Scherze, Bonmonts und tolle Einfälle entlockten uns oft herzlichstes Lachen, wobei sein eigenes übermütiges, helles Gelächter stets am lautesten ertönte. Auch er war ungemein begabt, aber nicht so fleißig und ausdauernd wie Jazewitsch. Es war einer von den glücklichen Geistern, die alles im Fluge erfassen, aber er verzettelte sich, indem er alles und doch nichts gründlich trieb. Sein Wesen war fast mädchenhaft zärtlich, zutraulich und anhänglich, aber er konnte dabei auch aufbrausend und heftig werden. Sein Geburtsort war Moskau, und auch er war als Jüngling direkt von der Universität weg (im Jahre 1881) zu zwanzig Jahren Kerker verurteilt worden,

einzig deshalb, weil er sich weigerte, zu gestehen, von wem er eine Proklamation erhalten hatte, die man bei ihm fand. Seinen politischen Anschauungen nach war er begeisterter Anhänger der „Narodnaja Wolja".

Man behauptet, daß gewöhnlich Freunde entgegengesetzte Charaktereigenschaften besitzen; bei den beiden „Hänschen" traf das jedenfalls zu. War Starinkewitsch ausgelassen fröhlich und leichtlebig, so war sein Freund Martynowski ernst, gesetzt, fast mürrisch zu nennen. Man sah ihn selten lächeln, und ich kann mich nicht erinnern, ihn lachen gehört zu haben. Er machte den Eindruck eines Menschen von großer Willensstärke, standhaftem und selbstherrlichem Charakter. Ich kann mir nicht denken, daß Martynowski jemals nachgegeben hätte, oder auch nur um Haaresbreite von seiner Meinung abzubringen gewesen wäre; stets hatte man den Eindruck, daß er im Gegenteil jedem seinen Willen aufzwingen würde. Er war ein zweifellos begabter und fleißiger Mensch und seinem ganzen Wesen nach Praktiker; doch verstand er es, sich in theoretische Probleme zu vertiefen, und gehörte zu den ersten, die sich im Gefängnis mit dem Studium des Marxismus beschäftigten. Er stammte ebenfalls aus Moskau und war wie sein Freund mit zwanzig Jahren verhaftet worden. Man verurteilte ihn in dem gleichen Prozesse wie Sundelewitsch, Kwiatkowski und andere zu fünfzehn Jahren Katorga, und ein Fluchtversuch brachte ihm weitere sechs Jahre ein. Wie erwähnt, war er bei meiner Ankunft in Kara Obmann, und daß man ihn auf diesen Posten gewählt, beweist schon an sich, welch großes Vertrauen er bei den Kameraden genoß; er war allerdings auch ein musterhafter Vertreter unserer Interessen in jeder Hinsicht. Wäre es diesem Manne beschieden gewesen, unter anderen politischen Verhältnissen zu leben, er hätte zweifellos ein weites Wirkungsfeld gefunden und würde sich zur Führerrolle im öffentlichen Leben aufgeschwungen haben.

Noch eine weitere sehr interessante Persönlichkeit befand sich im Kerker, der Student Mirski, der das Attentat auf den General Drenteln ausgeführt hatte. Die Affäre ist interessant genug, um hier erzählt zu werden.

Am 25. Dezember 1879 fuhr General Drenteln in seiner Equipage über die Straßen von Petersburg. Er war vor kurzem als Nachfolger des von den Revolutionären umgebrachten General Mesenzeff zum Chef der Gendarmerie und zum Leiter der berüchtigten „dritten

Abteilung" ernannt worden. Plötzlich holte ein Reiter auf einem prächtigen Renner die Equipage ein und feuerte mehrere Schüsse durch die Wagenscheibe auf den General. Die Schüsse verfehlten ihr Ziel, der General schrie dem Kutscher zu, den Reiter zu verfolgen, und es begann eine tolle Hetzjagd. Das Publikum wußte nicht, was geschehen war, und sah erstaunt diesem eigenartigen Wettrennen zwischen einem glänzenden Reiter und dem Wagen des Generals nach. Der Kutscher war dem Flüchtenden hart auf den Fersen und es schien einigemale, daß er ihn stellen würde, aber der Reiter gewann eine Seitengasse und entkam, um abermals von den Trabern des Generals eingeholt zu werden. Endlich hatte der Reiter einen Vorsprung gewonnen und jagte in vollem Karriere davon. Aber plötzlich strauchelt sein Pferd, und er muß halten. Doch verliert er die Geistesgegenwart nicht; mit aller Ruhe winkt er einen Schutzmann herbei:

„Mein Lieber, das Pferd hat sich verletzt, halte es, bis ich den Kutscher schicke."

„Zu Befehl!" antwortete der biedere Wächter der Ordnung und nimmt dem Kavalier die Zügel ab.

Dieser verschwindet an einer Straßenecke, gewinnt eine Passage, setzt sich in eine Droschke und entkommt.

Der General schäumt vor Wut, als er das Pferd in so guter Obhut findet. Die ganze Polizei wird in Bewegung gesetzt und findet denn auch heraus, daß das Pferd ein Rennpferd aus einer Manege ist, und daß der Reiter, der es gemietet, der Student Mirski sein müsse, eine schon lange von der Polizei beobachtete Persönlichkeit. Man war auf der Fährte, aber Mirski war nicht mehr in Petersburg zu finden, er war sofort nach Südrußland gereist. Aber schon nach wenigen Monaten ereilte ihn sein Schicksal. Er hielt sich bei einem Freunde und Gesinnungsgenossen, dem Artillerieleutnant Tarchoff in Taganrog auf; ein Offizier schöpfte Verdacht gegen den Gast seines Kameraden und führte die Polizei auf die Spur. Das Haus wurde umzingelt, doch Mirski wollte sich nicht freiwillig in die Hände seiner Häscher geben; er feuerte einige Revolverschüsse gegen die Polizisten ab und versuchte die Kette zu durchbrechen, wurde jedoch überwältigt und gefangen genommen. Im November 1880 wurde er mit Tarchoff, dem Dichter A. Olchin und noch einigen Personen zusammen vor ein Kriegsgericht gestellt. Es war das eine Zeit, wo, wie gesagt, selbst

Leute, die nicht direkt an terroristischen Taten beteiligt waren, von den Kriegsgerichten kurzerhand zum Tode verurteilt wurden; daher zweifelte kein Mensch, daß Mirski, der ein Attentat gegen den Chef der Gendarmerie begangen hatte, hingerichtet werde. Nur er selbst schien anderer Meinung zu sein. Ich erinnere mich, daß kurz vor der Gerichtsverhandlung jemand, der ihn im Kerker besuchte, zu uns kam und sagte, Mirski wünsche, daß man ihm einen schwarzen Anzug und eine weiße Krawatte ins Gefängnis schicke; er wolle in diesem Anzuge vor Gericht erscheinen. Wir, seine Kameraden, waren erstaunt darüber und belächelten den sonderbaren Gedanken, denn bis dahin war es wohl keinem der russischen Revolutionäre eingefallen, sich Gedanken darüber zu machen, in welchem Rocke er vor die Richter treten werde. Doch kamen wir natürlich dem Wunsche nach. „Lassen wir ihm das Vergnügen, zum letztenmal zu glänzen, dem Publikum zu imponieren."

Die Zeitungen meldeten dann, der Hauptangeklagte Mirski habe sich „gentlemenlike" gehalten; seine Verteidigungsrede wurde in einigen ausländischen Blättern wiedergegeben und bewundert. Natürlich wurde er zum Tode verurteilt, und nur eine glückliche Verkettung von Umständen führte dazu, daß dieses Urteil nicht vollstreckt, sondern in lebenslängliche Kerkerhaft umgewandelt wurde. Wäre das gerade in jenen Tagen geplante Attentat gegen Alexander II. bei der Station Alexandrowskaja geglückt, was nur ein Zufall verhinderte, oder hätte die Gerichtsverhandlung zwei Tage später stattgefunden, nach dem 19. November, wo der Zug des Zaren bei Moskau in die Luft gesprengt wurde, so wäre es um Mirski geschehen gewesen. So entging er nur zufällig dem Tode und wurde in den berühmten Alexejew-Ravelin der Peter-Pauls-Feste gesperrt, wo damals die wichtigsten Staatsverbrecher (Njetschajeff, Schirajeff und andere) gefangen gehalten wurden. Vier Jahre später brachte man ihn nach Kara, und dort wurde ich sein Genosse in der „Adelskammer".

Statt des eleganten schlanken Jünglings, als welcher Mirski zur Zeit seines Prozesses geschildert wurde, lernte ich einen ziemlich starken und etwas untersetzten, aber wohlgebauten Mann im Alter von etwa siebenundzwanzig Jahren kennen. Aber nicht nur äußerlich hatte er sich stark verändert; das war nicht mehr der heißblütige Jüngling, der kühnes Wagnis beging, sondern ein ernster Mann, der viel erfahren und viel gedacht hatte. Als scharfsinniger

und gebildeter Mensch, machte sich Mirski seine eigenen Gedanken über die sozialen Zustände Rußlands und ihre Entwicklung in der Zukunft. Die Lehren der Marxisten waren ihm fremd geblieben, aber er war zu denselben Schlußfolgerungen wie sie gelangt; besonders hielt er sich skeptisch den damals unter den russischen Revolutionären allgemein verbreiteten Anschauungen gegenüber, wonach das Gemeineigentum der Dorfgemeinde am Boden und das Artel zur Begründung eines eigenartigen russischen Programms führen sollte, dessen Grundzüge wesentlich von dem Programm der Sozialisten aller Kulturstaaten abweichen müsse. Seiner Meinung nach war auf diesen Rudimenten patriarchalischer Wirtschaftsformen nicht weiterzubauen. Er war der Meinung, daß allerdings vor allem die Umwälzung der politischen Zustände in Rußland erstrebt werden müsse. Daß durch die terroristische Taktik dieses Ziel nicht erreicht werden könne, darüber war er sich klar; auf eine Erhebung der Arbeitermassen wagte er nicht zu hoffen, da damals diese Masse noch in starrer Gleichgültigkeit verharrte, und deshalb quälte er sich mit der Frage ab, wie die unlösbare Aufgabe in Angriff zu nehmen sei. Jedenfalls war er von allen in Kara Eingekerkerten dem Ideengang der Marxisten am nächsten. Als Student hatte Mirski Medizin studiert, aber während seiner Gefängniszeit beschäftigte er sich eifrig mit Jurisprudenz und galt als zuverlässiger Gesetzeskenner; man traute in dieser Beziehung seinen Kenntnissen mehr als denen absolvierter Juristen unter uns.

XXIII

Die Organisation unseres Gemeinwesens. — Die „Sirjusse". — Wetten.

Als ich in Kara eintraf, fand ich eine bereits vollkommen ausgebildete und wirksame Organisation vor, die das Leben der Kerkerinsassen regelte; es handelte sich da um Einrichtungen, die im Laufe der Zeit entstanden und erprobt waren. Grundprinzip dieser Organisation war Gleichheit der Rechte und Pflichten. Alle Insassen des Kerkers bildeten in wirtschaftlicher Hinsicht eine Kommune oder ein „Artel"; doch wurde, soweit es irgend möglich war, den individuellen Wünschen und Bedürfnissen Rechnung getragen. Es stand jedem frei, in dieses Artel einzutreten oder ihm fern zu bleiben, aber die materiellen und sonstigen Bedingungen blieben die gleichen für alle.

Der Staat lieferte pro Mann ein bestimmtes Quantum Lebensmittel: drei Pfund Brot pro Tag, ein drittel Pfund Fleisch, einige Lot Grütze und etwas Salz. Dabei war gestattet, daß die Gefangenen von Verwandten und Angehörigen mit Geldmitteln unterstützt wurden zur Beschaffung besserer Kost; einige, allerdings nur wenige von uns, erhielten regelmäßig derartige Zuschüsse. Sowohl die Lieferungen vom Fiskus als auch diese Zuschüsse wurden Gemeingut aller Mitglieder des Artels. Die Geldmittel wurden folgendermaßen verteilt: Ein Teil wurde dazu verwendet, die Kost zu verbessern, insbesondere zum Ankauf von Fleisch; in unserem Jargon hieß das den „Gemeindekessel unterstützen"; ein anderer Teil war für die sogenannten allgemeinen Ausgaben bestimmt: Unterstützung derer, die aus dem Kerker entlassen und in die Verbannungsorte geschickt wurden, für Abonnement der Zeitungen, die wir halten durften, Briefporto usw.; ein dritter Teil wurde unter alle gleichmäßig verteilt und hieß deshalb „Äquivalent". Über diesen Anteil konnte jeder nach freiem Ermessen verfügen. Hauptsächlich diente dieses „Äquivalent" zum Ankauf von Tee, Tabak, Fische, Butter und ähnlichen Dingen, die als „Bedürfnisse zweiten Grades" betrachtet wurden. Doch kam es vor, daß einzelne monatelang, ja oft ein Jahr lang und noch länger derartigen Genuß-

mitteln entsagten, um zu sparen und sich dann für diese Ersparnisse ein Buch oder was sie sonst begehrten, kaufen zu können. Wie gering jedoch die Zuschüsse waren, über die wir verfügten, ergibt sich daraus, daß während meiner Haft in Kara niemals mehr als drei bis vier Kopeken pro Mann und Tag für den „Gemeindekessel" ausgeworfen wurden und das „Äquivalent" nie über einen Rubel pro Monat ausmachte, oft aber bedeutend weniger. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß damals bei den primitiven Verkehrsmitteln alle importierten Produkte in Sibirien doppelt und dreifach teurer als im europäischen Rußland waren; ein Pfund Zucker zum Beispiel kostete 35 bis 40 Kopeken. Es ist daher erklärlich, daß die Gefangenen in materieller Beziehung die größten Entbehrungen zu ertragen hatten. Die meisten tranken zum Beispiel nur „Ziegeltee", das heißt Tee der allergeringsten Sorte, dabei ohne Zucker; andere hielten selbst das für Luxus und begnügten sich mit kochendem Wasser; wer Zucker zum Tee nahm, begnügte sich mit einem Stückchen für den ganzen Tag.

Bares Geld bekamen wir natürlich niemals ausgezahlt, es wurde darüber nur Buch geführt; in das Gefängnis durfte kein Geld kommen. Alle Geldsendungen nahm der Kommandant in Empfang und verständigte uns nur, daß für den und den so und so viel eingelaufen sei. Wir bestellten alsdann verschiedene Produkte und diese wurden dem Obmann ausgehändigt und in der gemeinsamen „Truhe" verwahrt. Der Obmann bewertete diese Produkte nach ihrem Preise und schrieb, wenn er jemand davon gab, den entsprechenden Posten auf dessen Konto; am Monatsschluß wurde für jeden der Insassen das Konto abgeschlossen; wer mehr bezogen hatte, als das Äquivalent ausmachte, dessen Konto wurde für den nächsten Monat mit einem Minus von so und so viel Kopeken belastet, wer dagegen Ersparnisse gemacht hatte, dem wurde ein Plus gutgeschrieben. Diejenigen, die in einem Monat ein Minus gemacht hatten, suchten es im nächsten zu tilgen; doch gab es stets eine Anzahl solcher Personen, die beim besten Willen zu sparen niemals ihre Ausgaben mit dem „Äquivalent" ins Gleichgewicht bringen konnten, ihr Konto war beständig mit einem Minus belastet; dafür wurde ihnen der Name „Minus" angehängt; dagegen hießen die Sparer „Plusse". Es galt zwar nicht als Schande, ein „Minus" zu sein, aber es war auch nicht gerade ein Ruhmestitel, und deshalb trachtete jeder von uns, nicht gar zu sehr in die

Minusse hineinzugeraten, und hatte er über den Strang gehauen, so suchte er wenigstens seine Schuld zu tilgen, wenn das Äquivalent infolge besonderer Zuflüsse, zum Beispiel zu Weihnachten oder zu Ostern, größer war. Aber trotzdem gelang es vielen nicht, aus dem chronischen Minus herauszukommen; es gehörte daher zur guten Sitte, daß bei irgendeinem Feste, zu Weihnachten, einem Gedenktag der Revolution und ähnlichen Anlässen, der Obmann oder sonst jemand den Antrag stellte, die „Minusse zu amortisieren", das heißt die Schulden zu tilgen; derartige Anträge wurden stets von der Mehrheit angenommen; nur die „Minusse" selbst stimmten dagegen oder enthielten sich der Abstimmung.

Jeden Morgen kam der Obmann mit seinem Tagebuch an die Kammertüren und fragte nach dem Begehren; dann bestellte der eine um einen „Sous", das heißt um eine Kopeke Zucker, jener einen „Ziegel" Tee usw. Diese Bestellungen wurden notiert und später ins „Hauptbuch" übertragen, und nach einiger Zeit kam der Obmann abermals und brachte jedem das Gewünschte, indem er es durch das Guckloch der Kammertür hineinreichte. Dem Obmann wurden auch vom Intendanten die sonstigen Sachen übergeben, die wir zu beanspruchen hatten, Kleidungsstücke, Wäsche, Schuhe und dergleichen. Außerdem hatte er in allen Dingen uns im Verkehr mit dem Kommandanten zu vertreten und war überhaupt der Repräsentant der Eingekerkerten. Die Wahl des Obmanns fand in geheimer Abstimmung statt und galt für ein halbes Jahr. Doch stand es natürlich dem Gewählten frei, abzudanken, was auch wiederholt geschah, da es zwar ein ehrenvolles, aber sehr mühevolles und unangenehmes Amt war.

Sowohl der Obmann als jedes Mitglied des Artels durfte Anträge auf „Änderung der Verfassung" stellen. Diese Anträge wurden niedergeschrieben und in den einzelnen Kammern eingehend beraten, worauf die schriftliche Abstimmung erfolgte. Sache des Obmanns war es, die Stimmzettel einzufordern, und dann verkündete er durch das Guckloch das Resultat.

Oft gab es aus diesem Anlaß heftige Debatten, es bildeten sich Parteien, die einander bekämpften, kurz, es spielte sich alles ab wie in einem Parlament. Doch kam es bei uns nie zur „Kabinettsfrage", zum Vertrauens- und Mißtrauensvotum für die „Regierung".

Alle Arbeiten, die innerhalb der Gefängnisumzäunung zu verrichten waren, verrichteten wir selbst, dagegen wurden Arbeiten, die ein Verlassen des Hofraums erforderten — Entfernung der Abfallstoffe, Transport von Wasser, Holz und dergleichen mehr —, von Kriminalsträflingen besorgt.*

Es gab da zweierlei Arbeitsbestimmungen: gemeinsame (Küchendienst, Reinigung der Kammern, Versorgung des Dampfbads usw.) und private (Wäschereinigung, Nähen usw.). Zu den ersteren waren alle verpflichtet, nur die Kranken und Schwächlichen wurden dispensiert. Der Küchendienst wurde von Gruppen zu je fünf Mann, die wöchentlich abgelöst wurden, verrichtet. Insgesamt waren sieben bis neun Gruppen tätig; die Wahl stand frei, sich dieser oder jener anzuschließen, ohne Rücksicht, in welcher Kammer man saß. Jede Gruppe hatte ihren Oberkoch, einen Gehilfen, einen Koch für Krankenkost und zwei Hilfsarbeiter. Die zu verrichtenden Arbeiten waren nicht leicht und jedenfalls nicht besonders anziehend. Zwischen sechs und sieben Uhr morgens wurde mit der Arbeit begonnen und dieselbe gewöhnlich gegen fünf Uhr abends beendet. Am Abend waren wir gehörig abgearbeitet und gegen Ende der Woche froh, es bald überwunden zu haben; man dachte mit Vergnügen daran, sich bald auf die faule Haut strecken zu können. Andererseits war es immerhin eine willkommene Abwechslung in dem monotonen Gefängnisleben. Nebenbei war auch die Küche der Ort, wo man sich versammelte, unser Klublokal gewissermaßen, weil hier die Insassen verschiedener Kammern sich zusammenfanden; es ging daher, wenn die dringendste Arbeit getan war, gewöhnlich in der Küche sehr lustig zu, hier wurden die Neuigkeiten besprochen, geschwatzt und debattiert. Natürlich ging es auch bei der Arbeit oft sehr heiter zu und allerhand Possen wurden dabei getrieben. Da gab zum Beispiel der Oberkoch unerfahrenen Neulingen höchst sonderbare Aufträge: dem einen wurde aufgetragen, aus dem gewaltigen Kessel Kartoffeln mit der Gabel herauszufischen; ein anderer erhielt den Auftrag, sich mit einem großen Knüppel an ein Mauerloch zu stellen, worauf er dann ernsthaft angewiesen wurde, jeden „Schwaben", der sich zeigen würde, niederzuschlagen; ich bekam den Auftrag, mit einem großen

* Diese Sträflinge wurden, obwohl wir nicht dazu verpflichtet waren, aus unserer Küche mitbeköstigt.

Messer die Hirsenkörner zu hacken, und was der Einfälle mehr waren.

Überhaupt war bei uns Arbeit und Spiel, Ernst und Scherz nah bei einander, und in dieser Beziehung hatte unser Treiben viel gemeinsam mit dem Leben in einer Erziehungsanstalt, mit dem Unterschied freilich, daß wir als Erwachsene und gesittete Menschen Scherz und Spiel nicht zur Roheit ausarten ließen.

Die Aufgabe der Köche war nicht leicht; sie mußten mit den spärlichsten Mitteln auskommen, und da oft jedes Gemüse fehlte, war es schwer, irgendwelche Abwechslung der Kost zu erreichen. Im Sommer des Jahres, als ich eintraf, hatten sogar die Kartoffeln gefehlt. Aus Sparsamkeitsrücksichten wurde zu Mittag nur Suppe zubereitet, das Fleisch dagegen wurde aus der Brühe genommen und erst zum Abendessen aufgetischt. Als ich am ersten Tage mich an den Mittagstisch setzte, war ich auf ein recht frugales Mahl vorbereitet, da ich bereits unterwegs gehört hatte, wie armselig die Kost im Gefängnis zu Kara war; als ich aber diese magere Brühe ohne jede Zutat ausgelöffelt hatte, und dies das ganze Mittagessen sein sollte, war ich trotzdem enttäuscht; ich stand ebenso hungrig auf, wie ich mich hingesetzt hatte. Lange Zeit dauerte es, bis ich mich an diese Nahrungsweise gewöhnte. Die Kunst unserer Köche äußerte sich also hauptsächlich darin, wie sie das ausgekochte Suppenfleisch später herzurichten wußten. Gewöhnlich wurde es gehackt und mit irgendeinem Gemüse aufgewärmt. Als Lieblingsgericht der meisten galt Fleisch mit Grütze, wobei das Fleisch in kleine Stückchen geschnitten war; man nannte dieses Gericht „Jeder hat's", und es war der Stolz der Köche, mindestens zweimal in der Woche den Küchenzettel mit diesem originellen Namen zu zieren. Die Gourmands unter uns pflegten daher sorgfältig in der Küche zu spionieren und verfehlten nicht, in den Kammern mit Jubel zu verkünden: „Heute machen sie ‚Jeder hat's'!" Besonders aber strengten sich unsere Köche am Samstag an, wenn ihre Woche ablief. Seit Jahren war es Sitte, daß es an diesem Tage ein Extragericht gab, einen „Pirog", das heißt ein Gebäck aus Weizenmehl mit Reis und gehacktem Fleische gefüllt. Die ganze Woche sparten daher die Köche ganze Fleischstücke auf, und der „Pirog" wurde dann so groß, daß viele ihn nicht bewältigen konnten und ein Stück zum Morgentee für Sonntag aufbewahrten.

Im allgemeinen war unsere Kost sehr ungenügend, wenig nahrhaft und noch weniger schmackhaft. Nur Brot hatten wir zur Genüge, da die Portionen, die uns von der Intendantur geliefert wurden, ausreichend groß waren, so daß noch ein Teil übrig blieb. Wer jedoch nicht imstande war, so viel Brot zu genießen, war beständig hungrig. Nur an den großen Festtagen aßen wir uns satt, weil dann nicht nur das „Äquivalent" erhöht, sondern auch eine Extrasumme für die Küche ausgeworfen wurde. Die Köche schwelgten dann und brachten Leckerbissen auf den Tisch: Braten oder Koteletts und Weißbrot. Man konnte unseren Köchen das Lob nicht absprechen; es fanden sich wirklich Virtuosen unter ihnen, oder wie es in unserem Jargon hieß: „wie in besseren Häusern".

Die Krankenkost war nicht im vorhinein bestimmt, der Koch hatte selbst dafür zu sorgen, daß sie abwechslungsreich war, mußte aber natürlich auch haushälterisch dabei sein. Schwerkranke hatten wir übrigens zu meiner Zeit nicht, und die Krankenkost war für Schwächliche oder chronisch leidende Personen bestimmt, zum Teil auch für solche, die gesund, aber verweichlicht waren. Die Bestimmung darüber, wer Krankenkost haben müsse, traf unser Genosse Pribyleff, der auch unser ärztlicher Ratgeber war und in der Tat großes Geschick und viel Kenntnisse zeigte, obwohl er eigentlich von Hause aus Tierarzt war. Sein Ruf als Heilkünstler war weit verbreitet, und später, als er in Kara außerhalb des Gefängnisses lebte, holten sich auch andere bei ihm Rat, obwohl drei diplomierte Ärzte in der Nähe wohnten.

Hilfsarbeiter in der Küche waren gewöhnlich diejenigen, die nichts von der Kochkunst verstanden, oder auch solche, die gern schwere Arbeit verrichteten. Beide Gründe trafen bei mir zu, weshalb ich mich niemals als Koch produzierte. Wir Hilfsarbeiter hatten also Wasser herbeizutragen, Holz zu hacken, Teewasser und Holzkohlen für den Samowar nach den Kammern zu schaffen, die Speisen in hölzernen Kübeln zu verteilen, das Geschirr zu waschen, die Öfen zu heizen und die Küche zu reinigen. Dies waren also nicht gerade immer angenehme Beschäftigungen. Dafür bekamen aber alle, die in der Küche beschäftigt waren, nach altem Brauche etwas reichlichere Portionen.

Außer dem Obmann, der unsere Speisekammer verwaltete, war noch ein besonderer „Brotverteiler" ernannt, dessen Aufgabe es war, das Brot zu schneiden, in den Kammern zu verteilen und anderer-

seits die Brotkrumen, die übrig blieben, zu sammeln; wir legten sie sorgfältig in Leinwandbeutel und übergaben sie jeden Morgen dem „Brotverteiler", der sie dann in die „freie Ansiedlung" schickte, wo man ein paar Kühe und ein Pferd, die dem Artel gehörten, damit fütterte.

Eine weitere Amtsperson war der „Hühnervogt". Wir hatten nämlich eine Anzahl Hühner im Hofe, die wir sorgsam pflegten, und die uns viel Freude machten, wenn sie im Hofe herumliefen, dann wenn die Küchlein ausschlüpften oder die jungen Hähne ihre Kräfte im Kampfe erprobten.

Zwei andere hatten das Amt der Badeverwaltung; sie sorgten für die Reinhaltung des Dampfbades und waren dafür ebenso wie die übrigen „Amtspersonen" vom Küchendienste befreit.

Schließlich gab es noch ein höchst wichtiges Amt, das eines Bibliothekverwalters. Dieser rangierte gleich nach dem Obmann und wurde durch Ballotage gewählt, während die übrigen „Würdenträger" in der Regel sich selbst ihr Amt wählten. Unsere Bibliothek war im Laufe der Jahre recht stattlich geworden; zum Teil bestand sie aus Büchern, die die Inhaftierten mitbrachten, zum Teil aus solchen, die uns zugeschickt wurden. Fast alle Wissensgebiete waren hier vertreten, aber besonders Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften. Dabei waren Bücher in nahezu allen europäischen und auch den klassischen Sprachen vorhanden. Zwei mächtige Schränke im Korridor bargen diesen Schatz, aber ein großer Teil war gewöhnlich in den Händen eifriger Leser. Unser Kustos hatte dabei auch das Einbinden zu besorgen, wobei ihm natürlich willig Hilfe geleistet wurde. Die Werkzeuge, über die wir dabei verfügten, waren ziemlich primitiv, und außerdem hatten wir keine Pappdeckel, weil die Pappe zu teuer war; daher kamen wir auf den Gedanken, uns selbst welche zu fabrizieren, indem wir Papier zusammenkleisterten. Tschuikoff, der mit mir zusammen nach Kara gekommen war, entpuppte sich als ein vorzüglicher Kustos, er wußte nicht nur auswendig, welches Buch jemand entliehen hatte, sondern er war selbst imstande, jede beliebige Abhandlung in einer Zeitschrift sofort zu ermitteln. Er wurde denn auch bis zuletzt immer wieder gewählt.

In den Kammern war der Dienst ebenfalls geregelt; der Reihe nach mußten wir täglich zweimal auskehren, die Öfen heizen, die ominösen Kübel morgens heraus- und abends hereintragen usw.

Wir hielten unsere Räume peinlich sauber. Alle vierzehn Tage war großes „Reinemachen". Die Dielen wurden mit heißem Wasser gescheuert, die Betten gelüftet, Stühle und Bänke im Hofe gewaschen. Auch für sorgfältige Lüftung wurde gesorgt. Überhaupt beobachteten wir, so gut es uns irgend möglich war, hygienische Anforderungen. Das Dampfbad besuchte jeder von uns einmal in der Woche. Die Leibwäsche wusch jeder für sich; auch das gehörte nicht zu den angenehmsten Arbeiten.

Das war im allgemeinen unsere wirtschaftliche Organisation. Wenn man bedenkt, daß die meisten der in Kara Inhaftierten Studenten waren, die direkt von der Universitätsbank kamen, oder aus Leuten bestand, die nicht viel vom praktischen Leben, von häuslichen Arbeiten und Wirtschaftsbetrieben verstanden, und wenn man andererseits die äußeren Bedingungen, die uns aufgezwungen waren, und die Kargheit unserer Mittel in Betracht zieht, so muß man füglich staunen, wie praktisch, zweckmäßig und gerecht das Ganze organisiert war.

Freilich war diese Einrichtung nicht auf einmal geschaffen, sondern wurde allmählich den Bedürfnissen und allgemeinen Bedingungen entsprechend ins Leben gerufen, auch zeigte sich hier und da die Notwendigkeit, einige Details den Umständen entsprechend zu ändern; aber im allgemeinen erwies sich das Prinzip, auf dem alles beruhte, als gut.

Daß unser Leben viel Unerquickliches und schwer zu Ertragendes bot, ist bei den Umständen, denen wir unterworfen waren, nur zu erklärlich. Das Beisammensein während vieler Jahre mußte notwendigerweise zu kleinlichem Zank und Streit führen, um so mehr, da das ewige Einerlei kaum auf die Dauer zu ertragen war und alle nervös machte. Das waren Übelstände, die zu beseitigen nicht in unserer Macht lag.

* * *

In jeder Kammer hing in der Mitte eine Lampe mit einem dunkeln Schirm; wir hatten sie selber hergestellt. Leider waren aber die Tische schmal und lang, so daß es immer eine Anzahl spärlich beleuchteter Plätze gab; es war somit für deren Inhaber jede Beschäftigung ausgeschlossen. Das führte zu argen Kalamitäten, denn die auf diese Weise zur Untätigkeit Verdammten störten andere an der Arbeit. Aber selbst wenn diesem Übelstand hätte

abgeholfen werden können, wäre es doch unmöglich gewesen, Bedingungen für ungestörtes ernstes Studium zu schaffen; wo sechzehn Menschen in einem kleinen Raume sich aufhalten mußten, Menschen von verschiedenem Temperament und verschiedenen Neigungen, konnte niemals die nötige Ruhe herrschen, und es wäre zu viel verlangt gewesen, daß an den endlos langen Winterabenden und Nächten jedes Gespräch hätte aufhören sollen. Im Gegenteil, wenn man sich abends zu Tisch setzte, um zu arbeiten, ging gerade das Geplauder erst recht an, man schwatzte, machte Witze, scherzte und lachte. Infolgedessen mußten diejenigen, die ernsthaft arbeiten wollten, zu besonderen Mitteln greifen; sie wurden „Siriusse", wie es in unserem Jargon hieß. Die „Siriusse" legten sich nämlich, sobald es dunkel wurde, zu Bette, und wenn das Gros schlafen ging, standen sie auf und arbeiteten bis zum Morgengrauen, wenn der Sirius am Horizont aufstieg, um dann noch eine oder zwei Stunden der Ruhe zu pflegen. Es gehörte schon eine große Wißbegier und Ausdauer dazu, ein „Sirius" zu werden. Es war nicht leicht, am Abend einzuschlafen, wenn die Kameraden ringsumher schwatzten und rumorten; war man endlich eingeschlafen, so dauerte es nicht lange, bis man wieder aufstehen mußte; schon diese Teilung der Nachtruhe ist schwer zu ertragen; ich wenigstens konnte mich trotz aller Anstrengung nicht daran gewöhnen. Doch waren einige unter uns, die fast die ganze Zeit, die ich in Kara verbrachte, zu den „Siriussen" zählten; besonders Jazewitsch, Kaljuschni und Adrian Michailoff (von diesen beiden wird weiterhin noch die Rede sein) hielten diese Lebensweise die ganze Zeit aus.

Gleich an einem der ersten Tage lernte ich eine sonderbare Sitte kennen, die sich im Gefängnis eingebürgert hatte und Erwähnung verdient.

Wir waren in eifrigem Gespräch über die politischen Zustände Rußlands begriffen, als einer der Kameraden, M., sich mit Fragen an mich wendete:

„Sagen Sie, Deutsch, was meinen Sie, wird man den Zaren bald umbringen?"

„Ei nun, ich glaube, man wird ihn überhaupt nicht umbringen, der Mann wird seine Tage ruhig in seinem Bette beschließen."

Meine Antwort rief heftigen Widerspruch hervor. Von allen Seiten wollte man mir durchaus beweisen, daß Alexander III. unfehlbar das Schicksal seines Vaters teilen werde.

Zu jener Zeit glaubten alle Revolutionäre, mit ganz wenigen Ausnahmen, noch felsenfest an die unerschütterliche Macht der „Narodnaja Wolja“ und sahen im Terrorismus die einzige zweckmäßige Kampfesweise gegen den Absolutismus in Rußland. Mir dagegen erschien die Lage der Dinge in der revolutionären Bewegung in durchaus anderem Lichte. Ich hatte an revolutionären Organisationen teilgenommen, als die terroristische Strömung gerade im Anfangsstadium war; ich war Zeuge gewesen, wie diese Kampfesweise sich weiter entwickelte und nachher zur ausschließlichen, alleinherrschenden wurde; ich hatte die Terroristen, sowohl die großen als die kleinen, persönlich gekannt und war zu dem Schluß gekommen, daß die „Narodnaja Wolja“ sich bereits überlebt hatte. Die Strömung, die diese Partei groß gemacht, erreichte im Jahre 1881 ihren Höhepunkt; seit dem erfolgreichen Attentat gegen Alexander II. ging es reißend bergab. Wie bereits erwähnt, wurden damals alle erfahrenen und erprobten Terroristen beseitigt, während die jüngeren, die ihnen folgten, bei den bestehenden Umständen nicht mehr in der Lage waren, ihre Kräfte zu erproben und zu stählen. In Rußland und im Ausland hatte ich die Beobachtung gemacht, daß der frühere Enthusiasmus einer verhängnisvollen Skepsis gewichen war; man hatte den Glauben verloren, wenn auch die meisten es nicht offen bekennen mochten. Mir war vollkommen klar, daß die Reaktion für viele Jahre eingetreten war.

Als ich jetzt dieser Anschauung Ausdruck gab, fragte M. plötzlich:

„Wollen Sie vielleicht ‚Ihre Meinung bekräftigen‘?“

„Was soll das heißen?“ fragte ich.

„Das bedeutet bei uns einfach, eine Wette eingehen,“ antwortete er. „Ich behaupte, man wird den Zaren umbringen, Sie sind anderer Meinung. Ich biete Ihnen also eine Wette an: bis zu einer bestimmten Frist ist der Zar von den Revolutionären gerichtet.“

„Schön, ich nehme jede Frist an!“

„Sagen wir fünf Jahre, bis zum 15. Dezember 1890. Nehmen Sie an?“

„Es gilt! Was ist der Einsatz?“

Die letzte Frage war nicht leicht zu entscheiden. Wetten dieser Art waren hier, wie ich dann erfuhr, allgemein im Schwange; man wettete bei allen möglichen Gelegenheiten. Bald gab ein

ernſter Streit den Anlaß, bald handelte es ſich um Bagatellen, und es gab kaum eine Kontroverſe, wo nicht ſchließlich der eine oder andere Teil die Frage ſtellte: „Wollen Sie vielleicht Ihre Meinung bekräftigen?“ Wenn dann der alſo Gefragte Ausflüchte machte, ſo wurde im Chore von den Zeugen verkündet: „Er drückt ſich!“, und man kam bald in den Ruf eines „Drückebergers“, ein Titel, der nicht gerade ſchmeichelhaft war. Gewöhnlich galt die Wette irgendeinen kleinen Einſatz an Produkten, Tabak, Tee uſw., je nach der Tragweite der Streitfrage. In der Regel galt ſie „ein Sous“ Zucker, dagegen war eine Wette, da der Verlierende für die ganze Kammer Tee aufbrühen ließ, ſchon ſehr hoch und wurde mit Intereſſe verfolgt. Obwohl dieſe Wetten einen ſcherzhaften Charakter trugen, kam ihnen auch ein ernſter Sinn zu. Es gibt Leute, die um jede Lappalie ſtreiten und dabei unglaubliche Dinge reden. In unſerer Mitte war, offen geſtanden, infolge des gezwungenen Müßiggangs dieſes Übel beſonders verbreitet; wenn nun ſo ein leichtfertiger Schwätzer einigemal die Wette verlor, hütete er ſpäter ſeine Zunge. Allerdings gab es ſolche, die weder durch Verluſte noch durch den Spottnamen „Drückeberger“ ſich abhalten ließen, ins blaue hinein zu debattieren.

Ich hatte alſo mit M. gewettet, und als Einſatz wurde beſtimmt, daß der Verlierende für alle Inſaſſen der „Adelskammer“ Kuchen ſpendieren ſollte. Das war eine ſehr hohe Wette; ſie galt einige Rubel, und da das „Äquivalent“, aus dem die Ausgabe beſtritten werden mußte, wie geſagt, ſehr gering war, ſo riskierte der Verlierende, mehrere Monate ſich jeder Ausgabe für „Bedürfniſſe zweiten Ranges“ enthalten zu müſſen. Da aber die Frage von großer Tragweite war, mußte auch der Einſatz dementſprechend ſein. Der Lauf der Dinge gab mir recht. Am Ende des Jahres 1890 hatte M. ſeine Wette verloren und wollte ſie begleichen; ich ſchlug es aber aus unter dem Vorwand, daß die Bedingungen nicht mehr zu erfüllen ſeien, weil an dem Schmaus die Inſaſſen der „Adelskammer“ teilnehmen ſollten, und dieſe waren nicht mehr zugegen, da viele bereits das Gefängnis verlaſſen hatten. M. wollte anfangs nichts davon wiſſen, gab aber ſchließlich nach.

XXIV

Aus der Geschichte des Gefängnisses in Kara. ‚Der Kater.' — Die ‚Synedrion'-Kammer. — Der erste Frühling.

Wenn man mit Insassen des Gefängnisses, die bereits längere Zeit hier eingekerkert waren, sprach und es sich um die Vergangenheit handelte, hörte man oft die Worte: „Das war vor den Maitagen" oder „Es geschah nach dem 11. Mai". Diese Zeitrechnung war uns allen allmählich geläufig geworden; jeder kannte die Geschichte der „Maitage", denn jenes Datum bedeutete einen Wendepunkt im Dasein der Gefangenen in Kara wie die „Februartage" in der Geschichte Frankreichs. Was vor den Maitagen lag, war sozusagen das goldene Zeitalter, später kam die Zeit schwerer Not, düstere Jahre qualvollen Daseins. Es ist daher wohl notwendig, die Geschehnisse hier kurz zu erzählen.

Das Gefängnis für Staatsgefangene bestand erst seit 1880. Vor dieser Zeit waren die politischen Gefangenen in einem Gefängnis eingesperrt, das nicht für sie speziell errichtet worden war, einem Gefängnis, wie es deren viele in diesem Sträflingsgebiet gab, wo längs dem Flüßchen Kara mehrere Goldwäschereien sich befanden, die Privateigentum des Zaren waren oder Eigentum „des Kabinetts Seiner Majestät", wie es offiziell heißt. Die Staatsgefangenen mußten in gleicher Weise wie die Kriminalsträflinge Gold für den „Beherrscher aller Reußen" waschen. Die Arbeit war nicht besonders schwer, und die Gefangenen verrichteten sie gern; es war jedenfalls angenehmer und nützlicher, einige Stunden schwere Arbeit in frischer Luft zu verrichten, als im Gefängnis hinvegetieren. Zu jener Zeit genossen die Staatsgefangenen die gleichen Rechte, die die Kriminalsträflinge hatten, das heißt sie bekamen größere „Rationen", nach Ablauf der gesetzlichen Frist wurden sie in die „Strafkolonie" entlassen (sie durften außerhalb des Gefängnisses sich ansiedeln), sie konnten mit ihren Verwandten korrespondieren usw. Die Staatsgefangenen waren mit dieser Gleichstellung mit den Kriminalsträflingen zufrieden. Jedoch im Dezember 1880 gab der Minister des Innern, Graf Loris-Melikoff, Befehl, die Staats-

gefangenen fürder nicht in die Strafkolonie zu entlaſſen. Schon damals nahm ſich der Kandidat Semjanowſki der Petersburger Univerſität das Leben und hinterließ einen Brief an ſeinen Vater, in welchem er ſchilderte, wie der Gedanke, abermals ins Gefängnis geſperrt zu werden, ihn zum Selbſtmord getrieben habe.

Jener grauſame Befehl kam zu einer Zeit, da die politiſche Gärung beſonders ſtark war; man glaubte am Vorabend gewaltiger politiſcher Umwälzungen zu ſtehen. Die revolutionären Ereigniſſe kamen, wenn auch verſpätet, zur Kenntnis der Gefangenen im fernen Kara, und natürlich mußte die Sehnſucht nach Befreiung um ſo brennender werden. So beſchloſſen denn einige von denen, die beſonders lange Kerkerſtrafen zu erdulden hatten, zu flüchten. Erſt im Mai 1882 gelang es, dieſen Plan zu verwirklichen. Gelegenheit dazu bot die Arbeit in den Werkſtätten, wohin man die Gefangenen täglich führte. Es ſollten jede Nacht zwei Mann fliehen. Als erſter floh auf allgemeinen Beſchluß der Kameraden der bekannte Revolutionär Myſchkin*, der ſich einen der Tüchtigſten zum Genoſſen wählte, den Arbeiter Nikolaus Chruſtſcheff.**

Die beiden entkamen glücklich. Um die Flucht zu verbergen, ſtellten die Kameraden Puppen her, die ſie auf das Lager der Flüchtlinge legten, wenn der Appell ſtattfand. In jener Zeit war gerade der Chef des Gefängnisweſens Galkin-Wraſſki in Begleitung des Gouverneurs Iljaſchewitſch in Kara eingetroffen, und trotz der Viſitation des Gefängniſſes durch dieſe Würdenträger wurde die Flucht nicht entdeckt. Die beiden Kameraden waren bereits auf dem Wege nach dem Oſten und ſtrebten den Geſtaden des Stillen Ozeans zu.

Nach einigen Tagen floh auf die gleiche Weiſe und ebenſo erfolgreich das zweite Paar, dann das dritte und endlich ein viertes

* Myſchkin wurde in dem „Prozeß der 193" und wegen bewaffneten Widerſtands gegen die Staatsgewalt bei einem Verſuch, Tſchernyſchewſki aus der Verbannung in Wiluſk (im Jakutengebiet) zu befreien, zu zehn Jahren Strafarbeit verurteilt (im Jahre 1878); als einer der Gefangenen, Dmochowſki, in Irkutsk ſtarb, hielt Myſchkin dem Genoſſen die Grabrede in der Gefängniskirche und wurde deshalb zu weiteren fünfzehn Jahren verurteilt.

** Dieſer wurde in Kiew im Prozeß Popoff zu fünfzehn Jahren Katorga verurteilt.

Paar. Aber in dem Moment, da der letzte Flüchtling entsprang, feuerte die Schildwache einen Schuß ab und alarmierte die Wächter. Der Schuß ging fehl, aber das Fehlen der acht Gefangenen wurde entdeckt.

Das war am 11. Mai 1882.

Galkin-Wrasski und Iljaschewitsch weilten noch in Kara, und die Anwesenheit der Chefs feuerte die Behörden zu äußerster Anstrengung bei der Verfolgung der Flüchtlinge an. Bald waren sechs von ihnen eingefangen und wieder verurteilt,* nur die ersten zwei, Myschkin und Chrustscheff, blieben verschwunden.

Gegen die übrigen Gefangenen wurden strenge Repressalien ergriffen. Zuerst verbrachte man sie gruppenweise nach verschiedenen Gefängnissen, wobei einige während des Transports furchtbar zugerichtet wurden. Dann wurde der Kerker, in dem sie bisher eingesperrt waren, umgebaut, indem aus jeder der großen gemeinsamen Kammern drei Zellen hergestellt wurden, die so klein waren, daß man sich kaum darin bewegen konnte. Außerdem wurde in einer besonderen Umfriedigung ein Bau mit winzigen Zellen für Einzelhaft errichtet und hier einige der Gefangenen eingesperrt. Allen Gefangenen wurden die Bücher und alles, was sie sonst besaßen, entzogen, sie durften nur Gefängniskost genießen und ähnliche Schikanen mehr. Da beschlossen alle Inhaftierten, sich durch Hunger das Leben zu nehmen, und erst als sie bereits dem Tode nahe waren, machte man ihnen einige Zugeständnisse.

Myschkin und Chrustscheff waren noch lange Zeit unauffindbar. Sie waren bis Wladiwostok gelangt; erst in dem Moment, da sie sich auf einem ausländischen Schiffe in Sicherheit bringen wollten, erkannte man in ihnen die lange gesuchten Flüchtlinge. So waren alle Opfer vergebens gewesen, und sämtliche Gefangenen des mächtigen Zaren waren wieder zu Kara eingeschlossen.

In diesem Kerker waren unterdessen weitere Änderungen vorgenommen worden. Bisher war die Verwaltung gemeinsam für die Politischen und Kriminalgefangenen, jetzt wurde die männliche

---

* Moses Dikowski (fünfzehn Jahre Strafarbeit), Lewtschenko (fünfzehn Jahre), Krisanowski (lebenslänglich), Andreas Balamez (zwanzig Jahre), Jurkowski (lebenslänglich), Minakoff (lebenslänglich).

und weibliche Abteilung des Gefängnisses für Staatsgefangene unter Aufsicht der Gendarmerie gestellt; ein Stabsoffizier des Gendarmeriekorps war aus St. Petersburg eingetroffen und als Kommandant eingesetzt worden, als Schließer wurden eine Anzahl Gendarmerieunteroffiziere eingestellt. Im Zusammenhang damit änderte sich das gesamte Regime, natürlich zuungunsten der Inhaftierten; die Werkstätten wurden abgeschafft, die Gefangenen zur Untätigkeit gezwungen, das Gefängnis durften sie nunmehr überhaupt nicht verlassen, gleichzeitig verbot man ihnen, mit ihren Angehörigen zu korrespondieren. Außerdem waren dreizehn Mann nach der Peter-Pauls-Feste in St. Petersburg geschafft worden; von da wurden zehn nach Schlüsselburg verbracht; davon lebt nur noch einer, während neun den Qualen erlegen sind.

* * *

In den vier Jahren, die seit den „Maitagen" bis zu meiner Ankunft vergangen waren, hatte bereits viermal ein Wechsel der Kommandanten stattgefunden. Einer derselben war überführt worden, gegen tausend Rubel von den Geldern, die den Gefangenen geschickt wurden, unterschlagen zu haben; er wurde deshalb nach dem Jakutengebiet deportiert. Bei jedem Wechsel des Kommandanten änderte sich naturgemäß das Regime; so waren die Zwischenwände in den Kammern wieder abgebrochen worden und andere kleine Erleichterungen eingetreten. Infolge der Beschwerde der Verwandten eines der Gefangenen wurden auch die Anordnungen Loris-Melikoffs als ungesetzlich annulliert und die politischen Gefangenen wieder ordnungsmäßig in die „Strafkolonie" entlassen.

Mit dieser für die Gefangenen ungemein wichtigen Angelegenheit hatte es folgende Bewandtnis: Nach dem Gesetz sind bei der Vollziehung der Strafe für alle zu Zwangsarbeit Verurteilten genaue Normen festgesetzt. Ein bis zwei Jahre, je nach der Gesamtlänge der Strafzeit, soll die „Prüfungszeit" sein, und während dieser Frist soll der Gefangene im Kerker bleiben; die übrigen Jahre gelten als „Besserungszeit" und werden je zehn Monate für ein Jahr gerechnet. Auf diese Weise hatte ich zum Beispiel nicht dreizehn Jahre vier Monate, sondern elf Jahre fünf Monate im Kerker zu verbleiben; da das Urteil am 12. Oktober 1884 in Kraft trat, hätte ich im Februar 1896 entlassen werden müssen. Außerdem bestimmt

das Gesetz, daß nach zwei bis drei Jahren dieser „Besserungszeit“ die zu Zwangsarbeit Verurteilten in die „Strafkolonie“ zu entlassen seien, das heißt sie erhalten die Erlaubnis, ihren Aufenthalt in besonderen Wohnungen zu nehmen, die ihnen angewiesen werden oder die sie selbst erbauen, wobei sie aber im übrigen allen Bestimmungen, die für die Sträflinge gelten, unterworfen bleiben. Es trat also hier eine Erleichterung insofern ein, als der Gefangene in dieser Zeit nicht mehr Tag und Nacht in dem gemeinsamen Kerker zuzubringen hatte.

Es ist natürlich, daß gerade den Staatsgefangenen, den Kulturmenschen, diese Erleichterung von ungeheurem Werte erschien und sie die Entziehung derselben schwer empfinden mußten. Daher war die Freude der Gefangenen in Kara groß, als zwei Jahre nach den „Maitagen“ der neue Kommandant, Rittmeister Burlei, der an Stelle des diebischen Manajeff kam, feststellte, daß schon vor einiger Zeit ein Senatsbeschluß jene Beschränkung aufgehoben hatte; der saubere Manajeff hatte nämlich das Schriftstück unterschlagen, um seine Diebstähle leichter verbergen zu können. Rittmeister Burlei tat denn auch sofort beim Gouverneur Schritte, damit alle Gefangenen in Kara, denen das Recht hierauf zustand, aus dem Kerker in die „Strafkolonie“ entlassen würden. Aber noch ehe der Bescheid kam, wurde der humane Kommandant versetzt, und sein Nachfolger, der bereits mehrfach erwähnte Nikolin, veranlaßte, daß die segensreiche Maßnahme nur mit Einschränkungen ins Leben trat. Der Senat hatte zwar entschieden, das Gesetz war da und mußte zur Anwendung kommen, aber „auf administrativem Wege“ wurde es eingeschränkt.

Rittmeister Nikolin war ein kleinlicher und boshafter Mensch, der stets nach einem Vorwand suchte, die Gefangenen zu schikanieren; er handelte auch in diesem Falle nur zu unserem Schaden. Er rapportierte nämlich an den Gouverneur, daß er nicht genügend Unteroffiziere habe, um die „Strafkolonie“ zu überwachen, wenn alle Gefangenen, die rechtmäßig Anspruch darauf hatten, entlassen würden; deshalb bitte er, daß jeweils nur fünfzehn Personen dieser gesetzlichen Bestimmung teilhaftig werden sollen. Der Mangel an Gendarmen war ein nichtiger Vorwand, da schließlich zur Überwachung der Gefangenen in mehr oder weniger großer Anzahl die gleiche Zahl von Wächtern nötig war; trotzdem wurde der Wunsch des Kommandanten erfüllt. Somit wurden viele der Ge-

fangenen ihres gesetzlichen Anspruchs auf Entlassung aus dem Kerker beraubt. Die Folge war, daß auf jede Vakanz oft ein ganzes Dutzend Kandidaten wartete, unter denen dann Nikolin willkürlich die Wahl traf. Natürlich trug diese Rechtsbeugung dem Urheber glühenden Haß seitens der Gefangenen ein, besonders da auch sein sonstiges Verhalten derart war, daß es diesen Haß stets von neuem schüren mußte.

Bald nach meiner Ankunft bekam ich den Mann zu sehen; er kam damals oft in das Gefängnis. Er mochte gegen fünfundfünfzig Jahre alt sein, war mittelgroß, untersetzt, mit einem stattlichen Schmerbauch, das Gesicht rund und fett, hatte kleine, hinterlistige Augen und einen borstigen Bart; er machte den Eindruck eines alten, fetten, bissigen Katers und wurde auch allgemein mit diesem Spitznamen bezeichnet. Besonders katzenartig aber war sein Blick; er machte stets den Eindruck, als bereite er sich vor zum Sprunge gegen ein Opfer, dem er die Krallen einschlagen würde. Er sprach immer mit leiser Stimme und schnalzte dabei mit der Zunge. Sein ganzes Benehmen war abstoßend, widerwärtig. Gewöhnlich blieb er bei seinen Besuchen im Gefängnis neben unserem Obmann stehen, der an seiner Truhe beschäftigt war, und schwatzte unaufhörlich, unbekümmert, ob es diesem angenehm war oder nicht. In diesen endlosen Monologen flunkerte und prahlte er in haarsträubender Weise und klagte über sein Schicksal; wenn es nach Recht und Gerechtigkeit ginge, hätte er seiner Meinung nach mindestens General sein müssen, war der ewige Refrain. Er hatte seine Laufbahn bereits in den sechziger Jahren unter Murajeff, dem Henker von Wilna, begonnen und erzählte, welch unschätzbare Dienste er damals geleistet habe; trotzdem war er Mitte der achtziger Jahre immer noch Rittmeister.

Vielleicht hatte sein Übereifer seine Karriere verdorben, wenigstens erzählte er selber folgendes Stückchen, das ihm in Kara passiert war. Eines Tages schickte er ein Schriftstück an den Gouverneur mit der höchst wichtigen Frage: Wenn in einer Kammer die Diele gescheuert wird und die Gefangenen daher im Korridor sich aufhalten, darf dann der Schließer die Gefangenen einer anderen Kammer ins Freie führen?

„Denken Sie sich," sagte der „Kater", „darauf hat man mir geantwortet: ‚Richten Sie sich nach § 13 der Instruktion.' Dabei hat aber die Instruktion nur zwölf Paragraphen!"

Die Ironie dieſes Beſcheids ſchien er nicht zu begreifen; er fuhr fort, mit Lappalien endloſe Schriftſtücke anzufüllen. Dabei ſchien ihm der Poſten des Gefängniskommandanten noch nicht genügend Stoff zum Querulieren zu bieten, denn er ſteckte ſeine Naſe in alles, was im Rayon von Kara vorging.

In einem Falle allerdings trug er dazu bei, einen dreiſten Raub an der Staatskaſſe aufzudecken. Es handelte ſich um den Major Potuloff, der das Gefängnis für Kriminalverbrecher verwaltete, denſelben, bei dem Herr Kennan als Gaſt in Kara geweilt. Unter der Verwaltung dieſes Herrn war eines Tages das Magazin abgebrannt, in welchem ſich einige tauſend Pud Mehl zur Verpflegung der Gefangenen befinden ſollten. Nun verbrennt aber Mehl nicht, wenn es in großen Haufen liegt, ſondern es wird nur angeröſtet; das Gebäude war jedoch niedergebrannt und von dem Mehl keine Spur zu finden. Es wurde daher allgemein behauptet, das Mehl ſei überhaupt nicht vorhanden geweſen, der brave Major habe mit dem Lieferanten ein kleines Geſchäft gemacht und dann mit Hilfe ſeiner Untergebenen das Magazin rechtzeitig verbrennen laſſen. Wahrſcheinlich wäre dieſer Diebſtahl wie ſo viele andere unentdeckt geblieben, wenn nicht unſer „Kater“ die Sache in die Hand genommen und mit ſeinen Denunziationen die Einſetzung einer Kommiſſion erzwungen hätte, zu deren Mitglied man ihn machte; jetzt entfaltete er ſein herrliches Talent und brachte in der Tat einen ganzen Rattenkönig von Diebſtählen und Unterſchlagungen an den Tag. Der gaſtfreie Gentleman, als welchen Kennan den Major Potuloff beſchreibt und der er in der Tat war, hatte ſkrupellos den Staat beſtohlen. Da figurierten zum Beiſpiel Hunderte von Sträflingen, die entweder ſchon lange entlaſſen oder geflüchtet waren, in den Regiſtern, und es wurde für dieſe „Regiſterſeelen“ Verpflegung, Kleidung uſw. dem Staate in Rechnung geſtellt, während der brave Major und die Lieferanten den Betrug brüderlich teilten. Der Mann wurde ſeines Amtes enthoben, aber vor Gericht wurde er trotzdem nicht geſtellt, ganz einfach: er hatte Protektion.

* * *

Obwohl mir die Kameraden in der „Adelskammer“ durchaus ſympathiſch waren, hegte ich doch den Wunſch, in die Kammer überzuſiedeln, wo mein Freund Stefanowitſch war. Dazu bedurfte es

jedoch der Erlaubnis des „Katers", und dieser verweigerte sie, indem er erklärte, er müsse erst die Erlaubnis des Gouverneurs einholen; ich hatte jedoch erfahren, daß er fürchtete, wenn wir beide zusammenkämen, würden wir ausbrechen. Das war einfach Unsinn, denn seitdem die Gendarmen die Wache ausübten, war eine Flucht aus Kara ganz unmöglich, aber der „Kater" liebte es, seine kleinlichen Schikanen mit dem Vorwande der Fluchtgefahr zu bemänteln. Erst viele Wochen später gab er schließlich seine Einwilligung, ich siedelte in die Kammer genannt „Synedrion" über und wurde Lagergenosse meines Freundes.

In dieser Kammer war das Treiben ein ganz anderes als in der „Adelskammer". Ein großer Teil der Insassen waren Arbeiter, und auch von den übrigen hatten einige große Vorliebe für Handarbeiten; sie glich infolgedessen einer großen Lehrwerkstätte. Zwar war der Besitz von Handwerkszeug jeder Art streng verboten, aber man besaß es trotzdem, und das beste war: bei den allwöchentlich vorgenommenen Revisionen wurde nie etwas gefunden! Die Revisionen waren nämlich „sorgfältig, aber oberflächlich", wie die Gendarmen es nannten, das heißt, persönlich wurden wir nicht visitiert, deshalb steckten wir einfach unser Handwerkszeug in die Taschen, wenn die Revision begann. Einige der Handwerker waren geradezu hervorragende Meister in ihrem Fache. Besonders zeichnete sich der bereits erwähnte Chrustscheff in dieser Beziehung aus, ein anderer Tausendkünstler war der Schlosser Bubnowski. Aus kleinen Eisenstückchen, alten Nägeln und ähnlichem verfertigte er eine winzige Drehbank, die man in die Tasche stecken konnte; auf dieser Drehbank verfertigte er sodann alle Teile eines Uhrwerkes und stellte schließlich, obwohl er niemals Uhrmacher war, eine kunstvolle Uhr her, die später in einem sibirischen Museum Aufnahme fand. Es gab kaum ein Handwerk, das nicht in unserer Werkstätte betrieben worden wäre und von den Betreffenden durch das Studium von Lehrbüchern, durch Geduld und Ausdauer, die man im Gefängnis lernt, in vollkommenster Weise erlernt wurde. Es wurde auch sonst eifrig in dieser Kammer gelernt, wobei die Studierten den Arbeitern halfen. Jazewitsch und Zlatopolski kamen jeden Tag in diese Kammer, um Unterricht in Mathematik und Naturwissenschaften zu erteilen, Fomitscheff hatte den Lehrstuhl für russische Sprache inne usw. Aus diesem Grunde wurde unsere Kammer zuweilen auch „Akademie" genannt.

Unter den Arbeitern erregte ein gewisser Karl Iwanein mein Interesse, er war von Geburt Finnländer, aber gänzlich russifiziert; seine Leidenschaft war die Lektüre schöngeistiger Literatur, und er war auf diesem Gebiete sehr belesen. Besonders aber zeichnete er sich aus als begeisterter Anhänger der Lehre des Grafen Tolstoi. Jeden Einwand, den man gegen diesen Weisen erhob, stachelte ihn zu lebhaftestem Widerspruche auf. Er war ein höchst begabter Mensch, aber ein Sonderling. Er wurde bald, nachdem ich ihn kennen gelernt hatte, in die Strafkolonie entlassen und nahm sich dort nach kurzer Zeit das Leben.

Von den Studierten in dieser Kammer zeichneten sich Fomitscheff und Fomin durch eisernen Fleiß aus. Fomin kannte ich noch von der Schweiz her, wo er einige Zeit als Flüchtling gelebt hatte. Er war Infanterieoffizier gewesen und 1879 wegen Propaganda unter den Soldaten verhaftet und in Wilna eingekerkert worden, aber mit Hilfe eines Kameraden geflohen. In der Fremde duldete es ihn jedoch nicht lange, er kehrte bald nach Rußland zurück und konnte sich einige Zeit verbergen, aber 1882 wurde er abermals in Petersburg verhaftet und zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Im Gefängnis zu Kara vertiefte er sich in das Studium der Naturwissenschaften, besonders interessierte er sich für Mineralogie. Fomitscheff hatte ich früher nicht gekannt, aber viel von ihm als einem sehr tätigen Revolutionär gehört. Er war der Sohn eines armen Kirchendieners und studierte in Odessa. Hier wurde er 1877 wegen Propaganda unter den Soldaten verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Aber selbst dieses Gericht brachte es nicht fertig, ihn zu verurteilen, und unter dem Jubel der Zuhörer, die ihm und dem Verteidiger lebhafte Ovationen bereiteten, wurde er freigesprochen, bald darauf jedoch abermals verhaftet und gemeinsam mit Lisogub, Tschubaroff und anderen abgeurteilt; das Urteil lautete auf lebenslängliche Zwangsarbeit. Während des Transportes nach Kara war er, wie bereits erwähnt, geflohen, aber wieder eingefangen worden; zur Strafe wurde er ein Jahr lang an die Karre geschmiedet. Er beschäftigte sich viel mit Geschichte, besonders der Geschichte Rußlands, und war in dieser Beziehung ziemlich belesen; aber leider war unsere Bibliothek auf diesem Gebiet etwas einseitig, und so war er auf das Studium der vielbändigen und zum Teil veralteten Werke von Schlosser, Weber, Mommsen, Solowjeff, Kostomaroff und einiger anderer angewiesen. Zum Teil mochte

es an dieſer Lektüre liegen, zum Teil an einer ſonderbaren Gedankenrichtung, genug, unſer Freund Fomitſcheff, ein kluger und ungemein fleißiger Menſch, vorzüglicher Kamerad und ein feſter Charakter, kam zu den ſonderbarſten Anſchauungen: er war nicht nur eifriger ruſſiſcher Patriot und Ruſſophile, ſondern, was faſt unbegreiflich erſchien, ein eingefleiſchter Monarchiſt und leidenſchaftlicher Anhänger der Dynaſtie Romanoff geworden. Ein politiſcher Gefangener, lebenslänglicher Sträfling — als Fanatiker des ruſſiſchen Abſolutismus! Jedenfalls eine recht ſonderbare Kombination. Nun wäre es durchaus als folgerichtig erſchienen, wenn dieſer Mann ein Begnadigungsgeſuch eingereicht hätte, das jedenfalls erfolgreich geweſen wäre; keiner der Kameraden hätte auch an der Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit eines ſolchen Schrittes gezweifelt, aber Fomitſcheff tat es nicht. Er hatte ſich in den ſonderbaren Gedanken verbiſſen, daß er einfach ſein Schickſal zu dulden, ſein Leben im ſibiriſchen Kerker hinzuſchleppen habe, als Sühne ſeiner Empörung gegen den Zaren, an deſſen beſten Abſichten für das Wohl ſeiner Untertanen Fomitſcheff jetzt nicht den leiſeſten Zweifel hegte. Man darf füglich behaupten, daß Alexander III. unter ſeinen Hofſchranzen und Würdenträgern keinen einzigen in gleicher Weiſe treuen und vor allem keinen ſo ſelbſtloſen Anhänger hatte wie dieſen politiſchen Sträfling im Kerker zu Kara. Die ungerechteſten und ſelbſt grauſamſten Ukaſe der zariſchen Regierung fanden einen Verteidiger in dieſem Manne, er fand die reaktionärſten Maßnahmen durchaus folgerichtig, zweckmäßig und für das Wohl des Volkes erſprießlich; er liebte dieſes Volk über alles und hätte ihm jederzeit ſein Leben zum Opfer gebracht, aber trotzdem wußte er ſtets die Regierungspolitik des Zarismus in Einklang mit dem Wohle des Volkes zu bringen. Jeder Angriff gegen den Zaren regte ihn auf, und oft brach er in ſolchen Fällen jeden Verkehr mit dem Betreffenden ab. Manche von uns hegten berechtigten Zweifel, ob der Mann wirklich noch normal zu nennen ſei.

Natürlich ſtand Fomitſcheff mit ſeiner Begeiſterung für den Zaren allein, aber in bezug auf ſeine ruſſophilen Anſchauungen hatte er ziemlich viel Geſinnungsgenoſſen. Insbeſondere war ein Teil unſerer Kameraden felſenfeſt überzeugt, daß die wirtſchaftlichen und ſozialen Zuſtände Rußlands weit über die Weſteuropas erhaben ſeien. Unendlich waren die Debatten über die Vorzüge Rußlands,

manch eine Wette entstand aus diesem Anlaß; in zahlreichen Fällen wurde diese Frage zur Ursache ernstlicher Zerwürfnisse unter Freunden, zu „klimatischen Störungen", wie es in unserem Kauderwelsch hieß. Dieser für Sozialisten jedenfalls recht sonderbare Glaube an eine Präponderanz des rückständigen Rußland erklärte sich wohl zum Teil aus der damals herrschenden Geistesrichtung. Die gesamte fortschrittliche Presse jener Zeit war in diesem Sinne „russophil", und selbst in die sozialistische Literatur bahnte sich diese Strömung einen Weg. Bekanntlich wurde in dieser Literatur der Gedanke vertreten und leidenschaftlich verteidigt, daß die russischen sozialen Zustände in jeder Hinsicht von den Zuständen, die jemals in anderen Ländern bestanden haben, verschieden seien, und hieraus leitete man die Konsequenz ab, daß der revolutionäre Kampf in Rußland notwendigerweise ganz anders geführt werden müsse. Ich muß gestehen, daß es mir sehr oft wehe tat, von Menschen, die für ihre Überzeugung litten, derartige Ansichten zu hören, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Räsonnement eingefleischter Reaktionäre aufwiesen.

Einer der unermüdlichen Verfechter dieser Anschauung war in unserer Kammer Nikolaus Posen, der sonderbarerweise als einer der klügsten Menschen im Gefängnis galt. Er war Schullehrer in einer Dorfschule gewesen und hatte sich nicht besonders in der revolutionären Bewegung betätigt, war aber zufällig Teilnehmer des bereits beschriebenen bewaffneten Widerstandes bei der Verhaftung in Kiew geworden und wurde zusammen mit Marie Kowalewskaja, Natalie Armfeld und anderen vor Gericht gestellt und zu vierzehn Jahren zehn Monaten Zwangsarbeit verurteilt; wegen eines Fluchtversuchs aus dem Gefängnis in Irkutsk wurde diese Strafe um weitere vierzehn Jahre erhöht. Er war ein zweifellos geistreicher und gebildeter Mensch, aber politische Überzeugungen hatte er eigentlich gar nicht. Seine Passion war Schwatzen und Debattieren; er war imstande, über alles und jedes stundenlang zu sprechen, und stets bereit, alles zu beweisen, was man wollte. Seine Schwatzsucht war derart, daß er jede Gelegenheit zu streiten vom Zaune brach; bald verteidigte er eine philosophische These, bald stritt er um irgendeine Lappalie. Lernen und arbeiten waren nicht seine Sache, und mit dem ewigen Geschwätz störte er andere am Arbeiten; kaum hatte er morgens die Augen aufgetan, setzte er sein Mundwerk in Bewegung und hörte nicht

auf bis zum späten Abend. Ein stehendes Thema war bei ihm das Essen.

„Was meinen Sie," fragte er irgend jemand, dessen er habhaft wurde, „was gibt es heute zum Abendessen? Ich bin sicher, die machen heute ‚Jeder hat's'."

„Vielleicht! Vielleicht gibt es aber auch Hackfleisch mit Grütze," antwortete man ihm, um ihm einen Gefallen zu tun.

Dann legte er unfehlbar los und bewies haarklein, warum er zu seiner Anschauung gekommen sei und schwatzte mindestens eine halbe Stunde. Der Refrain war dann: „Wollen Sie Ihre Meinung bekräftigen?"

„Schön, wetten wir! Was gilt's?"

„Drei Streichhölzer!" ruft er.

Alles lacht, und Posen ist seelenvergnügt über seinen „Witz".

Im übrigen war er ein kleinlicher, sehr eitler Mensch. Später stellte sich heraus, daß er bereit war, zur Befriedigung seiner kleinlichen Gelüste jedes Kompromiß mit der Regierung zu schließen.

* * *

Die mangelhafte Nahrung wirkte bald in verhängnisvoller Weise auf meine Gesundheit, trotzdem ich in dieser Beziehung durchaus nicht verwöhnt und stets kerngesund gewesen war. Schon nach wenigen Monaten fühlte ich Schlaffheit in den Füßen und konnte mich nicht aufrecht halten, es zeigten sich blutunterlaufene Stellen; bald fing auch das Zahnfleisch zu eitern an, die Zähne wurden wackelig. Ich wandte mich an unseren Heilkundigen Pribyljeff.

„Eh, mein Freund, Sie haben ja den schönsten Skorbut!" sagte er, nachdem er mich untersucht hatte. „Ist aber schnell gegangen bei Ihnen!"

Er ordnete Krankenkost für mich an, und ich bekam täglich ein Kotelett mit viel Knoblauch darin. Übrigens war ich nicht der einzige, dem die schlechte Kost Schaden brachte; im nächsten Frühjahr fiel eine ganze Anzahl von uns der bösen Krankheit anheim, und sonderbarerweise waren es stets die Kräftigsten, die daran erkrankten. Die bessere Kost und die Kunst des braven Pribyljeff ließen mich das Schlimmste überwinden; nach einiger Zeit konnte ich wieder ohne Krücken gehen, das Zahnfleisch heilte, und bald konnte ich auch die Krankenkost entbehren. Die Nachwirkungen der Krankheit spürte ich allerdings noch lange Zeit.

Besonders lebhaft ist mir der erste Frühling im Kerker zu Kara in Erinnerung. Es war ein Gefühl unbeschreiblicher zehrender Sehnsucht, das ich empfand. Wenn ringsherum alles in der Natur zu neuem Leben erwacht und rasch emporsprießt, lastet das zweck- und sinnlose Leben innerhalb der Kerkermauern bleischwer auf dem Gemüt. Selbst die einzige Beschäftigung, die man sich machen kann, das Lesen, wird dann unmöglich. Die Lettern tanzen vor den Augen, nichts bleibt im Bewußtsein hängen, das Gedächtnis versagt; nur die Phantasie arbeitet unermüdlich. Das erklärt sich einfach aus den Lebensbedingungen und dem physischen Zustand der Gefangenen. Im Frühling aber, wenn alles lebt und zu Taten drängt, ist es kaum noch möglich, das Gefängnis zu ertragen.

Unser Gefängnis lag in einer schmalen Talmulde zwischen Hügelketten; vom Hofe aus sahen wir diese Hügel. Es war nur spärlicher Pflanzenwuchs auf diesen sibirischen Höhen, aber im Frühling schienen sie uns aus der Ferne ein Paradies und lockten unbezwinglich zu sich hin. In nächster Nähe hatte man den glattgetretenen Hofraum, ohne jeden Grashalm, die verwitterten schwarzen Holzwände der Gefängnisbauten und die hohen Pfähle der Umfriedigung. Das Auge schweifte in die Ferne, und man malte sich aus, wie wunderbar schön es dort sein müsse auf dem weichen Rasen im Schatten der Bäume.

Wir baten unseren „Kater", er möchte uns im Hofe einen Garten anlegen lassen. Platz genug war vorhanden; die Arbeit wäre von größtem Nutzen für uns gewesen, und schließlich hätten wir etwas Gemüse für unseren Tisch ziehen können, dessen Mangel schädlich auf unsere Gesundheit einwirkte. Der „Kater" schlug es rundweg ab: wir hätten Spaten haben müssen, und damit kann man ja ein Loch graben und entfliehen. Als dann einer von uns etwas Blumensamen zugeschickt bekam und diesen in einer Holzkiste aufpflanzte, ließ der „Kater" die Kiste entfernen: es könnte die Erde in der Kiste dazu dienen, etwas Verbotenes darin zu verstecken!

Derartige Schikanen und Drangsalierungen erbitterten uns immer mehr gegen den verhaßten „Kater". So friedlich wir sonst gesinnt waren, es konnte der Haß gegen diesen Menschen bei der nächsten Gelegenheit jäh emporlodern. Der Kommandant mochte das ahnen; er wurde immer mißtrauischer und zeigte sich bald gar nicht mehr

im Gefängnis. Überhaupt war er mit der Zeit auf seiner
da er fühlte, daß er sich ringsum Feinde geschaffen hatte und
man ihn allseitig gründlich haßte. Einsam saß unser „Kate
seiner Behausung, zankte mit seiner Köchin und wagte kaum
sich zu zeigen. Und in der Tat darf man sich wundern, daß
einer seiner vielen Feinde ihm den Garaus gemacht hat; das
in Kara der natürliche Lauf der Dinge gewesen. Schließlich
er dieses Leben nicht länger aus und bewarb sich um Verse
Im Frühjahr 1887 wurde sein Gesuch gewährt; er reiste ab
begleitet von den Verwünschungen der gesamten Bevölkerung
Kara.

XXV

Stimmungen und Zeitvertreib im Kerker. Zwei neue Kommandanten. — Das Hospital. — Die Teilnehmer an bewaffneten Widerständen.

Einförmig und trübselig war unser Leben. Monat auf Monat und Jahr auf Jahr ging dahin, ohne die geringsten Spuren eines Ereignisses im Gedächtnis zu hinterlassen. Ein Tag war wie der andere und schleppte sich endlos dahin. War ein Jahr um, so war es kaum möglich, ein Geschehnis während der 365 Tage zu verzeichnen, das der Erinnerung wert gewesen wäre. Vergebens strengte man sein Hirn an, um aus dieser monotonen Vergangenheit auch nur einiges ins Gedächtnis zu rufen. Wenn man am Morgen aufwachte, wußte man ganz genau, was der Tag bringen werde. Ja, man wußte im voraus, was alle folgenden Tage, Wochen und Monate bringen werden. Nur sehr selten unterbrach irgendein geringfügiges Ereignis dieses einförmige Leben. Man kannte alle Manieren, Gewohnheiten und Neigungen der Leidensgenossen, man wußte im voraus, was jeder von ihnen bei dieser oder jener Gelegenheit sagen oder tun werde usw. Schon längst ist jeder dem anderen zuwider geworden, man mag nicht einmal die Gesichter mehr sehen, man möchte davonlaufen und sich vor allen verstecken. Aber es gibt eben kein Entrinnen. Jahr um Jahr ist man gezwungen, jeden Augenblick die Gegenwart der anderen zu ertragen und sie mit der eigenen zu belästigen, es gibt hier nicht eine Minute, in der man allein sein könnte. In der gemeinsamen Kerkerkammer hat niemand einen Winkel, in den er sich zurückziehen könnte. Dazu kommen die Härten des Gefängnisregimes: das Rasieren des Kopfhaares, das mit peinlicher Regelmäßigkeit vollzogen wurde, der fortwährende Anblick der verhaßten Gendarmen, der Appell morgens und abends, die Revisionen usw. Man stelle sich das alles vor, und man wird begreifen, wie unerträglich das Leben im Laufe der Jahre wird, wie die Nerven zerrüttet werden. Schon das Kreischen des schweren

Schlosses an der oft geöffneten und wieder geschlossenen Tür brachte manchen von uns beinahe zur Raserei. Infolge der Nervosität waren viele von uns in einem Zustand der Reizbarkeit, der vom Standpunkt normaler gesunder Menschen kaum begreiflich erscheinen mochte. Bei einigen äußerte sich das in unglaublicher Empfindlichkeit und Heftigkeit, so daß oft aus den nichtigsten Gründen Verstimmung und Zwist entstand. So kam es zum Beispiel einmal vor, daß zwei Freunde, beide in gesetztem Alter, beide gebildet und intelligent, buchstäblich wegen einer Eierschale sich miteinander überwarfen; eine Eierschale wurde zum Ausgang des Wortwechsels und führte zum Bruche. Ein derartiger Zustand wird nur erklärlich, wenn man bedenkt, daß selbst Menschen, die einander zärtlich lieben, es auf die Dauer nicht aushalten, ununterbrochen beieinander zu sein. Jeden Tag dasselbe Gesicht, dieselben Gewohnheiten sehen müssen, wird mit der Zeit unerträglich.

Freilich gab es auch in unserem Dasein nicht ausschließlich Qual und Pein. Auch wir hatten unsere kleinen Freuden. Zu den willkommensten Ereignissen zählten wir das Eintreffen der Post, die im Winter alle zehn, im Sommer alle acht Tage kam. Ich bin nicht imstande, zu schildern, mit welcher verzehrenden Spannung manche von uns den Posttag erwarteten und die Stunde, wo wir die Post im Gefängnis entgegennehmen konnten. Da stand mancher stundenlang am Zaune und spähte hinaus, um den Kommandanten zur Poststation fahren zu sehen, die einige Werst entfernt war; dann harrten sie ungeduldig seiner Rückkehr und versäumten nicht, die Kameraden zu benachrichtigen, was sie beobachtet hatten. Die Post brachte Geld, Briefe, Zeitungen und Bücher; zuweilen traf auch ein Paket ein, ein Geschenk, eine Liebesgabe; alles dies brachte wenigstens eine kleine Abwechslung in die tödliche Langeweile, und daher interessierte das Eintreffen der Post einen jeden von uns. Von dem Einlaufen des Geldes hing unser Budget ab, die Höhe unseres „Äquivalents" kam dabei in Frage. Zeitungen und Zeitschriften interessierten uns besonders, brachten sie doch Kunde von der Welt, von den politischen Vorgängen, die uns leidenschaftlich bewegten. Mit Heißhunger stürzte man sich in die Lektüre und alsbald gab es Stoff zu Gesprächen und Debatten. Doch waren jene Jahre nicht nur in Rußland, sondern auch in Westeuropa Jahre der schlimmsten Reaktion, und deshalb war, was wir zu lesen

bekamen, für uns kaum erfreulich, immer legten wir die Zeitung enttäuscht aus der Hand. Außerdem waren uns nur die uninteressantesten und konservativsten Zeitungen und Zeitschriften gestattet, mit alleiniger Ausnahme der bekannten Revue „Der europäische Bote", die aus irgendeinem Grunde passieren durfte. Es gab unter uns Zeitungsleser, die jedes Blatt von A bis Z durchstudierten und jede Kleinigkeit im Gedächtnis behielten. Wieder andere unter uns erwarteten die Post sehnsüchtig hauptsächlich wegen der Briefe von ihren Verwandten oder sonst Nahestehenden. Diesen bereitete ihre Korrespondenz viel Freude, aber auch viel Leid. Sie waren beständig in Sorge um ihre Lieben, da die Briefe aus der Heimat furchtbar lange unterwegs waren, oft anderthalb bis zwei Monate, und im Frühjahr und Herbst, wenn die Wege unbefahrbar waren, was in Sibirien oft sehr lange dauert, traf jede Post mit Verspätung ein. Die einlaufenden Briefe wurden natürlich nicht nur von dem Kommandanten gelesen und einer scharfen Zensur unterworfen, sondern sie wurden obendrein mit einer Lösung chlorsaurem Eisen kreuz und quer bestrichen, um zu erkennen, ob etwa Notizen mit chemischer Tinte gemacht worden waren. Besonders grausam war aber, daß uns nicht gestattet wurde, die Briefe nach eigenem Ermessen zu beantworten, sondern nur im Namen des Kommandanten durften wir auf einer Postkarte den Empfang eines Briefes oder einer Sendung bestätigen und kurz über unsere Gesundheit berichten, etwa in folgender Form: „Ihr Sohn (Bruder. Neffe usw.) ist gesund; die ihm übersandten Rubel 00 (den Brief usw.) hat er empfangen und ersucht, ihm folgendes zu senden", folgt die Unterschrift des Kommandanten. Da die Karte eigenhändig von dem Gefangenen geschrieben wurde, konnten die Angehörigen sich überzeugen, daß er am Leben sei und ihre Sendungen erhalten habe, aber auch nichts weiter.

Unter diesen Umständen mußte begreiflicherweise die Korrespondenz oft zur Qual werden. Und trotzdem beneideten die Einsamen, die von niemand Briefe zu erwarten hatten, die Glücklichen, die auf diese Weise mit ihren Lieben sich in Verbindung setzen konnten; solche absolut einsame Menschen hatten wir mehrere unter uns. Wie traurig blickte zuweilen dieser oder jener drein, wenn die Briefe ausgeteilt wurden! Wie oft hörte ich den sehnlichen Wunsch äußern: „Wenn doch auch an mich irgend jemand eine Zeile schreiben wollte!" In der Tat, es ist unsagbar traurig, im Kerker, in die Einöden

Sibiriens verſchlagen zu ſein, Tauſende Meilen von der Heimat entfernt und keine Menſchenſeele zu haben, von der man weiß, daß ſie unſer gedenkt. Wie groß war aber die Freude, wenn einer dieſer Verlaſſenen unerwartet von irgendeinem Verwandten einen Brief erhielt. Um ſeiner Freude Ausdruck zu geben, beſchloß wohl der alſo Beglückte, ſeine Kameraden zu bewirten; es wurde dann auf ſeine Koſten für die ganze Kammer Tee aufgebrüht, er ließ gar Bretzeln backen; der Brief ſelbſt wurde zu einem Schatze, von dem man noch lange ſprach, und den beſten Freunden wurden die intereſſanten Stellen vorgeleſen.

Die Bewirtung der Kammergenoſſen war auch üblich, wenn jemand eine beſondere Nachricht aus der Heimat erhielt. Der Inhalt eines ſolchen Briefes wurde alsbald in allen Kammern mitgeteilt; zuweilen zirkulierten ſogar Abſchriften von Briefen, die allgemeineres Intereſſe hatten. Allerdings waren die Kommandanten, beſonders der „Kater", bemüht, derartige Nachrichten zu unterdrücken, indem ſie alles, was über den engen Kreis perſönlicher Beziehungen hinausging, durchſtrichen, andererſeits aber hatten wir ſtets Mittel und Wege, politiſche und andere Neuigkeiten, die uns intereſſierten, zu erfahren; in dieſer Beziehung war die Erfindungsgabe einzelner von uns erſtaunlich. Mehr noch: wir brachten es fertig, uns durch den Kommandanten Schriften zuſtellen zu laſſen, die in Rußland aufs ſtrengſte verboten waren, trotzdem die Kommandanten es ſich gewiß angelegen ſein ließen, jedes Buch und jedes Paket, das einlief, aufs ſorgfältigſte zu unterſuchen. Natürlich hatten wir auch Mittel und Wege, um beim Verſand und Empfang der Korreſpondenzen den offiziell vorgeſchriebenen Weg zu umgehen, indem wir beſtechliche Wächter veranlaßten, uns zu helfen. Die „Geheimpoſt" vermittelte auch unſeren Verkehr mit den Inſaſſen des Frauengefängniſſes, denn offiziell war das ſtrengſtens verboten. Die Geheimpoſt ſetzte uns inſtand, jederzeit zu erfahren, wie es unſeren Damen gehe, und auch mit den Verbannten in verſchiedenen Orten Sibiriens ſtanden wir im Briefwechſel.

Im Verkehr mit der offiziellen Poſt vermittelte der Obmann. Der Kommandant teilte ihm mit, für wen und wieviel Geld eingetroffen ſei, und dieſer verkündete es alsbald in den Kammern, da, wie geſagt, alle hieran intereſſiert waren. Ebenſo erſtattete unſer Bibliothekar ſofort Bericht, was an Druckſachen eingetroffen war. Die Reihenfolge, in welcher man neue Zeitungen und Bücher

zu verlangen hatte, war genau geregelt. Wenn jemand per Post Geschenke erhielt, Wäsche, Kleider, Schuhe oder sonst statthafte Gegenstände, so stand ihm frei, dieselben für sich zu behalten oder dem Starosten zu übergeben. Dieser setzte in diesem Falle alle Gefangenen in Kenntnis, die und die Dinge seien zu vergeben; wer sie brauchen konnte, meldete sich, und dann entschied das Los, wem sie zufielen. Bestand aber das Geschenk aus Eßwaren, so wurden diese stets dem Obmann zur Verfügung gestellt. Dieser verteilte das Quantum auf die einzelnen Kammern. In jeder Kammer befand sich ein „Generaldivisor", das heißt jemand, dem es oblag, die Leckerbissen mit peinlichster Genauigkeit gleich und gerecht unter alle Insassen zu verteilen, was in manchen Fällen in der Tat ganz besondere Kombinationen und Kunstgriffe erforderte. Dieser „General-Divisor", in der Regel ein mathematisch veranlagter Geist, wenn nicht gar Mathematiker von Fach, spielte übrigens auch bei den regelmäßigen Mahlzeiten die Rolle eines Kämmerers, indem er die Speisen verteilte, damit ja die Gleichheit gewahrt werde.

Überhaupt war das Bestreben nach Gleichheit in jeder Hinsicht bei vielen sehr stark entwickelt. Es gab unter uns solche, denen es sogar peinlich war, daß sie von zu Hause mit allerlei kleinen Gaben versorgt wurden, während andere nichts erhielten; es kam vor, daß sie sich gewissermaßen vor den Kameraden ob dieser Bevorzugung entschuldigten. Dagegen waren die Beispiele von kleinlichem Egoismus, wo die Beschenkten ihre Schätze ausschließlich für sich allein behielten, äußerst selten. Einzelne waren so feinfühlig, daß sie glaubten, nicht das Recht zu haben, neue Bücher, die man ihnen schickte, nach eigenem Geschmack zu bestellen, sondern es den Kameraden überließen, gemeinsam eine Liste solcher Bücher aufzustellen, die erwünscht waren. Damit also auch hier Gleichheit herrsche, bestimmten die Betreffenden eine Summe Geld, für welche Bücher gekauft werden konnten; diese Summe wurde durch die Zahl der Gefangenen geteilt, und nun stand es jedem frei, Bücher im Betrag der auf ihn entfallenden Geldquote zu bestellen. Auf diese Weise wurde allen Wünschen Rechnung getragen, und sowohl die Liebhaber von Belletristik kamen auf ihre Kosten als auch diejenigen, die gelehrte Traktate haben wollten.

Neben der Post war das Badehaus eine Quelle des Genusses. Besonders wenn man eine Woche Küchendienst hinter sich hatte,

bei dem man sich mit allerhand wenig reinlichen Dingen beschäftigen und schwer arbeiten mußte, war das Dampfbad und dann reine Wäsche ein Hochgenuß. Und wenn man aus dem Bade kam, sich auf der Pritsche ausstreckte und die müden Glieder dehnte, heißen Tee trank und seine Gedanken spazieren gehen ließ, war es ein physisches Wohlbehagen, das für einen Moment alles andere vergessen ließ. Zwar war die Leibwäsche, die man frisch angezogen hatte, nicht gerade fein, und da sie auch nicht kunstgerecht gewaschen war, scheuerte sie die Haut empfindlich; der graue Gefängniskittel war nicht besonders bequem und noch weniger präsentabel, aber man fühlte sich trotzdem wohl. Wenn es sich dann noch traf, daß an diesem Tage die Post eingetroffen war, so war es erst recht schön.

„Nun, schlemmen Sie? Sie Epikuräer!" hänselte wohl einer der Kameraden, der selbst recht gut wußte, wie behaglich man sich an solchen Tagen fühlte, wenn man es sich auf der Pritsche mit einer Zeitung oder einem Buche bequem gemacht hatte.

Zu den beliebten Zerstreuungen gehörte auch das Schachspiel, und wir hatten unter uns einige „Meisterspieler", besonders Jazewitsch und Zubrschitzki, die außer Übung sich Kenntnis der Theorie angeeignet hatten. Es wurden denn auch zuweilen Schachturniere nach allen Regeln der Kunst abgehalten und bedeutende Preise ausgesetzt, die natürlich in Tee oder anderen Genußmitteln bestanden. Bei solchen Gelegenheiten nahm das ganze Gefängnis an den Kämpfen auf dem schwarzweißen Brette lebhaften Anteil, und die Resultate jeder Partei in „Match" wurden alsbald verkündet und das Spiel eingehend besprochen.

Auch der Gesang wurde gepflegt, und unser Chor verfügte über ein reichhaltiges Repertoire; melancholische Weisen der Kleinrussen wechselten mit temperamentvollen Volksliedern der Großrussen, selbst zu schwierigen Opernpartien verstieg man sich, nicht zu vergessen die uns allen teuren Lieder der Revolutionäre, die Marseillaise und andere. Als Kommandant Nikolin fort war und wir weniger schikaniert wurden, bauten unsere Tausendkünstler sogar eine Violine, auf der dann einige künstlerisch veranlagte Freunde mit zäher Ausdauer übten, wovon freilich die übrigen, die gezwungen waren zuzuhören, nicht gerade erbaut waren. Posen aber und einige andere marterten dazu die Ohren ihrer Kameraden, indem sie schauderhafte Musik durch Blasen auf Haarkämmen machten.

Vor Langeweile gab man sich auch der angenehmen Beschäftigung des Rätsel- und Charadenspieles hin, was besonders in unserem „Synedrion" im Schwange war. Einige Neulinge brachten auch Karten mit, und das gerade damals in Rußland in Mode gekommene Whistspiel fesselte bald einen Teil der Kameraden derart, daß sie tatsächlich Tage und Nächte dabei zubrachten. Im allgemeinen fand aber das Kartenspiel wenig Anklang.

Leibesübungen wären vielen willkommen gewesen, aber solange der „Kater" das Regiment bei uns führte, waren sie nur in ganz bescheidenem Maße möglich. Alles, was er uns gestattete, war, daß wir im Winter einen Teil des Gefängnishofs, der etwas abschüssig war, in eine Schlittenbahn umgestalten durften, auf der wir uns mit selbstgemachten Schlitten vergnügten.

Einer der Nachfolger Nikolins hatte nichts dagegen einzuwenden, daß wir uns einen Garten anlegten, und im nächsten Frühling waren wir emsig damit beschäftigt. Einige von uns, die besondere Naturfreunde waren, entfalteten hierbei geradezu leidenschaftlichen Eifer; sie bearbeiteten ihre Beete mit peinlichster Sorgfalt, düngten, begossen, jäteten unermüdlich und pflegten jede einzelne Pflanze wie ein geliebtes Kindlein. Es wurden verschiedene Gewächse und Blumen gezogen. Ich hatte besondere Vorliebe für Sonnenblumen, die mich an meine südrussische Heimat erinnerten; wo es irgend anging, steckte ich ihre Samenkörner in den Boden. Im Sommer schossen meine Pfleglinge prächtig in die Höhe, und ihre dicken Stiele standen in gerader Linie längs unseres „Boulevards", wie wir den Steg an dem Zaune nannten, von wo aus man die Straße und des Kommandanten Haus überblicken konnte, wenn man durch die Zaunlöcher guckte. Wenn dann die Pflanzen ihre Kronen senkten, schien es, als ob sie auf die armen Gefangenen herabblickten und sich ob der Grausamkeit der Menschen verwunderten: „So viele unschuldige Jünglinge verbringen ihr halbes Leben, ihre besten Jahre hier in der Gefangenschaft, einzig deshalb, weil sie in ihrer Art das Glück ihres Vaterlandes erstrebten." Und wenn die Sonnenblumen sich in die Höhe reckten und ihre goldgelben Blüten emporhoben, schien es uns, als wenn sie sagen wollten: „Verliert den Mut nicht, arme Sträflinge, es wird die Zeit kommen, wo auch ihr stolz erhobenen Hauptes nach der geliebten Heimat zurückkehren werdet."

* * *

Der Nachfolger Nikolins, Rittmeister Jakowleff, war bestrebt, die Gefängnisordnung, die der „Kater" so schikanös handhabte, zu mildern. Er schien ein leidlich humaner Mann zu sein, der zwar sich genau an die Vorschriften hielt, aber nicht gesonnen war, durch übermäßige Formalistik und unnötige Härten unser trauriges Los noch zu verschlimmern. Vielleicht war sein Benehmen auch dadurch bestimmt, daß er von vornherein wußte, er würde den Posten nicht lange bekleiden, da er nur als Platzhalter eines Kommandanten, der aus Petersburg eintreffen sollte, des Gendarmerieobersten Masjukoff, galt. Vielleicht hegte er auch nur den Wunsch, möglichst wenig Scherereien mit uns zu haben; er gehörte zu jener in Rußland und in Sibirien so zahlreichen Kategorie von sonst recht braven Menschen, die nur eine Schwäche haben, nämlich den Trunk; er sprach dem Becher überaus fleißig zu und schien sehr oft des Guten zu viel zu tun. Es sei dem wie ihm wolle, wir atmeten auf, als er das Regiment führte, und sahen mit Sorge der Ankunft des neuen Kommandanten entgegen. Nach einem halben Jahre, im Winter 1887, traf Oberst Masjukoff denn auch ein und machte alsbald in Begleitung von Jakowleff einen Rundgang durch das Gefängnis.

Er war ein Mann von kleinem Wuchse, glattrasiertem Gesicht, mit grauem Haare und Schnurrbart, trotz seiner fünfzig Jahre sehr beweglich; er sprach mit unangenehmer Fistelstimme und machte den Eindruck eines gerupften Huhnes. In seinem ganzen Wesen lag etwas, was einen schwächlichen, charakterlosen Menschen verriet, und leider erwies er sich als solcher zu unserem und seinem eigenen Unheil. Von Natur beschränkt und gutmütig, entsprach Masjukoff durchaus nicht der Vorstellung, die man sich bei uns von einem Stabsoffizier des Gendarmeriekorps machte, und in der Tat eignete er sich durchaus nicht für diesen Dienst und fühlte es wohl selbst am besten. Er war übrigens auch nur infolge einer Verkettung ungünstiger Umstände Gendarm geworden. Von Geburt Landjunker, hatte er eine Zeitlang Gardeoffizier gespielt, war dann auf seine Güter zurückgekehrt und hatte in Saus und Braus gelebt. Die guten Diners, die er gab, mochten die Veranlassung gewesen sein, daß er zum „Adelsmarschall" in seinem Kreise gewählt wurde; jetzt lebte er erst recht auf großem Fuße, und das Ende war der wirtschaftliche Ruin. Um seine Finanzen zu regeln und, wie es hieß, um seine Spielschulden zu bezahlen, mußte er

wieder in den Staatsdienst treten und wurde Gendarmerieoffizier, weil das hohe Gehalt ihn lockte, das diese Herren beziehen, die besser als alle anderen analogen Chargen bezahlt sind, besonders wenn sie nach den entlegensten Posten in Sibirien, wie Kara, geschickt werden. Der Kommandant von Kara bezog vier- bis fünftausend Rubel bei freier Wohnung, Heizung, Bedienung, Dienstpferden usw. Als ehemaliger Gardeoffizier und Adelsmarschall wurde Masjukoff alsbald Oberst und bewarb sich um den gerade damals vakanten Posten in Kara. Er selbst erzählte später gelegentlich, es sei sein aufrichtiger Wunsch gewesen, unser Schicksal nach Möglichkeit zu lindern. Doch vergebens: mit guten Vorsätzen ist bekanntlich der Weg zur Hölle gepflastert, und die politischen Gefangenen haben unter den schlimmsten Wüterichen nicht so viel gelitten als unter diesem gutmütigen Bonvivant. Doch will ich nicht vorgreifen.

In der ersten Zeit unter Masjukoffs Regiment erfreuten wir uns in der Tat einiger Erleichterungen. Wie bereits gesagt, durften wir einen Garten anlegen; die Türen unserer Kammern wurden tagsüber fast nie verschlossen, und wir durften uns innerhalb des Gefängnishofes frei bewegen. Zu Zeiten des „Katers" stand eine Kammer vollständig leer, weil er aus irgendeinem Grunde verbot, sie zu besetzen, jetzt durften wir sie beziehen, und auch der Bau mit Einzelzellen, der bisher leer gestanden, wurde uns während der Sommermonate freigegeben; so gewannen wir mehr Raum, konnten uns etwas bequemer einrichten, und wer Einsamkeit suchte, konnte ein paar Stunden in jenen Einzelzellen verweilen. Auch unsere Musikanten wurden mit ihren Marterinstrumenten in diesen Raum verwiesen, wo sie weniger lästig fielen. Eine weitere Erleichterung war, daß die Bestimmungen darüber, welche Utensilien wir im Gefängnis haben durften, minder schikanös gehandhabt wurden, und wir brauchten es fortan nicht mehr zu verbergen, wenn wir irgendwelche Handwerksarbeiten verrichteten. Ein Schraubstock und einiges Handwerkszeug wurden angeschafft und die Kunstfertigkeit blühte bei uns auf. Selbst ein Amateurphotograph fand sich unter uns und richtete mit Hilfe unserer Handwerker ein ganzes Atelier ein; seine Leistungen waren allerdings nicht besonders hervorragend.

Überhaupt war Masjukoff bestrebt, uns nach Möglichkeit entgegenzukommen, und befriedigte, soweit es an ihm lag, alle Wünsche, die wir ihm unterbreiteten. Unter anderem hatte er auch gestattet,

daß wir ohne weiteres aus einer Kammer nach der anderen übersiedeln durften. Mein Freund Stefanowitsch und ich machten alsbald davon Gebrauch. Der zweieinhalbjährige Aufenthalt in der „Synedrionkammer" war uns beiden recht lästig geworden, und als die „große Völkerwanderung", verursacht durch den neuen Raum, begann, siedelten wir in die Kammer über, die den Namen „Das Dorf" oder auch „Das Spital" trug. Sie war insofern bequemer wie alle anderen, als hier Bettstellen und außer dem großen Tisch kleine Tischchen zwischen zwei Betten vorhanden waren.

In den ersten drei Jahren, die ich in Kara verbrachte, war die Zahl der Gefangenen ziemlich gleich geblieben. Es wurden zwar einige in die „Strafkolonie" entlassen, aber nahezu ebensoviele neue Leidensgenossen waren wieder eingetroffen.*

Es war eigentümlich, daß in der Regel die Insassen einer Kammer nicht gerne ihren Aufenthalt wechselten; wir nannten das „Kammerpatriotismus". Derartige „Patrioten" hielten große Stücke auf ihre Kammer, die natürlich stets „die beste" war; sie ließen ihre Kammergenossen nie im Stiche, waren stolz auf jeden Erfolg eines von ihnen und betrübt über jeden Mißerfolg. Die Insassen der Kammer, die wir jetzt bezogen, schienen am wenigsten von diesem Korpsgeist beseelt zu sein, wohl deshalb, weil sie meistens zu den „Nomaden" zählten, die schon vorher mehrmals aus einer Kammer in die andere übergesiedelt waren. Auch war hier im Gegensatz zu anderen Kammern jeder mehr mit sich selbst beschäftigt; wir isolierten uns gern, allgemeine Debatten und Heiterkeit gab es

---

* Außer Spandoni, der, wie erwähnt, in Krasnojarsk geblieben und im Frühjahr 1886 in Kara eintraf, kamen im Herbst des gleichen Jahres fünf Genossen, die in Warschau im Prozeß des „Proletariat" verurteilt worden waren: Dulemba, ein Arbeiter, zu dreizehn Jahren Strafarbeit; Cohn, ein Student, zu acht Jahren; Luri, ein Genieoffizier, wurde zum Tode verurteilt und dann zu zwanzig Jahren Strafarbeit begnadigt; Mankowski, ein Arbeiter, bekam sechzehn Jahre; Rechniewski, der die juristische Fakultät in Petersburg absolviert hatte, vierzehn Jahre. Im Jahre darauf wurde Paschkowski eingeliefert, der im Prozeß vom 1. März 1887 als Teilnehmer an einem Attentate gegen Alexander III. zu zehn Jahren Strafarbeit verurteilt war, und der Bauer Ossowski in einer anderen Sache zu drei Jahren. Im Laufe des Jahres 1888 kamen noch Peter Jakubowitsch, mit achtzehn Jahren, und Suchomlin, mit fünfzehn Jahren Strafarbeit, beide im Prozeß Lopatin verurteilt.

selten; die meisten von uns vertieften sich in angestrengte Arbeit, deshalb ging es auch weniger laut zu.

Einer der interessantesten Insassen dieser Kammer und überhaupt ein Original war Leo Zlatopolski, dessen ich mit einigen Worten erwähnen möchte. Er hatte im Petersburger Technologischen Institut studiert, war dann in dem „Prozeß der Zwanzig" vom Jahre 1882 verwickelt und wurde zu zwanzig Jahren Strafarbeit verurteilt. Aktiver Revolutionär war er eigentlich niemals gewesen, aber da er ein hervorragender Mathematiker und Techniker war, ging er den Terroristen an die Hand, wo es sich um rein technische Dinge handelte. Schon als Student galt er als geborener Erfinder, und im Kerker wurde das Erfinden bei ihm zur Manie. Was hat er nicht alles bei uns erfunden! Eine Zeitlang war er in das Projekt einer „kreisrunden Stadt" vertieft; in dieser Stadt sollte alles und jedes elektrisch verrichtet werden. Selbst die Pflanzen sollten auf elektrischem Wege zum Wachstum gebracht werden, da Sonnenlicht und Sonnenwärme unserem Erfinder viel zu simpel waren. Dann kam er auf die Idee, einen Flugapparat zu erfinden, der nicht nur uns alle miteinander in lichte Höhen tragen, sondern auch mit der Schnelligkeit der Drehungen der Mutter Erde fortschaffen sollte. Dann wieder schuf er eine „eigene" Werttheorie. Aber auch prosaische Kleinigkeiten beschäftigten ihn; er hatte eine neue Methode, Wäsche zu waschen, Kartoffeln zu schälen, Schuhe zu machen, konstruierte ganz neue Öfen, erfand Kartenspiele — kurz, auf allen Gebieten war er bereit, das Bestehende umzustürzen und auf ungeahnte Weise die alten Vorstellungen, Gewohnheiten und Sitten umzukrempeln. Wie leicht zu erraten, litten jedoch alle seine genialen Ideen an einem kleinen Fehler — sie waren im Leben nicht anwendbar. Natürlich gab er das niemals zu und blieb dabei, seine Erfindungen seien unantastbar und vollkommen, was ihn aber nicht hinderte, sie beiseite zu lassen, um wiederum mit Feuereifer etwas Neues zu suchen. Natürlich wurde er bald zum Gegenstand allgemeinen Spottes, und man erzählte sich über ihn die unglaublichsten Anekdoten. Trotzdem war er zweifelsohne ein ungemein befähigter und sehr kenntnisreicher Mensch, aber es fehlte eben ein gewisses Etwas, um ein Genie aus ihm zu machen; wir zählten ihn nach der Theorie Lombrosos zu den „Matoiden", was wohl auch richtig sein mochte.

* * *

In den beiden Kerkern in Kara, in dem für Männer und dem für Frauen, waren im Laufe der Zeit Teilnehmer nahezu aller politischen Prozesse eingesperrt gewesen, von dem berühmten Prozeß Njetschajeff (im Jahre 1871) an bis zu dem Prozeß Lopatin und Sigidi (1887). Da natürlich jeder der Gefangenen den Leidensgenossen von dem Prozeß erzählte, an dem er selbst beteiligt war, wie ja überhaupt die Ereignisse des revolutionären Kampfes das interessanteste Gesprächsthema bildeten, so war Kara gewissermaßen die lebende Chronik der Revolution; es war wohl der einzige Ort, an welchem man die ganze revolutionäre Bewegung Rußlands nach den Aussagen von Zeugen studieren konnte. Aber niemand von uns dachte wohl daran, daß er jemals von dem, was er hier zu hören Gelegenheit hatte, Gebrauch machen könnte; es ist daher zu bezweifeln, daß irgend jemand heute noch imstande sein sollte, all das Gehörte niederzuschreiben. Die Kenntnis einer Menge höchst interessanter Einzelheiten dürfte somit für immer verloren sein.

Während meiner Gefangenschaft war von den Teilnehmern der ersten Prozesse — aus der Zeit der sogenannten propagandistischen Phase der Bewegung der siebziger Jahre — niemand mehr vorhanden. Alle in diesen Prozessen Verurteilten waren bereits aus dem Kerker in die Verbannung entlassen worden. Aber viele der Revolutionäre jener Zeit hatte ich persönlich in der Freiheit kennen gelernt. Dagegen teilte ich die Gefangenschaft mit Leuten, die in politischen Prozessen aus dem Ende der siebziger Jahre verurteilt worden waren, wo es sich meistens um Gewalttaten handelte, vom bewaffneten Widerstand bis zu Attentaten gegen den Zaren. Freilich, die Hauptteilnehmer am terroristischen Kampfe hatten auf dem Schafott geendet, oder sie waren in den Kasematten der Peter-Paul-Festung oder Schlüsselburgs lebendig begraben. Doch hatte ich auch von diesen Männern und Frauen die meisten persönlich gekannt, ehe das Schicksal sie ereilte. Ich wäre daher wohl imstande, auch heute noch alles, was ich von Kampf- und Leidensgenossen über die terroristische Bewegung der siebziger Jahre gehört, aus dem Gedächtnis niederzuschreiben; doch würde es an dieser Stelle zu viel Raum einnehmen, da meine Erinnerungen schon gar zu umfangreich zu werden drohen. Einige der wichtigsten Ereignisse jedoch will ich hier kurz berühren.

Zu den hervorragendsten Persönlichkeiten in der „propagandistischen" Bewegung gehörten Wolnoralski und Kowalik, beide

waren Friedensrichter gewesen. Als sie im Untersuchungsgefängnis in Petersburg eingekerkert waren, versuchten ihre Genossen, sie zu befreien. Im Mai 1876 gelang es den beiden denn auch, aus der Zelle zu entkommen und auf einer Strickleiter aus dem Korridorfenster zu klettern. Sie waren nahezu befreit, als ein Beamter, der gerade am Gefängnis vorbeifuhr, sie bemerkte; da dieser glaubte, es handle sich um gemeine Verbrecher, schlug er Lärm, und die beiden wurden wieder gefangen. Sie wurden später in dem „Prozeß der 193" unter Anklage gestellt und zu Zwangsarbeit verurteilt. Abermals unternahmen die Genossen einen Befreiungsversuch: man wollte ihnen die Flucht ermöglichen, wenn sie nach dem Gefängnis in Charkow transportiert würden, wo man damals die gefährlichsten Gefangenen einsperrte; es bestand die Absicht, die Gendarmen mit Waffengewalt zu überfallen. Und in der Tat wurden am 1. Juli 1878 die beiden Gendarmen, die die Gefangenen auf einem Wagen transportierten, von einer Anzahl Bewaffneter, von denen zwei beritten waren, angefallen. Einer der Gendarmen wurde erschossen, und der Anschlag wäre beinahe gelungen, aber die Pferde des Gefangenenwagens wurden scheu, als die Schüsse fielen, und gingen durch; das vereitelte alles. Wolnoralski und Kowalik blieben dann mehrere Jahre in Gefängnissen im europäischen Rußland eingekerkert und wurden später mit einer Anzahl anderer Revolutionäre nach Kara gebracht, wo sie ihre Kerkerhaft verbüßten, um dann in die Verbannung in das Jakutengebiet geschickt zu werden. Die meisten dieser Personen haben ihr Grab in den Einöden Sibiriens gefunden; Wolnoralski und Kowalik jedoch erlebten die Stunde der Befreiung: im Winter 1898/99 kehrten sie nach dem europäischen Rußland zurück; doch ist Wolnoralski bald darauf in der Heimat gestorben.

Die eben beschriebenen Befreiungsversuche sollten unheilvolle Folgen nach sich ziehen. Am Abend nach dem Überfall des Gefangenentransports wurde einer der berittenen Teilnehmer auf dem Bahnhof in Charkow verhaftet; es war Alexei Medwedjeff, auch Fomin genannt. Es gelang ihm, aus dem Untersuchungsgefängnis in Charkow gemeinsam mit einer Anzahl Kriminalgefangener zu fliehen, indem sie die Mauer untergruben. Da aber jede Hilfe von auswärts fehlte, blieb den Flüchtlingen nichts anderes übrig, als sich in einem nahen Walde zu verbergen, wo sie bald aufgegriffen wurden. Darauf beschlossen die Genossen, Medwedjeff zu befreien,

und zwar hatten sie dabei folgenden Plan: Zwei junge Leute, Beresnjuk und Raschko, verkleideten sich als Gendarmen und trugen eine gefälschte schriftliche Ordre nach dem Gefängnis, den Gefangenen zum Verhör in das Gendarmerieamt zu senden. Aber infolge von Verrat, wie die beiden behaupteten, oder vielleicht, weil der Gefängnisverwalter Verdacht gegen diese Gendarmen schöpfte, wurden sie auf der Stelle verhaftet. Gleichzeitig wurde auch Jazewitsch verhaftet, der vor dem Gefängnis wartete, um bei der weiteren Flucht behilflich zu sein, und bald darauf Jefremoff und noch einige Personen. In dem Prozeß wurde dann Jefremoff zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Strafarbeit begnadigt; die gleiche Strafe traf Beresnjuk. Die letzteren und Jazewitsch wurden alsbald nach Kara transportiert. Gegen Medwedjeff wurde besonders verhandelt; man verurteilte ihn zum Tode und milderte auch hier das Urteil zu lebenslänglicher Strafarbeit. Da man neue Fluchtversuche seinerseits befürchtete, hielt man ihn in strenger Haft in verschiedenen Gefängnissen Westsibiriens, brachte ihn dann nach der Peter-Paul-Festung in Petersburg und erst 1884 kam er nach Kara.

Medwedjeff war ein überaus kühner Mensch, der jeder Gefahr trotzte und stets bereit war, sich in die gefährlichsten Abenteuer zu stürzen. Er war früher Postillon gewesen und besaß nur kümmerliche Volksschulbildung, aber bei seiner Begabung hatte er sich im Kerker respektables Wissen erworben. Vor allem aber war er der geborene Techniker und besaß nach dieser Richtung geradezu erstaunliches Geschick. In den Kasematten des Petersburger Gefängnisses knetete er insgeheim aus Brot eine Statuette, die, als die Gendarmen sie schließlich fanden, größte Bewunderung bei dem Festungskommandanten und anderen Beamten erregte, so vortrefflich war sie gearbeitet. Dieser Statuette verdankte er es zum Teile, daß man nachher ein Manifest auf ihn anwendete und die lebenslänge Strafarbeit zu zwanzigjähriger milderte, worauf er nach Kara geschickt wurde. Hier wurde er zum allgemein bewunderten Künstler und Handwerker auf allen Gebieten. Er war ein vorzüglicher Schneider, Schuster, Graveur, Bildhauer, und als er später in der Verbannung lebte, wurde er Uhrmacher und Goldschmied. Leider fiel er bald, nachdem er das Gefängnis verlassen, einer unheilvollen Krankheit, mit der er erblich belastet war — dem Alkoholismus —, anheim. Alle Rettungsversuche waren vergebens, und nach ein paar Jahren war er verloren.

Fast zur gleichen Zeit, da in Charkow der Befreiungsversuch mißlang, wurden die Revolutionäre in Petersburg in furchtbare Aufregung versetzt: eine Anzahl der im „Prozeß der 193" Verurteilten harrte in der Peter-Pauls-Feste der Verschickung nach Sibirien. Infolge verschiedener Drangsalierungen, denen sie ausgesetzt waren, beschlossen sie, einen Hungerprotest zu erheben. Die meisten von ihnen hatten bereits jahrelang in der Untersuchungshaft gesessen, und der Hunger konnte für ihre Gesundheit verhängnisvoll werden. Diese Vorgänge erfuhr, nachdem der Hungerprotest bereits mehrere Tage gedauert hatte, die Organisation „Semlja i Wolja", und eines ihrer Mitglieder, der frühere Artillerieleutnant Krawtschinski, erklärte auf der Stelle, er würde Rache nehmen und den Chef der Gendarmerie, den General Mesenzeff, der in erster Linie schuld an den politischen Verfolgungen sei, umbringen. Die Tat wollte er allein und offen begehen, ohne Rettungsmaßregeln für sich vorzubereiten; ähnlich wie Wera Sassulitsch am 24. Januar 1878 den Schuß gegen den Polizeipräsidenten Trepoff in Petersburg abfeuerte. Aber einige Genossen, zu denen auch ich zählte, widersetzten sich diesem Plane: General Mesenzeff sei ein solches Opfer nicht wert. Wir bestanden vielmehr darauf, daß das Attentat in einer Weise ausgeführt werde, die die Rettung des Täters ermöglichte. Zu diesem Zwecke wurde der General eine Zeitlang beobachtet, um zu erfahren, wann er seine Wohnung verläßt und in der Nähe sollte ein Wagen warten mit dem berühmten Traber „Barbar", der schon einmal ein Leben gerettet hatte (Fürst Peter Krapotkin hatte bei seiner Flucht aus dem Hospital im Jahre 1876 eben diesen Renner benutzt). Am 4. August 1878 wurde auf einer der belebtesten Straßen Petersburgs General Mesenzeff erdolcht, und Krawtschinski sowie der ihn begleitende Genosse Barannikoff entkamen, dank der Geschwindigkeit des „Barbar". Später wurden eine Anzahl Leute infolge jenes Attentats verhaftet, worunter auch Hadrian Michailoff, den man beschuldigte, das Gefährt als verkleideter Kutscher gelenkt zu haben. Er wurde zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt und nach Kara gesandt. Hier waren wir lange Zeit Kammergenossen.

Hadrian Michailoff gehörte zu den begabtesten und fähigsten Leuten unter den Gefangenen. Er besaß eine unbändige Wißbegier und ein schier phänomenales Gedächtnis. Er war Student der Medizin gewesen, besaß große naturwissenschaftliche Kenntnisse und

war auch in anderen Wissenszweigen bewandert. Man nannte ihn im Gefängnis die lebende Enzyklopädie. Und in der Tat gab es kaum eine Frage, die Michailoff nicht aufs genaueste beantworten konnte; er wußte stets die genauesten Daten über jedes historische Ereignis, behielt alles, was er einmal gelesen hatte, im Gedächtnis und orientierte sich mit Leichtigkeit in allen Problemen. Er war verschlossen, unbeugsam und energisch und übte infolge seiner geistigen Überlegenheit großen Einfluß auf seine Kameraden aus.

Es sei noch Jemeljanoff erwähnt, einer der Teilnehmer an dem Attentat gegen Alexander II. Bekanntlich wurde der Zar von einer Bombe getötet, die Grynewizky unter seinen Wagen warf. Außer diesem Jüngling und Russakoff, der das Schafott bestieg, war Jemeljanoff direkt an dem Attentat beteiligt. Er hatte eine Bombe in Bereitschaft, von der er jedoch keinen Gebrauch machte, da er sich persönlich überzeugt hatte, daß der Zar zu Tode getroffen sei; er stand in nächster Nähe, als die Explosion erfolgte. Man verhaftete ihn bald darauf, und er wurde im „Prozeß der Zwanzig" mit zehn anderen zum Tode verurteilt. Doch wurde das Urteil nur an dem Marineoffizier Suchanoff vollzogen, die übrigen Urteile wurden in lebenslängliche Zwangsarbeit abgeändert. Zusammen mit den anderen Genossen wurde Jemeljanoff in der Peter-Pauls-Feste eingesperrt und sollte dann nach Schlüsselburg kommen, wo der neue Kerker gebaut wurde, da er aber von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, schickte man ihn 1884 nach Kara.

Jemeljanoff war der Sohn eines Kirchendieners, hatte eine Handwerkerschule besucht, war dann auf Staatskosten nach Paris geschickt worden, wo er Chorsänger in der Gesandtschaftskapelle war. Als zwanzigjähriger Jüngling kehrte er nach Rußland zurück, kam hier mit den Terroristen zusammen und wurde, wie gesagt, zum Teilnehmer des Attentats vom 1. März 1881. Er war ein fähiger Mensch und hatte sich im Laufe der Zeit ansehnliche Kenntnisse als Autodidakt erworben. Als ich ihn kennen lernte, war er bereits enttäuschter Skeptiker und behandelte revolutionäre Ideen direkt ironisch. Wie Fomitscheff und einige andere aus unserer Mitte war er zu jener Zeit begeistert für die Macht und Größe des russischen Zarentums; er zog denn auch schließlich die Konsequenzen aus diesen Anschauungen. Doch davon später.

XXVI

Die weibliche Abteilung. — Der Beginn der Tragödie.

Zu den traurigsten Erinnerungen aus meiner Kerkerzeit gehört eine Tragödie, die sich im Kreise unserer unglücklichen Genossinnen abspielte. Wir waren stets gut darüber unterrichtet, wie es unseren Damen erging, denn trotz aller Absperrungsmaßregeln wurden doch beständig Briefe zwischen uns gewechselt; viele Einzelheiten erfuhr ich dann noch nachträglich im Verkehr mit einigen der Leidensgenossinnen.

Als ich im Jahre 1885/86 nach Kara kam, waren zehn Frauen dort eingekerkert, von denen Frau Lebedjeff bald darauf starb. Über diese Märtyrerinnen des revolutionären Kampfes will ich das wichtigste, soweit es mir noch in Erinnerung ist, mitteilen.

Da war vor allem Sophie Löschern-von Herzfeld, damals eine Frau von sechsundvierzig Jahren. Sie war die Tochter eines Generals und ihre Verwandten gehörten den Hofkreisen in Petersburg an. Zu Beginn der siebziger Jahre schloß sich Sophie Löschern der propagandistischen Bewegung an; als Bäuerin verkleidet, lebte sie unter Bauern und suchte dort die Ideen des „friedlichen Sozialismus", um sich so ausdrücken zu dürfen, zu verbreiten. Sie wurde verhaftet, erlitt vier Jahre Untersuchungshaft und wurde schließlich in dem „Prozeß der 193" zur Verbannung nach Sibirien verurteilt. Den Bemühungen einer ihrer Verwandten, einer Hofdame der Kaiserin, gelang es, ihre Begnadigung zu erzielen, und 1878 wurde sie aus dem Gefängnis entlassen. Damals lernte ich sie in Petersburg kennen. Aber sie sollte sich nicht lange der Freiheit erfreuen. Schon ein Jahr darauf wurde sie in Kiew verhaftet, wobei sie mit der Waffe in der Hand Widerstand leistete; mit Ossinski und Woloschenko wurde sie vor ein Kriegsgericht gestellt. Sie und Ossinski wurden zum Tode verurteilt und das Urteil an Ossinski vollzogen, Sophie Löschern wurde zu lebenslänglicher Strafarbeit begnadigt und im Jahre 1879 nach Kara deportiert.

Sie machte den Eindruck einer bescheidenen, ja schüchternen und in sich gekehrten Frau. Von allen Teilnehmern der Bewegung zu Anfang der siebziger Jahre war sie die einzige, die eine so lange Gefängnishaft zu überstehen hatte.

Auch ihre Freundin Anna Korba lernte ich 1879 in Petersburg kennen. Sie war damals vom Kiegsschauplatz in der Türkei zurückgekehrt, wo sie als Samariterin gewirkt hatte. Sie stammte aus einer russifizierten deutschen Familie namens Meinhardt, die eine große Anzahl hoher Beamten geliefert hat. An einen Ausländer verheiratet, hatte sich Anna einer umfangreichen philanthropischen Tätigkeit gewidmet, und ward der Liebling der Bevölkerung der Provinzstadt, wo sie wohnte. Aber bittere Erfahrungen hatten sie gelehrt, wie unfruchtbar jedes Bestreben sein mußte, in Anbetracht der russischen Verhältnisse auch nur die geringsten Resultate durch friedliche Kulturarbeit zu erreichen und so schloß sie sich zu Beginn der achtziger Jahre der terroristischen Partei „Narodnaja Wolja" an. Es war damals die Zeit, wo der Verzweiflungskampf dieser Partei gegen den Zarismus den Höhepunkt erreicht hatte; Anna Korba sah Dutzende ihrer Freunde und Genossinnen verhaftet, aufs Schafott geschickt, im Kerker begraben. Der weiße Terror wütete; dem Befehlshaber der „Schutzwache" Sfudeikin war es gelungen, im Jahre 1882 die meisten Terroristen, die nach dem erfolgreichen Attentat gegen Alexander II. noch wirkten, zu verhaften. — Anna Korba unternahm mit den letzten Mohikanern die Fortsetzung des Kampfes. In Petersburg entsteht ein geheimes Laboratorium zur Herstellung von Dynamitbomben; Sfudeikin spioniert es aus, und Anfang Juni 1882 wird Anna Korba zusammen mit Grotschewski, dem Offizier Buzewitsch und den Eheleuten Pribyljeff verhaftet. Im nächsten Frühjahr wurde sie mit sechzehn anderen Personen abgeurteilt; das Urteil lautete zwanzig Jahre Strafarbeit.

Anna Korba war eine hochgebildete Frau, von mutigem, gleichmäßigem und ausdauerndem Charakter. Ihre Anschauungen sind heute noch die gleichen, wie damals, als sie sich in den Kampf stürzte. Der unerschütterliche Glaube an ihre Sache flößt selbst Leuten, die diese Anschauungen nicht teilen, Achtung ein.

Ehe ich die übrigen Insassen des Frauengefängnisses in Kara schildere, möchte ich an eine Begebenheit erinnern, die seinerzeit das gesamte zeitungslesende Publikum in Atem hielt. Gegen Ende

Februar des Jahres 1881 hatte die Polizei in St. Petersburg Verdacht geschöpft, daß in einem in einer starken Verkehrsstraße belegenen Käseladen verdächtige Dinge getrieben werden; eine angestellte Untersuchung fand aber nichts Auffallendes. Am Tage darauf erfolgte das Attentat gegen den Zaren und drei Tage später war der Käseladen plötzlich von seinen Inhabern verlassen. Als Inhaber figurierten die Eheleute Koboseff, Bauern aus dem Innern Rußlands, die einen tadellosen Paß aufwiesen. Jetzt ging die Polizei abermals an eine Untersuchung und fand, daß aus dem Käseladen ein unterirdischer Gang nach der Malaja Sadowaja, einer Straße, die der Zar oft passierte, angelegt war. Der Tunnel sollte dazu dienen, den Wagen des Zaren in die Luft zu sprengen, im Falle die Bomben versagen sollten. Man kann sich vorstellen, was die beiden Revolutionäre, die unter dem Namen Koboseff sich verbargen, ausstanden, als die Polizei in ihren Laden drang; der unterirdische Gang war damals bereits fertig und die großen Tonnen und Kisten, die angeblich Käse enthielten, waren mit der ausgegrabenen Erde angefüllt. Hätte die Polizei bei der ersten Haussuchung nur die Strohmatten gelüftet, die auf den Tonnen lagen, so wäre wahrscheinlich auch damals das Attentat, wie schon so oft vorher, vereitelt worden.

Die Frau, die in jenem Laden als die Bäuerin Koboseff die Kunden bediente, war die Tochter eines Geistlichen, Anna Jakimoff. Sie war ihrem Berufe nach Dorflehrerin, aber wie so viele damals „ins Volk gegangen" und wurde dann in dem „Prozeß der 193" verurteilt. Das Gericht sprach sie frei, aber trotzdem wurde sie „auf administrativem Wege" nach Nordrußland geschickt; im Jahre 1879 flüchtete sie von dort und kam nach Petersburg, wo ich sie kennen lernte. Später schloß sie sich der „Narodnaja Wolja" an und beteiligte sich aktiv an einer ganzen Reihe Attentate gegen den Zaren. Sie hatte zum Beispiel im Verein mit Scheljaboff und anderen im Herbst 1879 die Station Alexandrowskaja unterminiert, die der Zar passieren sollte. Später wurde sie verhaftet und in dem „Prozeß der Zwanzig" zum Tode verurteilt, dann aber begnadigt; man sperrte sie in der Peter-Pauls-Feste ein und erst 1884 wurde sie nach Kara gebracht.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß Sophie Jakimoff eine willensstarke und entschlossene Persönlichkeit war. Alle die Frauen, die an der Bewegung der siebziger Jahre teilnahmen, bildeten in

dieſer Beziehung einen Typus. Auch Praſkowja Iwanowſkaja und Nadeſchda Smirnizkaja, die in einem Prozeß 1883 verurteilt worden waren, gehörten jener Kategorie an.

Dieſe Frauen bildeten eine einheitliche Gruppe im Gefängnis zu Kara. Sie waren von früher her miteinander befreundet, bekannten ſich zu den gleichen Grundſätzen und harmonierten miteinander in bezug auf Charakter und Temperament.

Außer ihnen waren hier noch eingekerkert Eliſabeth Kowalſkaja, Sophie Bogomolez und Helena Roſſikoff, die man aus Irkutsk im Jahre 1885 abermals nach Kara geſchafft hatte. Außerdem war, wie wir bereits wiſſen, gemeinſam mit mir und Tſchujkoff, Marie Kaljuſchnaja eingetroffen.

Somit beherbergte der Frauenkerker in gewiſſem Sinne eine Elite. Während in dem Männergefängnis ein großer Teil aus blutjungen Menſchen beſtand, deren Anſchauungen durchaus unklar waren und die nur infolge des wahnwitzigen Verfolgungsſyſtems der Ausnahmegerichte in dem ſibiriſchen Kerker ſchmachteten, waren die Frauen ohne Ausnahme zielbewußte und erprobte Anhänger der revolutionären Bewegung, deren Fühlen und Denken ein für allemal beſtimmt war. Nur in Rußland hatte die hiſtoriſche Entwicklung dazu geführt, daß eine ſo große Zahl enthuſiaſtiſcher Frauen aus dem Kreiſe der oberen Geſellſchaftsſchichten ſich der revolutionären Bewegung anſchloß.

Die Lebensbedingungen unſerer Genoſſinnen waren im allgemeinen ein wenig günſtiger als die der Inſaſſen des Männergefängniſſes. Vor allem hatten ſie jede eine Zelle für ſich, zwar waren dieſe Zellen klein, düſter und feucht, aber die Frauen waren auf dieſe Weiſe der größten Qual enthoben, die uns das Leben unerträglich machte. Jede von ihnen hatte die Möglichkeit, ſobald es ihr beliebte, ſich zu iſolieren, ſie waren nicht gezwungen, die Gegenwart anderer unabläſſig zu ertragen und andererſeits konnten ſie miteinander verkehren, da ihnen außer den Einzelzellen eine große Kammer zur Verfügung ſtand und die Zellen tagsüber nicht geſchloſſen wurden. Auch waren ſie materiell etwas beſſer geſtellt, da ſie von ihren Verwandten mit Geld verſehen wurden; ſie konnten daher für beſſere Beköſtigung ſorgen und zuweilen überwieſen ſie ſogar kleine Summen an unſere Kaſſe. Natürlich fiel für ſie auch die barbariſche Prozedur des Raſierens fort, ſie durften ihre eigenen Kleider tragen und die Verwaltung hütete ſich auch,

sie mit kleinlichen Schikanen zu reizen. Aber die Eigenart des Charakters dieser Frauen, ihre ganze Denkweise, ihre Standhaftigkeit, die unter den gegebenen Bedingungen in Trotz ausarten konnte, führten zu einer ganzen Reihe Konflikte, sowohl untereinander als auch mit den Behörden.

Es herrschte durchaus keine Einigkeit unter ihnen in bezug auf die Haltung der Gefängnisordnung und den Behörden gegenüber. Während Sophie Bogomolez, Marie Kowalewskaja und Helene Rossikoff es gewissermaßen als einen Teil ihres politischen Progamms betrachteten, beständigen Kampf um jedes und alles mit der Behörde zu führen, möglichst schroff aufzutreten, waren die anderen Anhängerinnen der terroristischen Taktik der Meinung, daß man nicht unnötigerweise verhängnisvolle Zusammenstöße heraufbeschwören solle. Diese Meinungsverschiedenheit führte zu beständigen Reibereien und zu sehr gespannten persönlichen Beziehungen.

Gewöhnlich wurden die Frauen in Kara bei der Einlieferung von einer Aufseherin untersucht, ob sie nicht verbotene Dinge bei sich führten; und die Aufseherin erledigte die Prozedur, die nun einmal zu ihren Pflichten gehörte, wie eine einfache Formalität. Sophie Bogomolez und Rossikoff dagegen erklärten, als man sie aus Irkutsk zurückbrachte, schroff, sie würden sich nicht untersuchen lassen. Der Verwalter des Gefängnisses erschien und redete ihnen zu, sie möchten sich den Vorschriften der Instruktion, die er nicht ändern dürfe, fügen. Darauf wurde ihm von den beiden die Antwort: „Nicht uns sollte man untersuchen, sondern euch Staatsdiebe, ihr bestehlt jeden Tag den Staat, ihr habt die Taschen voll gestohlenen Gutes, ihr seid allesamt Spitzbuben, ihr laßt die Magazine verbrennen, um das Brot der Gefangenen zu stehlen.“ Das Ende vom Liede war, daß man sie mit Gewalt untersuchte. Derartige Proteste hielten die anderen Frauen für zwecklos.

Im Frühjahr 1887 wurde auch Marie Kowalewskaja aus Irkutsk nach Kara gebracht. Sie kam gerade zu einer Zeit, als die Reibereien im Frauengefängnis unerträglich geworden waren und bald darauf stellten vier von ihnen, Sophie Löschern-Herzfeld, Anna Korba, Anna Jakimoff und Paraskowja Iwanowskaja, das Verlangen an den Kommandanten, man möge sie von den übrigen Gefangenen trennen. Zur gleichen Zeit waren Bogomolez und

Rossikowa infolge irgend eines Zusammenstoßes mit der Behörde in ein besonderes Gefängnis gesperrt worden. Es waren daher eine Zeitlang nur vier Frauen in dem Gefängnis in Ust-Kara: Kowalskaja, Kaljuschnaja, Kowalewskaja und Smirnizkaja.

In dieser Zeit nun ereignete sich folgendes: Im Frühjahr 1888 visitierte der Generalgouverneur Baron Korf die Gefängnisse in Kara. Als er mit seiner Suite in das Frauengefängnis kam, saß gerade Marie Kowalewskaja auf einer Bank im Freien; als der Gouverneur auf sie zukam, blieb sie ruhig sitzen und würdigte ihn keines Blickes. Er fuhr sie barsch an: „In seiner Gegenwart habe sie sich zu erheben, er sei der höchste Verwalter des Landes."

„Ich habe Sie nicht dazu gewählt", antwortete Kowalewskaja in aller Ruhe und blieb sitzen.

Der Würdenträger schäumte vor Wut; er werde schriftliche Instruktionen schicken, wie mit der störrischen Gefangenen zu verfahren sei, erklärte er dem Kommandanten. In der Tat traf kurz darauf der Befehl ein, Kowalewskaja in das Zentralgefängnis zu Werchny-Udinsk einzuliefern, „da sie durch ihr unbotmäßiges Betragen demoralisierend auf die anderen Strafgefangenen in Ust-Kara einwirke".

Die Freundinnen von Marie Kowalewskaja behaupteten, sie habe den Konflikt vom Zaune gebrochen, um auf diese Weise ihre Überführung in ein anderes Gefängnis zu erzwingen, so sehr war ihr der Aufenthalt in Kara verhaßt geworden. Auf diese Weise mußte ihr die Maßregel des Generalgouverneurs durchaus willkommen sein. Der stumpfsinnige und feige Kommandant Masjukoff faßte aber die Sache anders auf. Er nahm an, daß Kowalewskaja und ihre Genossinnen Widerstand leisten würden und beschloß infolgedessen, die Gefangene insgeheim zu entführen!

In aller Frühe, als die Gefangenen noch schliefen, drangen Gendarmen, von Kriminalsträflingen unterstützt, in die Zelle ein, packten die schlafende Kowalewskaja und schleppten sie, wie sie war, nur mit einem Hemd bekleidet, in die Kanzlei; erst hier durfte sie sich ankleiden, um sofort nach ihrem neuen Bestimmungsort transportiert zu werden. Natürlich erhob die derart Überfallene ein Geschrei, die anderen Gefangenen erwachten, sprangen aus den Betten und waren Zeugen der niederträchtigen Gewaltszene. Der Zorn gegen den Kommandanten war

grenzenlos; die Frauen erblickten in dieser barbarischen Behandlung der Leidensgenossin eine gemeinsame Beleidigung der weiblichen Ehre.

* * *

Lange Zeit drangen nur unklare Gerüchte über diesen Vorgang zu uns, da gerade damals unsere Geheimpost nicht regelmäßig funktionierte. Die Einzelheiten erfuhren wir erst nachträglich durch den Wachtmeister Golubzoff, woran sich eine der schlimmsten Situationen knüpfte, die ich während meiner Verbannung in Sibirien erlebte.

Der einfache Wachtmeister Golubzoff, der kaum lesen und schreiben konnte, war eine höchst wichtige Persönlichkeit in unserem Gefängnis. Es war ein außerordentlich kluger, geschickter und taktvoller Mann; sein Umgang mit den Staatsgefangenen, die er seit einer Reihe von Jahren unter den verschiedenen Kommandanten zu überwachen hatte, hatte ihn viel gelehrt; er kannte unsere Sitten, Anschauungen und Gewohnheiten. Das befähigte ihn, mit uns alle Mißverständnisse und Schroffheiten zu vermeiden, so daß wir stets auf bestem Fuße mit ihm standen. Andererseits sicherte ihm diese seine Stellung und sein erstaunlicher Takt das Übergewicht über den tölpischen und unerfahrenen Masjukoff; der erfahrene Wachtmeister beherrschte seinen Kommandanten vollständig und war eigentlich die maßgebende Persönlichkeit. Als der Befehl des Generalgouverneurs kam und Masjukoff in seiner Beschränktheit auf die unglückselige Idee der Entführung kam, hatte der Wachtmeister ihn dringend gewarnt, fand aber diesmal kein Gehör. Erst als die gefangenen Frauen zu dem traurigen Mittel des Hungerprotestes griffen, suchte der Kommandant Rat bei seinem Untergebenen. Golubzoff empfahl ihm, er möge den männlichen Gefangenen alles klarlegen und unsere Intervention herbeiführen.

Dieser kluge Plan lag um so näher, als sich unter uns der Bruder einer der Protestlerinnen, der Marie Kaljuschnaja, befand. Es war ein Student der Charkower Universität, ein begabter, frohmütiger, geistreicher Mensch, ein prächtiger Kamerad und der Liebling der meisten Genossen. Er war Terrorist und wurde 1883 zu fünfzehnjähriger Strafarbeit verurteilt und mit ihm seine Frau Nadeschda Smirnizkaja. Es waren sowohl seine Schwester als seine Gattin Zeugen jener Szene gewesen und beide hatten natürlich jetzt auch Teil an dem verzweifelten Protest im Frauengefängnis.

Darauf eben baute der kluge Wachtmeister seinen Plan und gab dem Kommandanten den Rat, den Bruder und Gatten zum Vermittler zu wählen. Masjukoff war vernünftig genug, darauf einzugehen. Er ließ Kaljuschny zu sich in die Wohnung kommen und erzählte ihm aufrichtig alles, was geschehen war. Schließlich teilte er ihm mit, daß seine Gattin, seine Schwester und Marie Kowalskaja seit einigen Tagen sich weigern, Nahrung zu nehmen. Der Kommandant bat nun, Kaljuschny möge sich nach Ust-Kara begeben und die Frauen beruhigen und sie bewegen, ihren Hungerprotest aufzugeben. Er versprach ihm dabei von vornherein, den Frauen Genugtuung zu geben. Wie Kaljuschny uns dann sagte, bereute der unglückselige Kommandant in der Tat aufrichtig das Geschehene.

Kaljuschny behielt sich vor, seine Genossen zu befragen, ehe er die Mission übernähme und forderte die Erlaubnis, daß wir gemeinsam die Angelegenheit beraten dürfen. Das wurde ihm gewährt und wir traten insgesamt zu einer Versammlung zusammen; ein seit Einführung der Gendarmerieverwaltung im Gefängnis zu Kara unerhörtes Vorkommnis. Der Bericht des unglücklichen Bruders und Gatten über den Hungerprotest der Frauen machte tiefen Eindruck auf uns alle; als er geendet, herrschte Grabesstille in der Versammlung. Der sonst immer schweigende Jazewitsch ergriff als erster das Wort und ohne lange Debatten beschlossen wir, daß außer Kaljuschny noch ein anderer Delegierter aus unserer Mitte sich zu den Frauen begeben und sie bewegen sollten, ihren Protest aufzugeben, dann würden wir die Führung ihrer Sache gegen Masjukoff übernehmen; dem Kommandanten dagegen stellten wir die Bedingung, daß er sich bei den drei Frauen entschuldigen müsse.

Unseren beiden Delegierten wurde gestattet, sich in Begleitung von Gendarmen nach dem fünfzehn Werst entfernten Frauengefängnis zu begeben, trotzdem das ein Verstoß gegen die Instruktion war. Als die beiden von ihrer Mission zurückkehrten und wir abermals uns versammelten, erfuhren wir, daß die hungernden Frauen sich mit einer Entschuldigung seitens des Kommandanten nicht begnügen wollten. Alle drei, und besonders Marie Kowalskaja erklärten, sie würden erst dann ihren Protest einstellen, wenn Masjukoff Kara verlasse.

Die Majorität von uns, darunter auch ich, sahen sofort ein, daß die Forderung unerfüllbar sei; die reaktionäre Regierung mit dem

Grafen Demetrius Tolſtoi an der Spitze hätte den Kommandanten nicht abberufen, ſelbſt wenn alle Staatsgefangenen in Sibirien ſich dem Hungertode geweiht hätten. Doch glaubten wir einen Mittelweg finden zu können, wenn wir den Kommandanten bewegten, aus eigenen Stücken, unter irgend einem Vorwande, ſeine Verſetzung nachzuſuchen. Darauf gingen ſowohl der Kommandant als die hungernden Frauen ein, aber die letzteren erklärten kategoriſch, daß wenn der Kommandant nicht innerhalb der von ihnen feſtgeſetzten Friſt von einigen Monaten fort ſei, ſie abermals die Nahrung abweiſen würden und dann auch ausharren würden bis ans Ende.

Wie leicht vorauszuſehen, war die Löſung damit nur aufgeſchoben.

XXVII

Die ‚Kolonisten'. — Die weiteren Vorgänge im Frauenkerker.

Der Sommer 1888 brachte übrigens auch für die Insassen der männlichen Abteilung äußerst unangenehme Ereignisse, welche jedoch nichts mit dem Drama im Frauenkerker gemeinsam hatten.

In der „Lazarettkammer" befand sich damals unter anderen auch ein ehemaliger Offizier namens Wlastopulo, der 1879 in Odessa zu fünfzehn Jahren und dann zur Strafe für einen Fluchtversuch zu lebenslänglicher Katorga verurteilt worden war. Begabt und ziemlich reich an Kenntnissen, von großer Charakterstärke, ungemein ehrgeizig und stolz, machte Wlastopulo auf uns alle den Eindruck eines unerschütterlich an seinen Überzeugungen festhaltenden Terroristen. Die Kameraden brachten ihm großes Vertrauen entgegen und schätzten ihn sehr hoch, was sich auch darin äußerte, daß er zweimal zum Obmann gewählt wurde.

Im Frühling des genannten Jahres beobachteten seine Zellengenossen, unter denen auch ich mich befand, daß er anfing launenhaft, mürrisch und aufgeregt zu werden. Zu jener Zeit besuchte ein Beamter der Staatspolizei, wirklicher Staatsrat Russinoff, Kara. Derartige Besuche hoher Beamter aus Petersburg kamen öfters vor und hatten den Zweck, die Eingekerkerten zur Reue zu bewegen; man legte ihnen nahe, Gnadengesuche einzureichen; zuweilen wurde dieser Zweck in der Tat erreicht — es kam wiederholt vor, daß Kleinmütige sich fanden, die pater peccavi sagten. Sehr charakteristisch ist dabei, daß unter den eingekerkerten Frauen derartige Fälle niemals vorgekommen sind. Diesmal schien Staatsrat Russinoff gar keine Versuche zur Bekehrung reumütiger Seelen anzustellen und reiste nach kurzer Zeit ab.

Bald darauf verließ eines Tages Wlastopulo in Begleitung von Gendarmen den Kerker und übergab an der Türe einem der Kameraden einen Zettel. Als dieser Zettel vorgelesen wurde, waren wir alle wie niedergeschmettert. Wlastopulo erklärte uns, daß er den Glauben an den revolutionären Kampf verloren habe und daher im Begriffe sei, „sich an den Stufen des Thrones nieder-

zuwerfen", wie er sich ausdrückte, das heißt, er richtete ein Gnadengesuch an den Zaren.

Keiner der früheren Fälle kam diesem gleich und machte einen so tiefen Eindruck auf uns. Erstens war Wlastopulo eine hervorragende Persönlichkeit und zweitens konnte seine Tat Nachahmung finden in Anbetracht der Stimmung, in der sich manche der Eingekerkerten befanden.

Ich habe bereits erwähnt, daß damals in Rußland die furchtbarste Reaktion herrschte. Es drangen genügende Nachrichten durch die Mauern unseres Kerkers, um uns zu belehren, daß von einer bedeutsamen oppositionellen Bewegung nicht mehr die Rede sein könnte; es geschah nichts da draußen, was uns mit Zuversicht erfüllen konnte.

Die Tatsache also, daß die Reaktion allmächtig war, mußte manch einen von uns zu Grübeleien veranlassen, wozu man ja im Kerker im allgemeinen nur zu geneigt ist. Tauchten derart bei uns Zweifel an dem Ideal auf, das bisher als Heiligtum galt, so kam noch ein unerwartetes Ereignis hinzu, das anfangs sehr unglaublich erschien. Es drang nämlich die Kunde zu uns, einer der berühmten Führer der „Narodnaja Wolja", Leo Tichomiroff, sei Renegat geworden. Dieser Mann, der nur durch Zufall dem Tode auf dem Schafott entgangen war, flüchtete 1882 ins Ausland, 1887 schrieb er dann seine Broschüre: „Warum ich aufhörte, Revolutionär zu sein?" in der er seine Überzeugung abschwor, was seine Begnadigung durch den Zaren herbeiführte; er erhielt die Erlaubnis, nach Rußland zurückzukehren, wo er alsbald seine Feder in den Dienst der krassesten Reaktion stellte, deren Stütze er heute noch ist.

Dieses einzig in der Geschichte der russischen revolutionären Bewegung dastehende Beispiel von Renegatentum machte in ganz Rußland tiefen Eindruck. „Wenn selbst ein Tichomiroff Monarchist geworden ist und den russischen Zarismus verherrlicht, ja, dann bin doch wahrhaftig ich armer Sünder nur aus Mißverständnis Revolutionär", hörte ich einen der hervorragendsten Gefangenen in unserem Kerker sagen, und in der Tat reichte er bald ein Gnadengesuch ein.

Unsere Befürchtungen bewahrheiteten sich: dem Beispiel Wlastopulos folgten bald neun Mann. Unter ihnen befanden sich Leute wie Jemeljanoff, der eine Bombe gegen den Zaren hatte schleudern

wollen, Posen, der als einer der scharfsinnigsten Geister im Kerker galt, und andere. Natürlich wirkte jeder derartige Fall niederschmetternd auf uns alle.

Die Behörde verfuhr derart, daß jeder, der ein Gnadengesuch einreichte, alsbald aus unserer Mitte entfernt und an einem Orte außerhalb des Gefängnisses interniert wurde, bis ein Bescheid aus Petersburg auf das Gesuch eintraf. Selbstverständlich brachen wir in dem Augenblick alle Beziehungen zu dem Betreffenden ab, was oft zu ergreifenden Szenen führte. In unserem Kauderwelsch bezeichneten wir das Einreichen eines Gnadengesuchs als den Wunsch, in die „Kolonie" zu gelangen und bis heute gilt das Wort „Kolonist" in Sibirien als schimpflich, gleichbedeutend mit Renegat.

* * *

Unterdessen war im Frauenkerker der Kampf nicht beendet, sondern entbrannte drohender als bisher. Den drei Freundinnen von Marie Kowalewskaja schlossen sich vier weitere Gefangene an, die nach Kara gebracht worden waren. Die Vorgesetzten schienen nicht gesonnen, Masjukoff zu entfernen und die Frauen beschlossen, als die Frist abgelaufen war, abermals zu dem verzweifelten Mittel des Hungerprotestes zu greifen. Als wir dies erfuhren, schlossen auch wir uns dem Proteste an und verweigerten Nahrung zu nehmen; wir erklärten dabei, daß dieser Beschluß nur den Zweck habe, unser Mitgefühl mit den Frauen zu bekunden, wogegen wir ihrem Protest uns nicht anschließen könnten, da unserer Ansicht nach in der Abbitte des Kommandanten genügende Sühne lag.

An jenen Tagen bot unser Kerker ein ungewohntes Bild: jede Arbeit war eingestellt, die Truhe mit Nahrungsmitteln blieb geschlossen, die Küche stand leer, auf dem Hofe wanderten die Eingekerkerten umher, die seit Tagen nichts mehr genossen hatten, denen man aber kaum Niedergeschlagenheit hätte nachsagen können; es war uns leichter zu hungern, als wenn wir hätten essen sollen, während unsere Kameradinnen Hunger litten.

Wir machten dem Kommandanten keinerlei Meldung und auch er beobachtete anfangs Schweigen. Erst am dritten Tage ließ er den Obmann holen, um zu erfahren, warum wir protestierten. Als ihm unsere Motive mitgeteilt wurden, ersuchte er unseren Obmann, sowohl uns als den Frauen mitzuteilen, daß er zweifellos bald abberufen werde, da er neuerdings ein Gesuch eingereicht und

günstigen Bescheid erhalten habe; zur Bestätigung zeigte er die diesbezüglichen Telegramme vor.

Es gelang uns, die Frauen zu bewegen, nachzugeben und Nahrung zu nehmen, nachdem sie acht Tage lang gehungert hatten. Aber sie stellten ihren Protest gegen Maszukoff nicht ein, sondern modifizierten ihn nur, indem sie beschlossen, ihn fortan zu „boykottieren". Schon seit der Entführung von Kowalewskaja wagte der Kommandant es nicht, sich den Frauen zu zeigen; jetzt beschlossen sie, jeden, auch den indirekten Verkehr mit ihm zu brechen. Durch diesen Beschluß legten sie sich selbst das größte Opfer auf, denn sie wiesen auch die Postsendungen zurück, die ihnen der Kommandant zu übermitteln hatte, sie empfingen also weder Geld, noch Briefe oder Zeitungen. Auf diese Weise waren sie fortan einzig auf die Gefängniskost angewiesen und jede Verbindung mit ihren Verwandten war abgebrochen; die einzige Zerstreuung, die Zeitungslektüre, fiel aus. Die natürliche Folge war, daß die Ärmsten in kurzer Zeit physisch wie geistig im höchsten Grade erschöpft waren, daß einige von ihnen direkt zur Verzweiflung getrieben wurden. Besonders schwer litten einige von ihnen darunter, daß sie keine Nachricht von ihren Angehörigen erhielten. Nun war andererseits der Kommandant gezwungen, die Postsendungen, deren Annahme verweigert war, zurückzuschicken, und man kann sich leicht ausmalen, was die Verwandten empfinden mußten, in welcher Angst und Sorge um das Schicksal der Gefangenen sie schwebten, mit denen jeder briefliche Verkehr aufgehört hatte. Das Gefühl, derart ihre Lieben allen möglichen seelischen Qualen ausgesetzt zu wissen, mußte natürlich auf die eingekerkerten Frauen zurückwirken.

Am meisten litt Nadeschda Sigida, eine der zuletzt eingelieferten Frauen in Kara, unter diesen furchtbaren Zuständen. Ich habe sie nicht persönlich gekannt, aber nach allem, was ich von ihren Freundinnen erfuhr, zu schließen, war es eine ungemein sympathische junge Frau, von unendlicher Herzensgüte und empfänglich für alles Gute und Schöne. An ihren Angehörigen, die in Taganrog, einer kleinen Stadt Südrußlands, wohnten, hing sie mit großer Zärtlichkeit. Bevor sie heiratete war sie Lehrerin an einer Stadtschule gewesen und war ihrem Beruf mit ganzem Herzen zugetan. An der revolutionären Bewegung hatte sie direkt wenig teilgenommen und war zu acht Jahren Strafarbeit verurteilt worden, weil man in der Wohnung, die sie mit ihrem Manne inne hatte, eine Drucker-

preſſe und Bomben gefunden hatte. Über ihren Mann war das Todesurteil geſprochen, aber dann in lebenslängliche Strafarbeit verwandelt worden. Auf dem Transporte nach der Inſel Sachalin iſt er geſtorben.

Das Schickſal ſpielte der Ärmſten böſe mit. Sie war unſchuldig verurteilt worden, hatte den geliebten Mann verloren und jetzt war ſie gerade zu einer Zeit in den ſibiriſchen Kerker gelangt, wo ſie ungewollt Teilnehmerin des beſchriebenen Dramas wurde. Gerade ihr mußte der Abbruch des Verkehrs mit ihren Lieben in der Heimat zur furchtbarſten Pein werden: die Sehnſucht nach ihrer Mutter und ihren Geſchwiſtern brachte ſie ſchier zur Verzweiflung. Sie malte ſich die Zuſtände daheim aus, wenn ihre Lieben die Briefe ungeöffnet zurückerhielten und keine Kunde von ihr erlangen konnten.

Dabei war kein Ausweg aus dieſer entſetzlichen Lage abzuſehen. Ein Jahr war bereits ſeit der Entfernung der Kowalewſkaja vergangen und Masjukoff war immer noch Kommandant. Die Frauen waren in heller Verzweiflung, ſie konnten dieſen Zuſtand nicht länger ertragen und waren bereit, ein Ende herbeizuführen, koſte es was es wolle.

Abermals berieten ſie, was zu tun ſei, und abermals beſchloſſen ſie zu hungern; zum drittenmal wollten ſie ſich der Hungerqual ausſetzen.

„Wird aber damit etwas erreicht?“ fragte ſich Sigida. Die Regierung ſcheint entſchloſſen zu ſein, nicht nachzugeben, der Hungerproteſt wird zu gar nichts führen, es wird nur unnütze Opfer in großer Zahl fordern; iſt es da nicht beſſer, ſich ſelbſt zu opfern? Beſſer ein einzelner geht zu grunde; länger kann man ja dieſes Leben nicht ertragen. Und Sigida beſchloß die Genoſſinnen zu erlöſen.

Eines Tages erklärte ſie dem dienſthabenden Gendarmen, ſie habe ein perſönliches Anliegen an den Kommandanten und wünſche zu ihm geführt zu werden. Masjukoff ſah nichts auffälliges in dieſem Verlangen und befahl, Sigida nach ſeinem Bureau zu bringen. Der Befehl wurde ausgeführt.

Einige von uns waren an jenem Tage Zeugen einer ſonderbaren Szene, die ſie durch die Zaunlöcher mit anſehen konnten. Ein Wagen brachte eine junge Dame in Begleitung zweier Gendarmen an das Haus des Kommandanten; die Dame ging in das Haus

und bald darauf sprang der Kommandant in höchster Aufregung barhaupt durch das Fenster in den Hof und lief davon. Zum größten Erstaunen der Beobachter erschien die junge Dame bald darauf auf dem Altan des Hauses und sprach laut und eifrig mit den Gendarmen im Hofe. Dann sah man sie friedlich die Kinder eines Aufsehers liebkosen. Aus ihren Worten war zu entnehmen, daß sie beständig verlangte, man solle ein Telegramm absenden. Die Gendarmen verhielten sich dabei höchst gleichgültig. Alles das erschien uns höchst rätselhaft und sonderbar. Die Lösung kam bald und wir erfuhren folgendes: Als Sigida dem Kommandanten gegenüberstand, holte sie zu einem Schlage aus und rief: „Das ist für Sie als Kommandant", und unser Held ergriff trotz der Anwesenheit des Gendarmen das Hasenpanier, indem er durch das Fenster sprang; Sigida fürchtete nun, Masjukoff würde den Vorgang zu vertuschen suchen und verlangte hartnäckig, daß sofort ein telegraphischer Bericht an die vorgesetzte Behörde abgesandt werde. Sie rechnete dabei darauf, daß man, wie in Rußland üblich, einen Offizier, der eine tätliche Beleidigung erfahren, nicht im Amte lassen würde und war andererseits darauf gefaßt, daß man ihr das Todesurteil sprechen würde. Jedoch alle diese Berechnungen erwiesen sich als falsche; die Unglückliche sollte ihr Opfer vergebens gebracht haben.

* * *

Das Jahr 1889, von dem ich spreche, wird uns, die wir damals in Sibirien waren, unvergeßlich bleiben, denn außer den tragischen Ereignissen in Kara brachte dieses Jahr das blutige Drama in Jakutsk. Die Kunde von diesem Vorkommnis durchlief damals die ganze zivilisierte Welt und rief überall Empörung über die Grausamkeit der zarischen Regierung hervor. Doch dürfte wohl nur wenigen Lesern heute noch die Vorkommnisse gegenwärtig sein, die der „Metzelei in Jakutsk" zugrunde lagen.

Es handelte sich da um folgendes: In Jakutsk waren einige junge Männer und Mädchen interniert, die „auf administrativem Wege" noch weiter nach Norden transportiert werden sollten, nach den verlorenen Nestern, die auf den Karten Sibiriens als die „Städte" Werchny-Kalymsk, Nishni-Kalymsk, Werchojansk usw. bezeichnet sind. Unter diesen jungen Leuten, die natürlich der studierenden Jugend angehörten, waren minorenne Jünglinge und

Mädchen, denen man selbst vom Standpunkte der russischen Gesetze aus kein Verbrechen zur Last legen konnte.

Vizegouverneur Ostaschkin, der damals das Gouvernement Jakutsk verwaltete, hatte Befehl gegeben, diese Leute an ihren Bestimmungsort zu schaffen, in einer Weise, die den Transport ungemein erschwerte. Als die Deportierten dies erfuhren, machten sie Vorstellungen und wiesen auf die Gefahr hin, die ihnen drohte, unterwegs Hungers zu sterben oder in der Schneewüste zu grunde zu gehen. Man forderte sie auf, sich zu versammeln, um die Sache zu erwägen; dem kamen sie nach, die Deportierten versammelten sich und erwarteten die Ankunft des Polizeimeisters; statt seiner kam eine Ordonanz und forderte sie auf, nach dem Polizeibureau zu kommen. Jetzt glaubten sie, man wolle sie sofort weiter transportieren, ohne ihre Einwände zu berücksichtigen; sie weigerten sich, dem Befehl zu gehorchen.

Alsbald kam ein Trupp Soldaten unter dem Kommando eines Offiziers und eine furchtbare, jeder Beschreibung spottende Metzelei begann: die Soldaten hieben mit Kolben drein, stießen mit Bajonetten und schossen auf die Wehrlosen. Sechs Leichen blieben am Platze, darunter eine schwangere Frau, eine Anzahl war schwer verwundet. Die Verwundeten und Mißhandelten, siebenundzwanzig an der Zahl, wurden dann in einen Kerker gesperrt und einem Kriegsgericht überantwortet. Drei der Angeklagten wurden zum Tode verurteilt und in Jakutsk hingerichtet, neunzehn Personen wurden zu lebenslänglicher Strafarbeit verurteilt. Das ist in wenigen Worten die Geschichte der „Metzelei von Jakutsk".

Wir in Kara erhielten von diesen Greueln Kunde, als gerade die Lage der Dinge bei uns selbst am kritischen geworden war. Zu dem Mitgefühl für die unschuldigen Opfer und dem Zorn gegen ihre Henker, kamen Befürchtungen, wie unsere eigene Affäre enden würde. Naturgemäß mußten wir uns sagen: „Wenn die Regierung derartig barbarisch mit unschuldigen Leuten verfährt, die dabei keine Sträflinge waren, was wird sie nicht alles gegen uns unternehmen, die „aller Rechte baren" Sträflinge in einem Gefängnis, aus dem keine Kunde in die Welt dringt."

Die Tatsachen, die bald folgten, bestätigten diese Befürchtungen.

XXVIII

Die Säkularfeier der französischen Revolution. — Sergius Bobochoff. Das Ende der Tragödie.

Aus dem Jahre 1889 ist mir auch eine freundliche Erinnerung geblieben, diejenige an unsere Feier des hundertsten Jahrestages der Erstürmung der Bastille. Als das französische Volk den Gedenktag seiner großen Revolution mit lautem Jubel feierte, schlossen sich dieser Feier im fernsten Osten, an einem der ödesten Orte der Welt, einige Dutzend Menschen an, Sträflinge, Gefangene des russischen Zaren. Freilich war es ein recht bescheidenes Fest, ohne Bankett, ohne Toaste, ohne Reden. Tee und ein Kuchen, auf gemeinsame Kosten hergestellt, war alles, was wir uns bieten konnten, und unser Bankettsaal war der Gefängnishof, wohin wir die Tische aus den Kammern geschafft hatten, um gemeinsam zu tafeln; dort saßen wir und gedachten des großen Sieges der Revolution und auch der Helden, der Geistesheroen der zivilisierten Welt.

„Wird wohl der Tag kommen, wo das Volk unsere Bastillen schleift, die Peter-Pauls-Feste, die Zitadelle von Warschau und viele andere Kerker, in denen der Zarismus seine Feinde einschließt?" fragten wir uns; „wird von uns dann noch einer am Leben sein?" — „Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wird die Freiheit in Rußland erkämpft sein!" versicherten die Optimisten. — „Wer weiß, ob sie jemals kommt," meinten die Skeptiker. Es wurde debattiert und gestritten. Viele, die damals voller Hoffnung waren, ruhen im Grabe, andere vegetieren heute noch in den Einöden Sibiriens. . . .

Doch zurück zu den traurigen Ereignissen, die uns damals in Kara unablässig heimsuchten.

Als Sigida den Kommandanten geohrfeigt hatte, begannen die Frauen abermals den Hungerprotest, den dritten und furchtbarsten. Unbeugsam beharrten sie darauf, Masjukoff müsse gehen, und wenn es sie alle das Leben kosten würde. Diesmal nahmen sie während ganzer sechzehn Tage keine Nahrung zu sich, und Sigida überstand, wie behauptet wurde, zweiundzwanzig Tage. Als

dann der Gefängnisarzt erklärte, er könne nicht für ihr Leben einstehen, kam vom Gouverneur der Befehl, sie künstlich zu ernähren; ob der Arzt diesem Befehl nachkam, weiß ich nicht. Es ging damals auch das Gerücht, daß an einem dieser furchtbaren Tage der Arzt ein Recontre mit Marie Kowalewskaja hatte. Er war in ihre Zelle gekommen, als sie gänzlich durch Hunger erschöpft im Bette lag; sie glaubte, er wolle ihr gewaltsam auf künstlichem Wege Nahrung zuführen, und schlug ihn ins Gesicht. Der Arzt, ein im allgemeinen humaner Mensch, soll dies aber als die Tat einer Kranken hingenommen haben, die nicht verantwortlich gemacht werden kann für ihre Erregung; er sagte ihr, sie hätte ihm unrecht getan, da er nicht die Absicht habe, ihr etwas anzutun, worauf sie sich entschuldigte. Der Arzt erzählte später seinen Bekannten, daß er niemals eine solche Frau von so hervorragendem Charakter, so großem Geist und solcher Beredsamkeit gesehen habe.

Endlich sah man ein, daß die protestierenden Frauen, die bereits am Rande des Grabes waren, unbeugsam bleiben würden, und die höhere Verwaltungsbehörde ließ sich zu folgendem Kompromiß herbei: Masjukoff wollte man nicht entfernen, damit es nicht hieße, die Gefangenen haben dies erzwungen, aber der Gouverneur verfügte, daß Sigida, Kowalewskaja, Smirnizkaja und Kaljuschnaja fortan nicht dem Kommandanten, sondern der allgemeinen Gefängnisverwaltung unterstehen sollten, weshalb man sie in das Gefängnis für weibliche Kriminalgefangene überführte. Unsere Protestlerinnen gaben sich damit zufrieden und stellten den Hungerprotest ein. Jedoch war damit das Martyrium der unglücklichen Frauen nicht beendet, es sollten noch schlimmere Leiden über sie kommen.

In der zweiten Hälfte des Oktober erschien Masjukoff, der sich nicht mehr sehen ließ, seit ihn Sigida geohrfeigt hatte, in unserem Gefängnis. Er war, was bisher niemals der Fall gewesen, von einem Convoi bewaffneter Soldaten umgeben. Der Mann schien äußerst niedergedrückt und verstört, er versteckte sich hinter den Soldaten und forderte uns auf, einen Befehl des Gouverneurs entgegenzunehmen. Als wir auf dem Korridor zusammengetreten waren, las er mit zitternder Stimme ein Schriftstück vor, dessen Inhalt besagte, daß infolge der Tumulte unter den politischen Gefangenen in Kara der Generalgouverneur uns bei Wiederholung derartiger Vorkommnisse die härtesten Strafen androhe, selbst körperliche Züchtigung werde zur Anwendung kommen.

Nun waren die politischen Gefangenen vieles zu ertragen imstande, aber niemals körperliche Züchtigung. Schon die bloße Drohung damit hielten viele von uns für eine Beleidigung, die nur mit unserem Blute gesühnt werden könnte. Diese Anschauung fand einen beredten Vertreter in Sergius Bobochoff. Ich habe den Namen dieses Vortrefflichen bisher nicht genannt, da seine Rolle, die ihn den russischen Revolutionären unvergeßlich macht, erst mit dem Momente jener Herausforderung seitens des sibirischen Satrapen begann.

Sergius Bobochoff stammte aus dem Wolgagebiete. Er hatte die Petersburger Tierarzneischule besucht. Ende der sechziger Jahre war er wegen eines Studentenkrawalls, der sich gegen Professor Zion richtete und seinerzeit viel Staub aufwirbelte, relegiert worden. Später wurde er auf „administrativem Wege" in die Einöden des Gouvernements Archangels verbannt; er machte 1878 einen Fluchtversuch. Als man ihn einfing, feuerte er einen Revolverschuß in die Luft; er hoffte, daß man ihn deshalb vor Gericht stellen würde, wo er Gelegenheit finden könnte, die Willkür der sogenannten administrativen Verbannung zu geißeln. Wegen dieses Schusses wurde er zu zwanzig Jahren Katorga verurteilt und 1879 nach Kara gebracht.

In den nahezu dreißig Jahren, während deren ich mich unter russischen Revolutionären bewegte, habe ich manch einen hervorragenden Menschen kennen gelernt, aber ich könnte keinen nennen, der sittlich höher stände als Bobochoff. Herzliche Innigkeit, strenge Rechtlichkeit, sittlicher Ernst und grenzenlose Hingabe an seine Idee waren harmonisch in seinem Wesen vereinigt. Er war der bescheidenste Mensch, den man sich denken kann, aber wenn es galt, die Ehre der Revolutionäre hochzuhalten, wenn es sich um eine Frage der Pflicht handelte, dann schien er wie umgewandelt und wurde zum feurigen und hinreißenden Propheten. Niemals gab es bei ihm den leisesten Widerspruch zwischen Wort und Tat; er war einer der konsequentesten und rigorosesten russischen Revolutionäre. Kein Wunder, wenn dieser Mann in Kara allgemeine Anerkennung und Achtung genoß, obwohl nicht alle seine Anschauungen teilten.

Als er in den Kerker kam, war er ein Jüngling, und die Ideen, die er eingesogen hatte, waren die damals herrschenden, dem Anarchismus verwandten, die Ideen der Buntari; ihnen blieb er

treu bis in den Tod. Überhaupt haben in dieser Beziehung Kerker und Verbannung sozusagen konservierende Wirkung; die Ideen, mit denen man in den Kerker kommt, erstarren gleichsam und bleiben während der ganzen Zeit unantastbar. Bobochoff war sehr belesen und stürzte sich leidenschaftlich über alles her, was sozialpolitisches Interesse bot. Aber es erging ihm wie vielen anderen intelligenten Leuten in unserem Gefängnis: aus jedem Buch las er nur immer Dinge heraus, die seine alten Anschauungen neu bekräftigten. So interessierte ihn zum Beispiel auch die sozialdemokratische Lehre aufs lebhafteste, aber seine Vergangenheit hinderte ihn, den Ideengang zu erfassen, und er stritt sich beständig mit den Anhängern dieser Richtung herum. Wir waren nie Kammergenossen, aber ich habe oft während der Spaziergänge endlose Debatten über dieses Thema mit ihm geführt. Dabei zeigte er sich stets als ein musterhafter Debatteur: aufmerksam, zurückhaltend, niemals ausfallend und persönlich.

Bobochoff nahm sich nun die Bedrohung mit körperlicher Züchtigung lebhafter als die anderen zu Herzen. Seine Idee, für die er alsbald Propaganda machte, war die: wir sollten umgehend ein Telegramm an das Ministerium des Innern senden und erklären, daß, wenn die Drohung des Generalgouverneurs nicht rückgängig gemacht würde, wir alle Selbstmord begehen würden. Konsequent verlangte er dann weiter, daß, im Falle das Ministerium bis zu einer bestimmten Frist nicht nachgeben würde, wir der Reihe nach, wie es das Los bestimme, uns das Leben nehmen müßten.

Eines Tages hatte ich Gelegenheit, mit ihm über seinen Vorschlag zu sprechen. Ich suchte ihm die Unausführbarkeit desselben zu beweisen und betonte insbesondere, daß der Gedanke, das Los über die Reihenfolge bestimmen zu lassen, unhaltbar sei: der Selbstmord höre dann auf, ein freier Willensakt zu sein, sondern jeder, der einmal eingewilligt hatte, war nachher gezwungen, sich das Leben zu nehmen, auch wenn er anderen Sinnes geworden wäre. Außerdem suchte ich ihm zu beweisen, daß, sobald die Behörde über unser Vorhaben unterrichtet sei, die Ausführung verhindert werden könnte.

Bobochoff bekämpfte meine Einwände leidenschaftlich, „Ich hänge ebensosehr am Leben wie jeder andere," sagte er, „wenn ich aber bereit bin, in den Tod zu gehen, um zu protestieren, so doch nur, weil ich darauf rechne, daß andere es auch tun. Ohne das Los,

das heißt ohne Verpflichtung, hätte es überhaupt keinen Sinn, dann würden andere, nachdem ich mir das Leben genommen, es nicht tun, mein Opfer wäre umsonst geschehen und die Wirkung auf die Regierung würde ausbleiben." — Ich hatte nach dieser Unterredung den Eindruck, daß Bobochoff das Leben wirklich teuer sei, daß er daher nicht Selbstmord begehen werde und beruhigte mich. Aber das Schicksal und das einiger Kameraden war an jenem Tage bereits besiegelt.

Es drangen Gerüchte zu uns, daß auf Befehl des Generalgouverneurs Sigida wegen Beleidigung des Kommandanten der körperlichen Züchtigung unterworfen werden solle. Wir hielten diese Gerüchte für unwahrscheinlich; es gab bisher in der Geschichte unserer revolutionären Bewegung kein einziges Beispiel, daß man eine Frau derart bestraft hätte; selbst von den Männern hatte bisher einzig Bogoljuboff, der wegen der Demonstration auf dem Kasanplatze am 18. Dezember 1876 zu fünfzehn Jahren Katorga verurteilt worden war, diesen Schimpf über sich ergehen lassen müssen. Seitdem aber Wera Sassulitsch den Schuß gegen den Polizeipräsidenten Trepoff von Petersburg abgefeuert hatte und von dem Schwurgericht freigesprochen worden war, wurde während der letzten zwölf Jahre nie wieder der Versuch gemacht, gegen Staatsverbrecher die Leibesstrafe anzuwenden. Zwar wurden wiederholt bei Fluchtversuchen Urteile gefällt, die die Schuldigen mit dieser Strafe bedrohten, sie wurden aber nie vollstreckt, sondern man verlängerte in solchen Fällen die Kerkerhaft. Um so mehr war anzunehmen, daß man eine Frau dieser Strafe nicht unterwerfen werde. Andererseits legte die Metzelei in Jakutsk, deren Opfer nur administrativ verschickte Jünglinge und Mädchen waren, allerdings die Befürchtung nahe, daß die Regierung des „Friedenszaren" vor keiner Barbarei zurückschrecken würde.

Es begannen für uns furchtbare Tage. Die Ungewißheit dauerte nicht lange: Anfang November erfuhren wir, daß man an der unglücklichen jungen Frau das Urteil vollzogen habe. . . .

Ich bin nicht imstande, unseren seelischen Zustand zu beschreiben. Es war nicht Niedergeschlagenheit, sondern Erregtheit und finstere Entschlossenheit. Äußerlich suchten wir unsere Ruhe zu bewahren, damit die Gendarmen keinen Verdacht schöpften.

Bald darauf hörten wir, daß Sigida gleich nach der Exekution gestorben sei; die einen behaupteten, sie sei einem Nervenschlage er-

legen, andere, sie habe sich vergiftet. Gleichzeitig teilte man uns mit, Kaljuschnaja, Kowalewskaja und Smirnizkaja hätten Gift genommen und seien im Gefängnislazarett gestorben.

Auf diese Kunde hin beschlossen viele von uns schweigend, ohne jede Verabredung, dem Beispiel der Frauen zu folgen. Sie verschafften sich Gift von außerhalb und wollten nach dem Appell am Abend davon nehmen. Niemand fragte jetzt danach, wer mittun würde, jeder, der den Entschluß gefaßt hatte, nahm von dem Opium, das in jeder Kammer auf dem Tische lag, eine Portion.

Bobochoff war während dieser Tage so ruhig, als ob ihm nichts Besonderes bevorstehe, er blieb ernst und wortkarg wie immer. Auch Kaljuschny schien schon lange einen unwiderruflichen Entschluß gefaßt zu haben. Dieser Entschluß hatte die beiden Männer einander näher gebracht, sie waren Freunde geworden.

Es waren siebzehn Mann, die beschlossen hatten, sich das Leben zu nehmen; siebzehn von neununddreißig. An dem bestimmten Tag erscholl nach der Abendrunde Gesang in der „Jakutenkammer", wo Bobochoff, Kaljuschny und die meisten waren, deren Entschluß, sich das Leben zu nehmen, feststand; in jeder Kammer waren einige solche Personen; in der unsrigen waren es zwei.

Der Gesang wurde zum allgemeinen Signal. Als er begann, nahmen diejenigen, die in den Tod gehen wollten, Abschied von den Kameraden. Dann griffen sie nach dem Gifte und verschluckten es. Bald fühlten sie Kopfschmerzen, Übelkeit und eine große Müdigkeit schien sie zu überfallen; sie legten sich auf die Pritschen und waren fest überzeugt, daß sie sich nie wieder erheben würden. . . .

Ich hatte kein Gift genommen. Aber als dieser Massenselbstmord begann, schien es mir, daß es leichter sei, sich zu vergiften, als Zeuge dieser Tat zu sein. Wie stark der Eindruck war, mag man daraus ersehen, daß ich selbst spät in der Nacht heftige Kopfschmerzen und Übelkeit verspürte; der Arzt stellte später alle Symptome der Vergiftung bei mir fest.

Doch sollten die Kameraden, die Gift genommen hatten, ihren Zweck nicht erreichen. Das Opium war verdorben und wirkte nicht tödlich. Die Unglücklichen erwachten am anderen Morgen mit furchtbaren Schmerzen. Aber selbst dieses Mißlingen brachte bei den meisten den Entschluß, sich das Leben zu nehmen, nicht ins Wanken, sie beschlossen, ein heftiger wirkendes Gift, Morphium zu nehmen. Nur drei gaben den Versuch auf.

In der nächsten Nacht wiederholten sich abermals die Abschiedsszenen. Die Nerven der Überlebenden wurden noch mehr erregt, und ihr Zustand war furchtbar. Das Morphium erwies sich ebenfalls als verdorben, die meisten, die davon genossen hatten, wurden krank, erholten sich jedoch wieder. Nur Bobochoff und Kaljuschny, die eine dreifache Portion genommen hatten, wurden sofort bewußtlos. In der Nacht war Bobochoff noch einmal erwacht, er hörte Kaljuschny röcheln und suchte ihn zu wecken, umarmte ihn und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Als er sah, daß den Freund nichts mehr erwecken könne, verschluckte er eine ganze Handvoll Morphium, legte sich neben ihn und schloß die Augen für immer.

Als am anderen Morgen der Aufseher mit dem Gendarmen die Runde machte, fanden sie die beiden besinnungslos. Der herbeigerufene Arzt konstatierte, daß die Agonie bereits begonnen habe; Kaljuschny verschied am Abend, Bobochoff erst am folgenden Morgen. Die Leichen wurden ins Lazarett geschafft und später zusammen mit den Leichen der vier verstorbenen Frauen auf dem Friedhofe beigesetzt....

XXIX

Beunruhigende Gerüchte. — Eine Visite des Generalgouverneurs. Entlassung aus dem Kerker.

Der Selbstmord der beiden Kameraden hatte zur Folge, daß verschiedene Beamte das Gefängnis visitierten, erst kam der Staatsanwalt, dann der Gendarmerieoberst und schließlich der Gouverneur. Wir ließen uns jedoch in kein Gespräch mit ihnen ein, gaben selbst auf direkte Fragen keine Antwort. Sie zogen ab, ohne auch nur einen Ton aus uns herausbekommen zu haben.

Es wurden auch keine Maßregeln getroffen und alles blieb beim alten. Nur wir selbst waren wie umgewandelt durch die tragischen Ereignisse; es war, als ob eine schwere Last uns niederdrückte: die Lieder verstummten, kein Scherzwort fiel, wir hatten das Lachen verlernt, auch die Spiele wurden eingestellt, selbst das Schachbrett fand keine Liebhaber mehr. Unsere Nerven waren noch zu erregt.

So verging der Winter 1889/90. Das Schweigen der höheren Behörden war ein schlimmes Zeichen. Wir waren sicher, daß die Vorgänge in Kara auf jeden Fall Repressalien in irgendeiner Form nach sich ziehen mußten. Auch blieb die Angelegenheit der Anwendung von Körperstrafen gegen uns noch immer ungelöst, trotz der sechs Märtyrer, die in den Tod gegangen waren. Einzelne von uns waren daher im Frühjahr abermals in sehr gereizter Stimmung; wieder beschlossen zwei Kameraden, in den Tod zu gehen, um der Regierung den Beweis zu liefern, daß die Staatsgefangenen den Protest gegen die Drohung nicht aufgeben. Aber die übrigen Gefangenen ersuchten die beiden, diese Absicht aufzugeben, bis der Kommandant — noch immer bekleidete Masjukoff diesen Posten — Antwort gegeben hätte. Diese Antwort lautete dahin, daß eine neue Verordnung eingetroffen, wonach die körperliche Züchtigung fortan für Frauen gänzlich abgeschafft worden sei; Männer sollten ihr unterliegen, sofern sie nicht den privilegierten Ständen angehörten oder Gymnasialbildung genossen hatten. Die Opfer waren also vergeblich gewesen, das System blieb, aber es

war immerhin mit ziemlicher Sicherheit darauf zu rechnen, daß die Behörden nicht wieder zu diesem Mittel greifen würden. In bezug auf das Verhalten uns gegenüber waren wir sicher, daß das Regime jedenfalls geändert werden würde; in der Tat geschah dies bald.

Schon seit einigen Jahren behauptete sich das Gerücht, daß in Akatui, ein etwa dreihundert Werst von Kara entfernter Ort, ein neuer Kerker gebaut werde, wohin man die in Kara gefangen Gehaltenen bringen würde. Es hieß, in diesem neuen Gefängnis sei ein Regime geplant, wie es bisher in Rußland noch unbekannt war.

Unterdessen schmolz die Zahl der Gefangenen in unserem Gefängnis immer mehr zusammen. Es wurden im Laufe der Zeit eine Anzahl von uns in die Strafkolonie entlassen, auch die Zahl derer, die um Gnade baten und infolgedessen in die „Kolonie" gingen, war nicht gering. Unter anderen sollte auch mein Freund Jakob Stefanowitsch im Frühjahr 1890 in die Strafkolonie entlassen werden, da seine Kerkerhaft beendet war. Aber er wollte durchaus bei uns bleiben, bis die Frage der Überführung nach Akatui entschieden sein würde; er fand verschiedene Vorwände, um seine Entlassung zu verschleppen.

In den letzten Jahren hatten wir keinen Zuzug aus Rußland bekommen, weil die Regierung seit Ende der achtziger Jahre die Revolutionäre nicht mehr vor ein Gericht stellte, somit auch keine Urteile gefällt wurden, die zu Strafarbeit verdammten; statt dessen hatte man das System eingeführt, die Staatsverbrecher auf „administrativem Wege" für viele Jahre nach Sibirien in die Verbannung oder nach der Insel Sachalin zu schicken. Außerdem hatten von denen, die im Sommer 1890 noch in unserem Gefängnis waren, die meisten bereits das formelle Recht, in die „freie Ansiedlung" entlassen zu werden; sie wurden widerrechtlich zurückgehalten infolge der erwähnten Beschränkung der Zahl der Ansiedler auf fünfzehn Personen.

Auch mir stand das Recht zu, im Laufe des genannten Jahres entlassen zu werden, aber ich hatte längst die Hoffnung aufgegeben, daß es geschehen würde. Ich hatte mich gleich bei meiner Ankunft in Kara mit dem Gedanken ausgesöhnt, daß ich meine ganze Strafzeit im Kerker zubringen würde, und dachte selbst in meinen Zukunftsträumen nicht mehr an die „Strafkolonie"; mich beschäftigte nur noch der Gedanke an die entfernte Zeit, wo ich nach Ablauf der Straffrist in der Verbannung in Sibirien leben würde.

Dieſes Leben erſchien nach allem, was die entlaſſenen Kameraden darüber in ihren Briefen berichteten, durchaus nicht in roſigem Lichte; aber trotzdem erwartete ich mit brennender Ungeduld den Tag der Befreiung aus dem Kerker. Ähnlich wie der Held in Doſtojewſkis „Memoiren aus dem Totenhauſe“ zählte ich oft, wieviele Jahre, Monate, Wochen und Stunden ich noch im Kerker verharren müßte. Wie unendlich langſam verging doch die Zeit! Und je weniger Jahre noch blieben, deſto langſamer vergingen die Tage, deſto länger erſchien die Zeit bis zu dem Moment der Befreiung.

Das Leben im Kerker hatte im Laufe der Jahre ſeine Wirkung auf mich ausgeübt. Meine Nerven waren erſchüttert, ich fühlte mich gleichſam durch eine unerträgliche Laſt niedergedrückt; mein Hirn arbeitete ſchwerfällig; Apathie und Abſpannung waren der herrſchende Zuſtand. Die Zukunft malte ich mir in den düſterſten Farben aus, ich war fertig mit dem Leben. . . .

Im Auguſt 1890 tauchten die alten Gerüchte in beſtimmteren Formen auf, wir erfuhren mit Sicherheit, daß man uns in kurzer Zeit nach Akatui überführen würde. Dieſe Nachricht regte uns auf, Kombinationen über die Zukunft im neuen Kerker wurden zum ſtehenden Thema unſerer Geſpräche. Es ſchien uns ſchier unglaublich, daß die Grauſamkeit der Regierung ſo weit gehen könne, das Schickſal von Gefangenen, die zum größten Teile bereits zehn Jahre und mehr im Kerker zugebracht und alles mögliche erlitten hatten, noch zu erſchweren. Alles, was wir erfahren konnten, war, daß in der Tat das Regime im Kerker von Akatui beſonders ſtreng ſein würde.

Eines Tages erfuhren wir, daß der Generalgouverneur nach Kara gekommen ſei. Wir erhielten Befehl, im Hofe zuſammenzutreten, und bald erſchien in Begleitung einer großen Suite und unter Bedeckung von Gendarmen und bewaffneten Soldaten Baron Korf. Er erklärte uns, es ſei Befehl von Petersburg gekommen, uns nach Akatui überzuführen. Das Regime in dieſem Gefängnis würde darin beſtehen, daß wir, die politiſchen Verbrecher, in jeder Beziehung den Kriminalſträflingen gleichgeſtellt ſein würden; wir würden mit ihnen gemeinſame Kammern haben, mit ihnen in den Silberbergwerken arbeiten und dieſelbe Koſt erhalten; kurz, ſo ſchloß der Generalgouverneur, „in keiner Weiſe wird ein Unterſchied gemacht werden, die Inſtruktion wird in allen Punkten durchgeführt werden.“

Die Worte floſſen dem Herrn glatt vom Munde, aber es ſchien doch, daß Baron Korf nicht ganz zufrieden mit ſeiner Rolle war. Auf uns machten ſeine Worte einen niederſchmetternden Eindruck. Unſere Befürchtungen waren durchaus berechtigt geweſen; ſie waren bei weitem übertroffen, denn daran, daß man uns den Kriminalſträflingen gleichſtellen könnte, hatte niemand gedacht. Vor allem bedeutete dieſe Gleichſtellung, daß die körperliche Züchtigung auf uns Anwendung finden würde wie auf alle Sträflinge!

Wir ſtanden einige Zeit wortlos da; zum Teil waren wir niedergeſchmettert durch das, was wir hörten, auch hatten wir keine Luſt, uns in ein Geſpräch mit dem Manne einzulaſſen, der den niederträchtigen Befehl gegeben hatte, eine Frau zu züchtigen. Auf die wiederholt geſtellte Frage, ob wir nichts zu bemerken hätten, erfolgte keine Antwort. Indeſſen ſchien Baron Korf dringend zu wünſchen, daß wir uns in ein Geſpräch mit ihm einlaſſen, und die Lage wurde ungemein peinlich. Endlich, als der Gouverneur gehen wollte, brach Mirſki das allgemeine Schweigen. In höflicher Form fragte er den Gouverneur, wie ſeine Worte aufzufaſſen ſeien, daß wir „in jeder Beziehung" den Kriminalſträflingen gleichgeſtellt würden; er hob hervor, daß dieſe ohne jede Beſchränkung in die Strafkolonie entlaſſen werden.

Sichtlich erfreut, daß man endlich mit ihm ſpreche, ſetzte Baron Korf eifrig auseinander, daß auch in dieſer Beziehung fortan kein Unterſchied gemacht würde. Es entwickelte ſich ein lebhaftes Geſpräch zwiſchen ihm und Mirſki, in das auch Jakubowitſch eingriff. Erregt und heftig geſtikulierend begann dieſer auseinander zu ſetzen, daß man uns in allen Punkten den Kriminalſträflingen gleichſtellen dürfe, aber wir würden niemals dulden, daß man einen von uns einer körperlichen Züchtigung unterwerfe.

Der Generalgouverneur ſuchte zu beſchwichtigen: das dürfe uns nicht erſchrecken, es ſei ja niemals einer von uns in dieſer Weiſe beſtraft worden, und er hoffe, es würde auch in Zukunft nicht geſchehen.

Ich war nicht geſonnen, mich an dem Geſpräch zu beteiligen, aber als ich dieſe Worte hörte, rief ich ganz unwillkürlich mit herausfordernder Stimme: „Und Sigida, eine Frau!"

Das war das peinlichſte und verhängnisvollſte Thema. Baron Korf begann eifrig zu ſprechen, er ſchien nur darauf gewartet zu haben, um ſich hierüber zu äußern; es machte den Eindruck, als fühlte er das Bedürfnis, ſich zu rechtfertigen.

„Was sollen wir denn tun?“ rief er; „man beleidigt uns, und wir sollen schweigen? Wir waren es nicht, die zu persönlicher Beleidigung griffen.“

„Ihr konntet sie hinrichten,“ erwiderte ich, „aber ihr durftet sie nicht peinigen.“

Der Generalgouverneur brachte einige Phrasen vor, die nicht recht klar waren; der Sinn war wohl der, daß das Geschehene unwiderruflich vorbei sei und daß nicht er dafür verantwortlich gemacht werden könne, was in Kara geschehen.

Es war eine unangenehme Szene. Als der Gouverneur fort war, gingen wir äußerst deprimiert in unsere Kammern zurück. Wir fühlten uns beschimpft und erniedrigt durch den Beschluß, den wir eben gehört hatten.

Dieser Tag sollte noch eine Aufregung bringen. Am Abend machte der Aufseher Pacharukoff die übliche Runde und nahm in Begleitung einiger Gendarmen den Appell in den Kammern vor. Ich befand mich im Korridor und wollte zugleich mit den Gendarmen in die Kammer gelangen. Außer mir befand sich noch Fomitscheff im Korridor; er stand an der Tür seiner Kammer. Als ein Gendarm diese Tür öffnen wollte, sah ich plötzlich etwas durch die Luft sausen, ein furchtbarer Hieb folgte, und der Aufseher stürzte zu Boden. Die Gendarmen liefen in panischem Schrecken davon und ließen den bewußtlosen Aufseher am Boden liegen. Ich sprang ihnen nach und rief sie zurück, sie sollten keine Furcht haben und dem Verwundeten helfen; es dauerte aber lange, ehe sie sich dazu bewegen ließen.

Es sei erwähnt, daß der kluge und taktvolle Wachtmeister Golubzoff, dessen ich erwähnte, nicht mehr auf seinem Posten war; der Mann hatte, als unsere Hungerproteste begannen, sich nach der Kriminalabteilung versetzen lassen, da er sah, daß die Sache mit Masjukoff kein gutes Ende nehmen würde. Der neue Wachtmeister dagegen war ein stupider und feiger Patron. Als er sich endlich von seinem Schrecken erholt hatte, brachte ich ihn soweit, daß er die Kammer aufschloß, wo Pribyleff, unser Heilkundiger, saß. Dieser ließ den Verwundeten in unsere Lazarettkammer tragen und leistete ihm die erste Hilfe. Der Aufseher hatte einen Schlag mit einem harten Gegenstand auf den Kopf erhalten; er lag bewußtlos da; es war nicht sogleich festzustellen, ob die Wunde gefährlich sei.

Da der Kommandant abwesend war — er begleitete den Generalgouverneur und sollte erst am nächsten Tage zurückkommen — und der Aufseher bewußtlos blieb, mußten wir, die Gefangenen, selbst Befehle erteilen, um Ordnung zu schaffen. Die vor Schreck kopflosen Gendarmen kamen unseren Anordnungen auch ohne Zögern nach. Vor allem mußte der Verwundete nach seiner Wohnung geschafft werden. Pribyleff ließ ihn mitsamt dem Bette hintragen. Dann mußte etwas mit Fomitscheff geschehen, der selbst darauf bestand, daß man ihn sofort aus unserer Mitte entferne. Der Wachtmeister wurde also veranlaßt, ihn in einer Einzelzelle im Nebengebäude unterzubringen.

Die Tat Fomitscheffs war uns absolut unerklärlich, um so mehr, da der Aufseher eine ganz untergeordnete und gleichgültige Persönlichkeit war, um die wir uns nie gekümmert hatten. Die einzige Erklärung schien uns darin zu liegen, daß Fomitscheff unter dem Eindrucke der neuen Kunde den Verstand verloren habe. Gerade bei Fomitscheff, der, wie erwähnt, ein monarchisch gesinnter Sonderling war, hätte man am allerwenigsten ein Attentat erwarten dürfen; dagegen lag der Gedanke an Wahnsinn um so näher, da er früher einigemal Neigung zu Wutanfällen gehabt. Wir irrten jedoch, am nächsten Tage gab er selbst folgende Erklärung für seine Tat: Als er einige Monate vorher in dem Gefängnislazarett gewesen, wo Pacharukoff Intendant war, wurde er Zeuge eines empörenden Vorfalls. Sträflinge hatten den Hof gekehrt, und der Intendant behauptete, die Arbeit wäre nicht sauber genug ausgeführt; sofort gab er Befehl, die Leute am Tatorte durchzupeitschen, und die Exekution wurde auch wirklich vollzogen, gerade an dem Fenster der Zelle, wo Fomitscheff eingeschlossen war. Schon damals loderte Zorn und Haß gegen den Mann in ihm auf, doch hätte er wohl kaum daran gedacht, ihn deshalb zu überfallen. Aber jetzt, als der Gouverneur erklärte, wir würden in jeder Beziehung den Kriminalsträflingen gleichgestellt werden, erinnerte sich Fomitscheff, wie einer Bagatelle wegen Menschen von einem stupiden Beamten der barbarischen, empörenden Strafe unterworfen werden, und er beschloß, Rache zu nehmen für jene Untat; gleichzeitig wollte er damit zeigen, wie wir uns verhalten werden, wenn man die Prügelstrafe gegen uns anwenden würde.

Wir mußten befürchten, der Generalgouverneur würde das Attentat Fomitscheffs als einen von uns allen beschlossenen und in

Szene gesetzten Akt aufnehmen; dann konnten natürlich Repressalien nicht ausbleiben; daher verlebten wir damals ein paar Tage in aufregender Erwartung. Indessen erklärte der Arzt, es handle sich bei Fomitscheff um eine vorübergehende Geistesstörung unter dem Eindruck der vernommenen Verordnung. Zum Glück erwies sich auch die Wunde des Verletzten, die, wie sich herausstellte, von einem Schlage mit einem schweren Knüppel herrührte, nicht lebensgefährlich; der Mann genas, verlor aber das Gehör in einem Ohre. Schließlich mochte auch der Generalgouverneur froh gewesen sein, daß seine Visite damals ohne schlimmen Folgen für ihn abgelaufen war. Das alles ließ ihn die Affäre minder streng nehmen; Fomitscheff wurde zur Beobachtung in das Gefängnislazarett gebracht, und seine Strafe bestand später darin, daß ihm die Kerkerhaft um zwei Jahre verlängert wurde.

Aus den Äußerungen, die der Generalgouverneur Mirski gegenüber gemacht hatte, konnte geschlossen werden, daß alle diejenigen von uns, denen das Recht auf die Entlassung in die Strafkolonie zustand — es waren nicht weniger als zwanzig Mann —, nicht nach Akatui kommen würden, sondern ihnen das furchtbare Regime erspart werden würde. Aber ich persönlich mochte nicht daran glauben, daß die Stunde der Befreiung aus dem Kerker so nahe sein könne, daß ich die, wenn auch noch so sehr eingeschränkte Freiheit gewinnen würde. Ich hatte in Freiburg erlebt, wie leicht Hoffnungen fehlschlagen, und wehrte daher lockende Gedanken mit aller Energie ab, im Gegenteil, ich malte mir die düstersten Bilder über die Zukunft im Kerker mit den Zuchthäuslern aus. Bald jedoch drangen Gerüchte zu uns, daß man in der Tat alle, denen ein Recht darauf zustand, aus dem Kerker entlassen würde, daß bereits eine Liste dieser Personen angefertigt sei.

Da wurden eines Tages ganz unerwartet drei von uns, die verheiratet waren und deren Frauen sie nach Kara begleitet hatten, Luri, Rechniewski und Suchomlin, aus dem Kerker entlassen. Bald darauf erschien Masjukoff in Begleitung seines Amtsnachfolgers Tominin in unserem Kerker; die beiden teilten uns mit, daß weitere siebzehn von uns entlassen würden, und auch mein Name stand auf dieser Liste.

Wir packten unsere Habseligkeiten zusammen und nahmen Abschied von unseren Kameraden, die am nächsten Tage nach Akatui gehen sollten. Der Umstand, daß einige von uns einer so großen

Verschlechterung ihrer Lage entgegensahen, dämpfte unsere Freude über unsere Befreiung. Früher hatten ich und andere sich wohl den Abschied, die Freude über die Entlassung anders ausgemalt. Als jetzt die Stunde der Befreiung geschlagen hatte, fühlte ich kaum etwas von Freude, im Gegenteil, ich hatte das Gefühl, als müßte ich ein liebgewordenes Heim verlassen. Nicht hoch erhobenen Hauptes, sondern traurig und niedergedrückt richteten wir unsere Schritte dem Tore zu.

Das Schloß flog zurück, ein Haufen von Menschen, so groß wie nie zuvor, verließ den Kerker und zog in die Freiheit mit den in Sibirien üblichen Beschränkungen.

XXX

Nischnaja Kara. — Neues Leben. — ‚Raubgold.‘

Der Ort Nischnaja Kara, wo sich die Strafkolonie befand, machte einen eigentümlichen Eindruck. Die Gehöfte lagen einige Minuten Weges von dem Gefängnis entfernt am Abhang eines Hügels gegen das Flüßchen Kara, dessen Bett Goldstaub führt und im Sommer nahezu austrocknet. Weder in bezug auf seine Bauart noch auf seine Bevölkerung hatte der Ort etwas mit einem russischen Dorfe gemein. Am zahlreichsten waren die Sträflinge vertreten, Männer und Frauen; außerdem gab es eine Anzahl Bauern, Nachkommen der Kronbauern, die ehemals hier angesiedelt waren und in den Goldschwemmen fronten, oder Nachkommen von Sträflingen. Dann war ein ganzes Bataillon „Kosaken zu Fuß“ hier stationiert, das den Wachtdienst im Kriminalgefängnis zu verrichten hatte, und schließlich wohnte hier ein Teil der Gefängnisbeamten und Kosakenoffiziere.

Dieser zusammengewürfelten Bevölkerung entsprach die Verschiedenartigkeit der Bauten. Die Kriminalsträflinge wohnten, soweit sie nicht verheiratet waren, in großen Kasernen, wo auch die Kosaken kampierten; die Offiziere und Beamten bewohnten kleine, nette Häuser, die Staatseigentum waren; die „Politischen“ und die verheirateten Kriminalsträflinge hausten in jämmerlichen, zerstreut liegenden Hütten. Außer den genannten Bewohnern hatte Nischnaja Kara noch drei Kaufleute aufzuweisen, von denen jeder einen Kramladen betrieb.

In den ersten Tagen hatten wir große Mühe, ein Unterkommen zu finden, denn für die zwanzig Mann, die auf einmal das Gefängnis verließen, waren nicht gleich Wohnungen aufzutreiben. Wir mußten daher mit Behausungen vorlieb nehmen, in denen eine ganze Anzahl Menschen in einem Zimmer kampierten. Auch sonst gab es in der ersten Zeit viele Unbequemlichkeiten und Verdruß. Aber im allgemeinen war es eine bedeutende Besserung unserer Lage. Schon daß man die verhaßten Schließer nicht sah,

war ein Hochgenuß, und besonders freuten wir uns, daß die barbarische Prozedur des Rasierens und Scherens jetzt wegfiel; auch durften wir unsere eigenen Kleider anziehen. In bezug auf unsere Lebensweise war es uns freigestellt, irgendein Handwerk zu betreiben, dagegen war die Ausübung der sogenannten „freien Berufe“ verboten. Die Kontrolle unserer Korrespondenz war hier minder peinlich. Wir durften Briefe an die Verwandten schreiben, auch eine Anzahl Zeitschriften, die im Gefängnis verboten waren, war hier gestattet. Vor allem aber: wir durften uns jetzt zu jeder Zeit im Freien bewegen und in der Umgebung des Ortes nach Herzenslust umherwandern.

Seit dem Verlassen des Kerkers waren wir der Verwaltung des Kriminalgefängnisses unterstellt. Die Kontrolle wurde in der Weise ausgeübt, daß jeden Morgen und Abend ein Gefängnisaufseher mit einem Buche die Runde bei uns machte und wir uns in dieses Buch eintragen mußten; so wußte die Behörde stets, daß niemand sich entfernt hatte. Das Verlassen des Ortes auf eine Entfernung von mehr als zehn Werst war nur auf spezielle Erlaubnis des Verwalters gestattet, eben jenes Pacharukoff, der Fomitscheff verwundet hatte.

Auch in materieller Hinsicht gestaltete sich unser Leben günstiger als im Kerker. Außer den bisherigen Unterhaltsmitteln — Überweisungen von Naturalien aus Staatsmitteln und Geldbezüge aus der Heimat — konnten viele von uns durch private Erwerbstätigkeit etwas verdienen.

Im allgemeinen behielten wir unsere Organisation, wie sie im Kerker bestanden hatte, bei, unter Modifikationen natürlich, die den neuen Verhältnissen entsprachen. Wir bildeten nach wie vor ein „Artel“ und wählten uns einen Obmann zur Erledigung aller gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Naturgemäß erweiterte sich aber jetzt unsere Hauswirtschaft bedeutend, und wir hatten vieles zu besorgen, was im Gefängnis nicht in Betracht gekommen war. So brachte der Herbst für alle gesunden Männer strenge Arbeit: es galt im Walde Holz zu fällen und herauszuschaffen, damit wir für den Winter mit Brennmaterial versorgt waren; dann mußte das Holz klein gemacht werden. Im Winter mußte das Heu herangefahren werden, dessen wir für unseren Viehstand bedurften, wir hatten nämlich sechs Milchkühe und vier Pferde. Im Frühjahr wurden die Gärten bestellt und im Sommer auf den Wiesen Heu

gemacht. Gekocht wurde auch jetzt gemeinschaftlich, wobei die Arbeit gruppenweise verrichtet wurde.

Es gab also alle Hände voll zu tun, und die Arbeit war oft sehr hart. Mir persönlich fiel besonders die Winterarbeit recht schwer: es mußte ziemlich weit — 10 bis 12 Werst — mit dem Schlitten gefahren werden, wobei es so einzurichten war, daß wir vor Abend zurückkehren konnten. Da hieß es denn um drei oder vier Uhr Morgens aufstehen und die Pferde einspannen; bei der sibirischen Kälte ist das schon an und für sich keine leichte Aufgabe, aber bei Nacht wird sie einfach zur Qual. Zu zweit hatten wir dann vier große Fuder Heu aufzuladen und heimzubringen. Natürlich waren wir recht ungeschickt bei der ungewohnten Arbeit, und es kam oft genug vor, daß die Stricke rissen oder die Pferde vom Wege abirrten; in unseren schweren Schafpelzen und Filzstiefeln konnten wir uns kaum rühren und wenn wir dann glücklich zu Hause anlangten, so waren wir trotz der grimmen Kälte in Schweiß gebadet.

Doch hatte diese Arbeit ihren eigenen Reiz. Es war ein sonderbares Gefühl, wenn man in tiefer Nacht über die schneeweiße Ebene in den finsteren Wald hinausfuhr; tiefste Stille ringsum, nur der Schnee knirschte unter den Hufen der Pferde und den Schlittenkufen, und zuweilen heulte ein Wolf in der Ferne. Miriaden Sterne funkelten am Firmament, ringsum nicht das kleinste Anzeichen menschlicher Ansiedlung. Aber die grimme Kälte, die gegen Morgen immer strenger wurde, ließ bald alle Poesie vergessen. Der Frost drang durch die Pelze, und man hatte ein Gefühl, als ob man am ganzen Körper mit scharfen Nadeln gestochen werde. Oft war es so entsetzlich kalt, daß der Branntwein, den wir zuweilen mitführten, in den Flaschen gefror, trotzdem wir ihn möglichst gut verwahrten; das Glas zersprang, und die Flüssigkeit bildete einen Eisklumpen.

Diese Fahrten waren glücklicherweise nicht gar zu häufig; etwa drei bis viermal im Laufe des Winters kam die Reihe an jeden von uns. Dagegen waren die Holzfahrten häufiger; doch war diese Arbeit lange nicht so beschwerlich, obwohl es auch hier zuzugreifen galt.

Nach solchen Fahrten war es besonders angenehm zu Hause. Die kleine Bauernhütte, die ich bewohnte, schien mir dann fast ein Palais. Ich fand mein Heim überhaupt recht gemütlich, obwohl ein ver-

wöhnter Mensch sicher viel daran auszusetzen gehabt haben würde. Nahezu ein Drittel des Raumes nahm ein großer russischer Ofen ein, der leider nur zu oft rauchte und qualmte. Türen und Fenster schlossen schlecht, Wände und Diele hatten arge Ritzen, durch die der Wind hereinpfiff, obwohl ich fortwährend beschäftigt war, diese vermaledeiten Löcher zu stopfen. Aber das waren alles Kleinigkeiten, die der Wonne eines eigenen Heims keinen Abbruch tun konnten. Nur wer die Marter durchgemacht hat, keinen Augenblick allein sein zu dürfen, stets fremde Augen auf sich gerichtet zu sehen, weiß, was es bedeutet, ein „eigenes Heim“ zu besitzen. Um diesen Genuß zu haben, lohnte es sich schon, kleine Mühen und Beschwerden zu ertragen, die vielfach zu vermeiden waren, wenn man sich zu zweit einrichtete. Es waren auch nur Busenfreunde, die diesen Modus wählten, alle übrigen zogen es vor, die Mühen des Haushaltes, wie Ofen heizen, Wasser schleppen, Zimmer fegen, allein zu tragen,

Meine Hütte, die ich im Zustande furchtbarster Verwahrlosung antraf, war Staatseigentum; ich hatte auf eigene Faust ausgebessert, was auszubessern war. Sie lag abseits von anderen Gebäuden am Ende des Dorfes an einem Hügelabhang; dicht daneben war der Friedhof. Anfangs machte es mir Sorge, daß die Tür von so jämmerlicher Beschaffenheit war, ein Stoß von außen genügte, um sie zu öffnen; das war nicht verlockend, wenn man bedenkt, daß ringsum viele Sträflinge hausten, unter denen es recht unheimliche Gestalten gab. Trotzdem hatte ich niemals Ursache, über diese Leute zu klagen, und wenn ich spät in der Nacht auf einsamen Wegen heimkehrte, fühlte ich mich so sicher, als wenn ich in der bestverwalteten Stadt wäre.

Einer der bemerkenswertesten Sträflinge in der Siedelung war ein gewisser Lyssenko. Es wurde erzählt, er habe eine ganze Familie abgeschlachtet, Männer, Frauen und Kinder, um zu rauben. Er war ein riesenstarker Mensch und damals an sechzig Jahre alt; er machte den Eindruck, daß er ein sehr verschlagener, aber kein böser Mensch sei; dabei war er sehr fromm. Wer ihn persönlich kannte, konnte sich nicht vorstellen, daß dieser Mann unschuldige Kinder gemordet haben sollte. Ich war neugierig, von ihm selbst zu erfahren, was an den Gerüchten sei, die über ihn verbreitet wurden, und fand auch Gelegenheit, ihn auszufragen.

„Ja freilich ist's wahr. Was ist da zu tun?“

„Aber wie konnten Sie es übers Herz bringen, Kinder zu töten?“ fragte ihn ein Freund von mir.

„Da heult man schier, aber man schlachtet sie doch ab,“ gab er zur Antwort. „Das war einfach Gottes Wille. Hätte er es nicht gewollt, hätte ich nicht morden können. Also hat Gott mir diese Tat auferlegt.“

Mein Freund, den Lyssenko scheinbar gut leiden konnte, fragte ihn dann:

„Nun, und mich, würden Sie mich morden, wenn Sie mich an einem sicheren Orte antreffen würden?“

„Wenn ich wüßte, daß Sie einen Haufen Geld bei sich haben, würde ich Ihnen den Hals umdrehen,“ meinte er mit erfreulicher Offenherzigkeit — aber so ... Man tötet doch nicht ohne vernünftigen Anlaß.“

Zu jener Zeit trieb Lyssenko einen schwunghaften Handel, der eigentlich streng verboten war: er kaufte nämlich sogenanntes „Raubgold“ auf und verkaufte Schnaps. Hier ist zu bemerken, daß ein Teil der Einwohner von Kara damals unter besonderen Verhältnissen lebte. Die Verdienste waren groß, weil ringsum bedeutende Goldfunde gemacht wurden. Mit einer Schaufel und einer Holzschüssel zum Schwemmen ausgerüstet, zogen Männer und Frauen nach der Kara und an Bäche und fanden leicht pro Tag für ein bis zwei Rubel Goldstaub. Dieses Goldsuchen ist von der Regierung aufs strengste verboten, aber trotzdem wird es geübt, und zwar nahezu öffentlich; wer nicht selbst Gold sucht, handelt damit, so daß schließlich die gesamte Bevölkerung, außer den politischen Gefangenen, an diesem Erwerb beteiligt ist. Mit Ausnahme vielleicht einiger wirklich ehrlicher Beamten, macht sich niemand Skrupel, das Verbot zu übertreten. Ich kannte Familien, von denen regelmäßig einige Mitglieder auf die Goldsuche gingen, als ob es sich um den legalsten Erwerb handle. Die gesamte Bevölkerung fand es ganz in der Ordnung, daß die Goldsucher die Schätze hoben, die der Boden bot; man kümmerte sich eben nicht um das Gesetz, wonach diese Schätze als Privateigentum des Zaren oder, wie es offiziell heißt, „des Kabinetts Seiner Majestät“ gelten. Es ist daher auch erklärlich, daß trotz der großen Ausgaben, die die betreffende Behörde macht, um die Goldlager dieses Distriktes zu schützen, weit mehr Gold auf gesetzwidrige als auf legale Weise gewonnen wird. Hehler und Vermittler wissen stets Wege, um dieses Gold über die Grenze nach China zu schaffen,

wo sie bei weitem höhere Preise erzielen als die vom „Kabinett“ gezahlten.

Indessen sind alle Kenner der Verhältnisse darüber einig, daß die „Raubgoldsucher“ dem Lande unermeßlichen Nutzen gebracht haben. Sie sind die eigentlichen Pfadfinder, die die „Taiga“, den Urwald, nach allen Richtungen durchstreifen, um die verborgenen Schätze an Edelmetall zu heben, und man verdankt ihnen die Entdeckung zahlreicher Goldfelder, darunter einige überaus ergiebige. Freilich für die Goldsucher selbst fällt dabei recht wenig ab; die meisten von ihnen sind Trunkenbolde und bleiben ihr Leben lang Schuldsklaven der Hehler und Vermittler. Es würde zu weit führen, das Leben und Treiben der Goldsucher hier eingehend zu beschreiben; es sei nur erwähnt, daß sie eine höchst interessante Welt für sich bilden, sozusagen einen Staat im Staate, mit eigenen, streng gehandhabten Gesetzen und eigenartigen Sitten.

XXXI

Die Reise des Thronfolgers in Sibirien. Unsere Lebensweise in der Strafkolonie. — Der grimmige Pristaw.

Die Zeit verging bedeutend schneller in der „Ansiedelung" als im Gefängnis. In emsiger Tätigkeit bei der Begründung unseres Haushaltes merkten wir kaum, wie Herbst und Winter vergingen. Der Frühling von 1891, der erste, den ich nach jahrelanger Kerkerhaft genießen konnte, wird mir unvergeßlich bleiben. Dazu kam, daß dieser Frühling ganz unerwartete Hoffnung auf baldige Befreiung bringen sollte.

Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, Zar Alexander III. habe ein weitgehendes Manifest „zu bescheren geruht", um das Ereignis zu feiern, daß der Thronfolger den sibirischen Boden betreten habe; dieses Manifest, hieß es, bringe vielen Sträflingen Begnadigung, und auch wir, „die politischen", seien nicht ausgeschlossen. Das offizielle Telegramm, das uns bald darauf verlesen wurde, lautete so unklar, daß in der Tat Hoffnung auf baldige Befreiung erweckt werden konnte.

Wenn die Nachricht richtig war, konnte man daraus schließen, daß viele von uns in nächster Zeit als „Verbannte" und nicht mehr als „Sträflinge" betrachtet werden würden. Das hätte unsere Lage mehr oder minder verbessert, je nach dem, wohin wir verbannt worden wären. Die meisten Staatsgefangenen werden in das Jakutengebiet geschickt. Die Lebensbedingungen dort sind nun in vielen Beziehungen durchaus nicht günstiger, als wir sie in der Strafkolonie von Kara hatten. Es kommt in Betracht, daß das Jakutengebiet äußerst spärlich bevölkert ist und noch weiter von der zivilisierten Welt entfernt liegt als das Transbaikalgebiet, in dem Kara liegt; unsere Genossen hatten daher dort vielfach noch mehr Entbehrungen zu ertragen als wir. Die Post kommt noch seltener hin, das Klima ist viel strenger und der Winter dauert länger. In vielen Bezirken dieses Gebiets sind „Luxusartikel" wie Tee, Zucker, Petroleum sehr oft gar nicht aufzutreiben, ja selbst altbackenes Schwarzbrot war nicht immer zu haben und wenn je, so kostete das Pud 12 bis 15 Rubel;* es gibt Orte, wo Schwarzbrot

* Das ist 26 bis 32,50 Mark für 16,4 Kilogramm.

als Leckerbissen gilt, das man nur einem verehrten Gast vorsetzt. Die Haupt-, wenn nicht die ausschließliche Nahrung der eingeborenen Bevölkerung sind Fische und Fleisch. Auch die Wohnungen sind schlechter als die Blockhäuser in Kara; es sind „Jurten",* wie sie die Jakuten bewohnen.

Trotzdem waren die meisten von uns bereit, nach diesen unwirtlichen Gegenden zu gehen. Vor allem hatte man, sobald man der Kategorie der Verbannten zugezählt wurde, Aussicht, mit der Zeit in günstiger gelegene Gebiete verbracht zu werden. Und dann war es vor allem die größere Bewegungsfreiheit, die lockte. Die Verbannten erhielten zwar einen Wohnort angewiesen, aber sie durften doch auf ziemlich weiten Entfernungen im Umkreis sich frei bewegen. Auch kamen stets neue Zuzüge „administrativ Verschickter" nach jenem Gebiet, von denen man erfuhr, was in der Heimat vorgeht, während nach Kara in der ganzen Zeit „Politische" nicht mehr geschickt wurden. Schließlich hatten die Verbannten im Jakutengebiet noch die Perspektive, mit der Zeit eine Stufe weiter zu kommen: sie konnten sich in den Bauernstand aufnehmen lassen, in diesem Falle erlangten sie noch größere Bewegungsfreiheit innerhalb Sibiriens. Allerdings ging das nicht so bald; diese Begünstigung konnte man, wenn alles gut ging, nach zehn Jahren erlangen. Aber man lernt Geduld in Sibirien, und mancher von uns ließ die Gedanken in die Zukunft schweifen: „Zehn Jahre! ... Dann kommt vielleicht abermals ein Manifest, und in fünfzehn oder zwanzig Jahren kann das große Glück kommen — Rückkehr nach der Heimat!"

Ich gestehe, auch ich wiegte mich in derartigen Hoffnungen, trotzdem ich nur zu genau wußte, wie trügerisch die Gnadenbeweise des Zaren in der Regel sind. Hatte es doch bei dem Krönungsmanifest eine Unmenge „Ausnahmen" gegeben, und es war vorauszusehen, daß auch diesmal die Begnadigung sich nicht auf alle erstrecken würde. Doch wer weiß? Man hat mich endlich aus dem Kerker entlassen, es kann ja möglich sein, daß ich unverhofft in die Verbannung komme.... Zweifel und Hoffnungen wechselten, und immer von neuem drängten sich die optimistischen Gedanken auf.

Während man in den Kanzleien in Petersburg die Frage zu entscheiden hatte, wie das Manifest ausgelegt werden, wer der

* Jurten, das sind zeltartige Hütten aus Balken mit Erde und Rasen beworfen.

Gnade teilhaftig und wer ausgeschlossen werden soll, hatten die Behörden in Sibirien andere Sorgen, nämlich Mittel und Wege zu ersinnen, um jede Gefahr von dem Thronfolger abzuwenden, wenn er durch das Gebiet reiste, wo so viele erbitterte Opfer des Zarismus weilten. Die Herren Beamten lösten schließlich das Problem sehr einfach: längs der Route, die der Prinz bereisen sollte, wurden die Strafkolonisten einstweilen eingesperrt. Obgleich Kara gut fünfzig Werst von der Landstraße entfernt ist, auf der die Reise von statten ging, wurden auch wir einen Tag vor der Durchfahrt des Prinzen in den Kerker gesperrt und den Tag nachher, nachdem er passiert war, wieder freigelassen.

Mit der größten Spannung erwarteten wir nunmehr die Ankunft der Post, die alle sieben bis zehn Tage eintraf; es mußte doch endlich die Entscheidung in bezug auf die Auslegung des Manifestes fallen. Aber in den Kanzleien nahm man sich Zeit; die Verbannten mochten einstweilen die Pein der Ungewißheit ertragen.

Ein ganzes Jahr verging, ehe man uns mitteilte, wer von uns eine Milderung seines Schicksals erfahren und wieweit die Gnade des Zaren gereicht hatte. Es war nicht viel; nahezu die Hälfte unserer Strafkolonie in Kara wurde zu den Ausnahmen gezählt und ganz übergangen, den übrigen wurde ein winziger Teil der Strafzeit gekürzt. Ich befand mich unter denen, die leer ausgingen und mußte mich mit dem Gedanken aussöhnen, noch volle vier Jahre hier zu bleiben. Es war bitter, so enttäuscht zu werden, um so bitterer, als die Freude über die Entlassung aus dem Kerker bald vorbei war, denn unser Leben gestaltete sich im Grunde genommen jetzt ebenso einförmig und inhaltslos wie früher. Ja, man empfand dies vielleicht noch schwerer; im Kerker war man gezwungen, sich mit dieser Öde des Lebens abzufinden, hier, in der Strafkolonie zerrte man an der Kette. Dort wußten wir, daß jede vernünftige Tätigkeit für uns ausgeschlossen war, daß wir verdammt waren, unser Dasein zwecklos hinzuschleppen; deshalb stumpft auch die geistige Regsamkeit allmählich ab, wird atrophiert. In der Strafkolonie dagegen war es damit bei vielen von uns ganz anders: wir lebten hier auf, der Zustand der Lethargie, der uns im Kerker beherrschte, schwand. Obgleich in unserer Umgebung von pulsierendem Leben nicht die Rede sein konnte, sahen wir doch, wie andere Menschen sich tummelten, etwas unternahmen, bestimmte Interessen verfolgten,

mit ihren Sorgen kämpften. Wir dagegen waren einzig auf die Arbeit in unserer winzigen Hauswirtschaft angewiesen, eine Arbeit, die uns natürlich nicht genügen konnte. Die meisten von uns sehnten sich danach, ihre Kräfte einzusetzen, etwas zu tun, was ihren Fähigkeiten entsprach, und nicht nur Holz zu hauen und Gras zu mähen. Aber an dem weltverlorenen öden Orte festgehalten, überall eingeengt, konnten wir freilich nichts finden, was uns eine willkommene Tätigkeit verschafft hätte. Scheinbar stand uns das Recht zu, vieles zu unternehmen, was im Kerker verboten war, in Wirklichkeit aber war uns jede Möglichkeit genommen, etwas Vernünftiges zu beginnen. Es war gerade dieser Widerspruch zwischen dem scheinbaren Recht und der tatsächlichen Lage, der uns lähmte und schwer auf unserem Gemüt lastete. Zuweilen war uns so zu Mute, daß wir gern in den Kerker zurückgekehrt wären, nur um dieser Pein der Untätigkeit zu entgehen. Außer diesem Zustand, der die notwendige Folge der uns auferlegten Beschränkungen war, empfanden wir es recht bitter, daß wir so unsäglich viele Mühe auf Lappalien, auf unsere primitive Hauswirtschaft verwenden mußten. Unter den schweren Bedingungen, in denen wir lebten, absorbierten diese Verrichtungen unsere ganze Zeit, besonders im Anfang. Es kam oft vor, daß man über all diesen kleinen Sorgen und Arbeiten wochenlang nicht dazu kam, ein Buch, ja nur eine Zeitung zur Hand zu nehmen. Das mußte natürlich für gebildete Menschen zur Qual werden. Die einzige interessante geistige Tätigkeit, die uns blieb, bestand darin, das Leben der Insassen dieses eigenartigen Ortes zu beobachten.

Ich bin oft in den Kriminalgefängnissen gewesen, die sich in Kara befanden, und habe dort die Lebensbedingungen der Sträflinge in den Zellen, den Werkstätten und den Arbeitsorten beobachtet. Die Verwendung von Sträflingen in den Goldschwemmen war damals bereits abgeschafft, weil man sich überzeugt hatte, daß die Sträflingsarbeit viel zu kostspielig sei. Man beschäftigte sie daher bei sogenannten „Hausarbeiten“; unter anderem verwendete man sie an Stelle der Lasttiere zum Transport. Der Anblick der Männer und Frauen, die, an schwere Karren gespannt, sich mühsam hinschleppten wie Ochsen im Joche, war geradezu unerträglich.

Etwa ein Jahr nach unserer Entlassung in die Kolonie wurde übrigens die Strafarbeit in Kara selbst gänzlich abgeschafft; die Sträflinge wurden zum Teil beim Bau der sibirischen Eisenbahn,

mit der damals begonnen wurde, verwendet, zum Teil schaffte man sie nach der Insel Sachalin und in andere Zuchthäuser. Natürlich zogen mit den Sträflingen auch ihre Wächter, die Kosaken ab, ebenso die Beamten. Unsere Ansiedelung wurde daher entvölkert und das Leben gestaltete sich noch einförmiger. Einen Vorteil allerdings hatten wir davon: wir konnten die verlassenen Bauten für uns in Gebrauch nehmen und wohnten fortan bequemer.

Zu den wenigen Einwohnern, die übrig blieben, unterhielten wir die besten Beziehungen; wir unterrichteten ihre Kinder, gaben ihnen Ratschläge, wo wir konnten, und leisteten Hilfe als Ärzte, Juristen usw. Für diese Leute war ein „Politischer" bald zum Inbegriff des Wissens geworden, und was auch vorkommen mochte, stets wandte man sich an uns. Nun war uns zwar verboten, irgendwelche Funktionen auszuüben, die mit einem „freien Beruf" im Zusammenhang stehen, wir durften dem Gesetz nach nicht unterrichten oder ärztliche Hilfe leisten, aber unter den gegebenen Verhältnissen blieb selbst den Behörden nichts anderes übrig, als unsere Hilfe in Anspruch zu nehmen. Natürlich konnte man uns dann auch nicht zur Verantwortung ziehen ob unseres Verkehrs mit Zivilpersonen. Nur ein einziges Mal kam es aus diesem Anlaß zu einem Konflikt, worüber kurz berichtet sei: Ein Bauer aus einem Nachbarort kam zu uns und trug uns folgenden Fall vor: Eines Tages war der neu ernannte „Pristaw"* mit dem Dorfschulzen und anderen Beamten bei ihm erschienen und hatte ohne jeden Grund eine Haussuchung vorgenommen. In der Speisekammer hatte man einige Pud Schiffszwieback, etwas Tee, Tabak, Lichter und andere Vorräte gefunden. Der Pristaw konfiszierte kurzerhand diese Vorräte unter dem Vorwand, der Bauer hätte sie nur zu dem Zwecke aufgespeichert, um sie an die unbefugten Goldsucher gegen „Raubgold" einzutauschen, er sei der Hehlerei überführt. Als der Bauer dann auf Befehl in die Wohnung des Beamten gekommen war, forderte dieser fünfzig Rubel von ihm, dann sollte er sein Gut zurückhaben. Die Forderung schien dem Bauer zu unverschämt, und auf den Rat eines Nachbars hin war er gekommen, mich zu bitten, daß ich eine Beschwerde gegen den gewalttätigen Erpresser für ihn schreibe. Der Bauer erzählte mir dann eine lange Geschichte, daß er die Vorräte für sich brauche; er schaffe

* Pristaw — Verwaltungs- und Polizeibeamter.

sie im Winter herbei, weil der Transport leichter sei, und im Sommer verbrauche er sie mit seinen Arbeitern, deren er viele beschäftige. Das war aller Wahrscheinlichkeit nach Schwindel, und der gute Mann war sicher ein Mitglied der ehrsamen Hehlerzunft. Andererseits aber war auch sonnenklar, daß der Beamte sich eines Vergehens schuldig gemacht hatte, daß er die Gesetzesübertretung von seiten des Bauern ausnutzte, um einen Backschisch zu erpressen. Ich hatte schon früher gehört, daß dieser neu ernannte Satrap die Bevölkerung des ganzen Bezirkes auf jede Weise drangsalierte und brandschatzte. Man hatte ihn zum selbstherrlichen Gebieter eines Bezirkes ernannt, der an Größe manchen deutschen Duodezstaat übertraf, und er war eifrig dabei, dieses Gebiet sich nutzbar zu machen, um seine Taschen zu füllen. Manche Nacht tauchte er unverhofft irgendwo auf, überfiel die Bewohner in ihren Häusern, beschlagnahmte, was ihm in die Hände kam, und verlangte dann Lösegeld in beliebiger Höhe. Dabei pflegte er nach gut russischer Beamtensitte die einfältigen Bauern ins Bockshorn zu jagen, indem er wie ein Berserker tobte und wütete; sein Lieblingsspruch war: „Ihr Kerle sollt erkennen lernen, daß ich für euch Zar und Gott bin!"

Es lockte mich nun wohl, den Satrapen Mores zu lehren, aber andererseits wollte ich auch nicht den Anstifter und Winkeladvokaten spielen. Ich zögerte deshalb lange und gab dem Bauer den Rat, sich an andere zu wenden, an Beamte, die, wie ich wußte, Bittschriften und Beschwerden verfaßten. Er erklärte mir jedoch, daß diese Beamten ihn abgewiesen hätten, weil sie den Pristaw fürchteten. Da blieb mir schließlich nichts anderes übrig, als der Bitte zu willfahren. Damit es aber nicht aussehe, als denunziere ich insgeheim, fügte ich am Ende des Schriftstücks, obwohl ich wußte, daß ich keine Bittschriften für andere schreiben durfte, bei: „Geschrieben und für den des Lesens unkundigen Beschwerdeführer unterzeichnet von dem politischen Verbannten N. N. Indem ich meinen Namen unter das Schriftstück setzte, wollte ich kundtun, daß es mir fern liege, anonyme Denunziationen zu treiben, außerdem konnte ich darauf rechnen, daß dieser Umstand die Behörden zwingen werde, sich der Sache anzunehmen. Der Bauer war sehr zufrieden, bedankte sich und wollte mir durchaus einen Rubel als Lohn für das Schreiben in die Hand drücken, was ich aber energisch zurückwies.

Einige Monate hörte man nichts von der Angelegenheit. Dann kam eines Tages der Dorfschulze und forderte mich auf, nach der Gemeinde-

kanzlei zu kommen, da der Pristaw mich zu sprechen wünsche. Diese Forderung war formell durchaus ungesetzlich, denn wir waren als politische Verbannte nur unserem Verwalter unterstellt, nicht aber der Polizeibehörde. Ich gab also dem Schulzen eine sehr kurze Antwort: „Sagen Sie ihrem Pristaw, ich hätte kein Anliegen an ihn, wenn er etwas wünsche, möge er zu mir kommen."

Ich ließ den Mann meine Worte wiederholen, damit er sie richtig behalte, und forderte ihn auf, sie ganz genau dem Beamten zu hinterbringen. Er kam diesem Wunsche auch gewissenhaft nach. Man stelle sich die Wut dieses „Zar und Gott" vor, als er in Gegenwart der ganzen Gemeindebehörde und einer Anzahl Bauern meine Antwort zu hören bekam. Wie mir nachträglich erzählt wurde, schäumte und tobte er wie besessen und gab schließlich Befehl, mich zu fesseln und herbeizuschaffen.

Trotz des kategorischen Befehls, zögerten die Leute, ihm zu gehorchen. Erst einige Stunden später kamen drei der Gemeindevertreter zu mir und baten unter allen möglichen Entschuldigungen, ich möchte doch mitkommen. Ich setzte den Leuten auseinander, daß dem Pristaw kein gesetzliches Recht zustehe, mich zu zwingen, daß er vielmehr mit mir nur durch Vermittlung des Verwalters der Strafkolonie zu verkehren habe. Damit gaben sich die Abgesandten zufrieden und erteilten nun ihrerseits dem Pristaw die Belehrung, daß er keine Gewalt über mich habe.

Tags darauf erfuhr ich von unserem Verwalter, daß der Pristaw eigentlich nichts anderes von mir wollte, als mir ein Schriftstück mitzuteilen, das infolge der von mir geschriebenen Beschwerde bei ihm eingelaufen war, also eine Angelegenheit, die mich nichts anging.

Die ganze Sache mit der Erpressung verlief, wie üblich, im Sande. In jenem Schriftstück wurde der Erpresser aufgefordert, sich zu rechtfertigen. Einige Jahre später, als ich von Kara fortging, hatte der Bauer seine Sachen immer noch nicht zurückbekommen. Sie lagen unter Siegel in Verwahrung des Pristaw.

Für mich selbst hatte die Affäre keine schlimmen Folgen. Nach Verlauf einiger Monate wurde mir ein Schriftstück des Gouverneurs zugestellt, worin darauf hingewiesen wurde, daß es mir verboten sei, Beschwerdeschriften für die Einwohner zu verfassen. Wären unsere Beziehungen zu der bäuerlichen Bevölkerung nicht so gute gewesen, hätte die Sache allerdings schlimm werden können.

XXXII

Der Tod des Zaren. — Neue Manifeste. — Die Volkszählung.

„Wissen Sie schon: der Zar ist schwer krank! Wie man sagt, zweifeln die Ärzte an seiner Genesung." Mit diesen Worten redete mich eines Tages ein bekannter Offizier an.

Diese unerwartete Kunde setzte mich in Erstaunen. Allgemein war man der Meinung, daß Alexander III., von dessen herkulischer Körperkraft allerlei Geschichten erzählt wurden, ein hohes Alter erreichen und noch für lange Zeit sein reaktionäres Regiment führen würde. Jetzt kam plötzlich ein Hoffnungsstrahl, denn auch in Rußland gilt ja die Regel, daß man auf den Thronfolger allerlei Hoffnungen setzt.

Im November 1894 kam denn auch die Kunde vom Tode des Zaren, und bald darauf wurden zwei Manifeste verkündet: zur Verehelichung Kaiser Nikolaus II. und zu seiner Krönung. Diesmal war ich nicht ausgeschlossen. Auf Grund des ersten Manifestes wurde die Frist der ganzen Strafe um ein Dritteil gekürzt, das heißt um vier Jahre und einige Monate. Aber diese „Gnade" kam, als ich überhaupt nur noch zehn Monate vor mir hatte. Auf Grund des zweiten Manifestes wurde die Frist, die ich zu erwarten hatte, ehe ich vom Verbannten zum einfachen Bauer werden konnte, von zehn auf vier Jahre herabgesetzt. Zugleich mit der Kunde von dem ersten Manifest wurde mir mitgeteilt, daß ich nach dem Jakutengebiet in die Verbannung zu gehen hätte. Infolge verschiedener Umstände jedoch machte ich schließlich von keinem dieser Manifeste Gebrauch. Durch Familienverhältnisse gezwungen, blieb ich in Kara und ging nicht in die Verbannung.

* * *

An einem kalten Dezembertage im Jahre 1896 hörte ich plötzlich Schellengeläute, ein Schlitten hielt vor meinem Hause. Die Tür ging auf und ein Mann, in Schafpelz und Dochu* gehüllt, trat

* Ein Mantel, der auf beiden Seiten, innen und außen, Pelzwerk hat.

ein. Als er sich aus den Pelzen gewickelt hatte, erkannte ich unseren Schulzen, eine gewichtige Persönlichkeit, weit und breit bekannt und gefürchtet. Klugheit und Standhaftigkeit sicherten diesem Vertreter der bäuerlichen Selbstverwaltung weit über seine soziale Stellung hinaus allgemeine Beachtung. Er war selbstbewußt, unabhängig und galt als sehr gewandt und energisch, aber auch als hart und in sittlicher Beziehung nicht ganz einwandsfrei. Er wohnte nahezu dreißig Werst von meiner Wohnung entfernt und war bisher erst einmal bei mir gewesen. Es war also anzunehmen, daß nur eine wichtige Angelegenheit ihn veranlassen konnte, bei der grimmen Kälte den weiten Weg zu machen. Nach sibirischer Sitte fiel er jedoch nicht mit der Tür ins Haus; erst nachdem er einige Glas heißen Tee getrunken und einen Imbiß genossen, legte er sein Anliegen dar. Es handelte sich um folgendes:

Die Regierung hatte eine allgemeine Volkszählung angeordnet, und zwar in der Weise, daß an einem Tage die Bevölkerung in dem gesamten ungeheuren Reiche gezählt werden sollte. Dazu war eine große Anzahl geeigneter Leute notwendig, die in Rußland nicht leicht aufzutreiben waren und um so weniger in Sibirien. Die Verwaltungsbehörden waren daher in nicht geringer Sorge, und der Vorsteher unseres Bezirkes hatte eigens seine Untergebenen herbeigerufen, um die schwierige Frage zu lösen.

Als nun die Verhältnisse in Kara und den umliegenden Dörfern zur Sprache kamen, erklärte unser Gemeindeschulze, er würde die Sache nur unter der Bedingung erledigen, daß er mich zur Hilfe bekomme; ich sei die einzige geeignete Persönlichkeit, ohne mich gehe es auf keinen Fall. Der Mann hatte dabei eine gute Berechnung gemacht: mein Name mußte dem Bezirksvorsteher infolge jener Affäre mit der Beschwerdeschrift bekannt sein. Dieser erklärte denn auch, daß er nichts gegen meine Teilnahme einzuwenden habe. Auch der Pristaw, gegen den ich die Beschwerdeschrift geschrieben, erhob keine Einwände, obwohl er direkt beteiligt war. Er hatte nämlich die Aufsicht über die Zählung in seinem Bezirk zu führen und war, wenn ich mithalf, mein direkter Vorgesetzter in dieser Sache.

Der Dorfschulze setzte mir das alles auseinander und fragte, ob ich mitmachen würde. Ich sagte sofort zu, da die Arbeit bei der Volkszählung jedenfalls Abwechslung in das Einerlei bringen würde und es sich um ein nützliches Werk handelte.

Nur ein Umstand erregte meine Besorgnis: das Zusammentreffen mit dem Pristaw konnte sehr peinlich werden. Der Dorfschulze versicherte mich jedoch, daß der Mann jenen Vorfall lebhaft bedaure, ihn gern aus der Welt schaffen möchte und jedenfalls mir keinen Groll nachtrage. Ein anderes Hindernis, die Einholung der Genehmigung von seiten des Verwalters der Strafkolonie, räumte der Dorfschulze aus dem Wege, indem er dieses auf sich nahm.

Die Sache war also bald geregelt, und ich, der „Staatsverbrecher", bekleidete plötzlich ein öffentliches Amt. Ich sollte die Zählung in einem Dorf vornehmen, das etwa fünfzehn Werst von meinem Heime entfernt war und eine sehr große Einwohnerzahl aufwies, es waren gegen tausend Köpfe; ein anderes Dorf zählte ich dann gemeinschaftlich mit dem Popen. Es war recht interessant, die eigenartige Bevölkerung in ihren Behausungen aufzusuchen und persönlich mit all diesen Leuten Bekanntschaft zu schließen. Natürlich gab es da manch komische Episode und allerlei Mißverständnisse, auch erhielt ich Einsicht in recht traurige, ja direkt tragische Zustände.

Meine Mühe wurde insofern belohnt, als die Einwohner mir verschiedentlich ihre Dankbarkeit aussprachen, und auch den Amtspersonen schien die prompte Erledigung zu imponieren. Ich hatte meine Berichte längst fertiggestellt, als eines Tags im Januar 1897 der Dorfschulze mir abermals einen Besuch abstattete; der gute Mann hatte wieder etwas auf dem Herzen. In der Instruktion war vorgeschrieben, daß der Verwalter eines Zählbezirkes nachträglich die Volkszähler, je einen aus jeder Gemeinde, zusammenberufen sollte, um die Resultate für den ganzen Bezirk nachzuprüfen und einen Generalbericht abzufassen. Der Verwalter unseres Bezirkes war nun, wie gesagt, jener gestrenge Pristaw, und ich erfuhr, daß dieser Herr extra hergekommen war, um durch Vermittelung des Schulzen mich zu bewegen, daß ich für unsere Gemeinde, die „Schilkanskaja Wolost", an der Versammlung der Volkszähler seines Reviers mich beteiligen möchte.

Der Vorschlag hatte viel Verlockendes. Seit mehr als elf Jahren hatte ich Kara nicht verlassen dürfen und kannte nur die nächstliegenden Dörfer, und jetzt war die Möglichkeit geboten, eine Reise von einigen hundert Werst zu machen, noch dazu in einem Gebiete, das, wie ich wußte, sehr interessant war. Auch die Arbeit bei der Herstellung des Generalberichts interessierte mich. Aber ich sollte zu demselben Manne fahren, mit dem ich auf so unliebsame Weise

zusammengestoßen war! Doch gelang es auch diesmal der Beredsamkeit und Zähigkeit des alten Schulzen, meine Bedenken zu entkräften, und ich beschloß, den Auftrag anzunehmen. Die Erlaubnis, meinen Internierungsort zu verlassen, wurde ohne weiteres erteilt und ich machte mich auf den Weg.

Natürlich reiste ich auf Staatskosten. Man stellte mir einen „Gouverneurschein" aus, der mich berechtigte, überall Pferde zu requirieren und in den Amtsgebäuden Wohnung zu nehmen; kurz, ich wurde diesmal als „Beamter auf Dienstreisen" behandelt.

Eine derartige Fahrt ist nun im Winter keine Kleinigkeit in Sibirien. Ich hatte einen Pelz angezogen, darüber noch eine „Dochu" und war obendrein ganz in Pelzdecken gewickelt, so daß ich mich im Schlitten kaum bewegen konnte. Der Weg führte zum größten Teil durch vollständig menschenleere Gebiete, durch hügeliges, mit Urwald bewachsenes Gelände; die Gespanne hatten schwer zu tun, meinen Schlitten vorwärts zu bringen. Alle dreißig bis vierzig Werst kamen wir an eine Station, wo die Pferde gewechselt wurden. Auf diesen Stationen kam man mir äußerst zuvorkommend entgegen und bereitete mir einen Empfang, als wäre ich eine gewichtige Amtsperson, was zuweilen äußerst komisch wirkte. Gleich auf der ersten Station, wo ich übernachten mußte, entfaltete der Dorfälteste einen großen Diensteifer. Ich war spät am Abend eingetroffen und hatte sofort mein Lager aufgesucht, als der Mann ganz verstört angelaufen kam:

„Haben Euer Wohlgeboren Befehle für mich?"

Ich wies ihn an, dafür zu sorgen, daß die Pferde vor Tagesanbruch bereit seien. Aber das schien ihm nicht zu genügen. Erst als ich ihm auseinandersetzte, wer ich eigentlich sei, meinte er: „Dann ist es freilich etwas anderes." Aber Befehle wollte er trotzdem immer noch haben und fragte, ob er nicht die Volkszähler, die in seinem Dorfe tätig waren, herbeischaffen solle. Es fiel mir natürlich nicht ein, die Leute in später Nacht zu belästigen, was der Mann durchaus nicht einsehen wollte. Ähnlich setzten mich die Leute an anderen Orten in Erstaunen ob ihres Diensteifers. Ich wußte anfangs gar keine Erklärung dafür, bis ich erfuhr, daß der gestrenge Pristaw einige Tage vorher durchgereist sei und seinen Untergebenen eingeschärft hatte, den „Zähler von Schilkanskaja", wie ich betitelt wurde, ja gut zu empfangen und alle seine Befehle aufs genaueste zu befolgen.

Als ich mich meinem Reiseziele näherte, traf ich auf den Stationen mit einigen anderen Volkszählern zusammen, die ebenfalls auf dem Wege zu der Konferenz waren. Unter diesen war das Gerücht verbreitet, der Vorsteher unseres Zählbezirkes habe die Listen, die ihm von den Zählern eingereicht wurden, für ungenügend befunden, und die ganze Arbeit müsse noch einmal gemacht werden. Natürlich waren sie darob sehr betrübt, denn eine derartige Arbeit konnte leicht mehrere Tage in Anspruch nehmen, während zu Hause dringende Arbeit liegen blieb. Dabei bekamen die Zähler für ihre Arbeit eine minime Belohnung: einige Rubel bar oder auf Wunsch eine Medaille, die die Regierung zu diesem Zwecke hatte prägen lassen.

Nach zwei Tagen langte ich in der Staniza Aigunskaja an, wo die Konferenz stattfand. Während der ganzen Fahrt beschäftigte mich der Gedanke, wie das Zusammentreffen mit dem gestrengen Herrn Pristaw sich wohl gestalten würde. Auch ihn schien das lebhaft zu beschäftigen, denn kaum war ich am nächsten Tage aufgewacht, als ein Kosak nach dem Hause des Semstwo kam, wo ich mit den anderen Volkszählern genächtigt hatte, und meldete, der Pristaw wünsche den „Zähler von Schilkanskaja" zu sprechen. Ich ließ sagen, ich werde so bald als möglich kommen, machte gemächlich Toilette und nahm mein Frühstück. Aber schon nach kurzer Zeit erschien der Pristaw selbst, ein dicker Mann von ungefähr fünfzig Jahren in der Uniform der Polizeibeamten und stellte sich vor als „Vorsteher des Zählbezirkes 00" namens Bibikoff. Ich meinerseits rekommandierte mich als „Volkszähler Deutsch", und wir plauderten bald in harmlosester Weise, als wäre nie etwas zwischen uns vorgefallen. Alsbald schüttete der geplagte Mann sein Herz vor mir aus: er konnte mit seinem Amte nicht zurechtkommen. Er gestand offen, daß er sich in dem Wust verschiedenartigster Instruktionen, Anordnungen und Zirkulare der diversen Behörden nicht auskenne und nicht wisse, wie er bei der Nachprüfung der Listen und Herstellung eines Generalberichtes für seinen Bezirk zu verfahren habe. Dabei säßen ihm dreißig Zähler auf dem Halse, von denen einige schon eine ganze Woche von Hause weg seien. Die Leute wollten natürlich heim und drängen in ihn, sie zu entlassen, aber er könne dem Wunsche nicht nachkommen, denn alle Listen seien seiner Ansicht nach untauglich. Er schloß seine Klagen mit der Bitte, ich möchte ihm doch beistehen; er wisse, wie gut ich die Sache in meinem Rayon erledigt habe, und ich wäre der einzige Mensch, der ihm helfen

könne, das leidige Geschäft zu gutem Ende zu bringen; auch von den Zählern drangen einige in mich, doch ja die Sache in die Hand zu nehmen. Ich willigte nach einigem Zaudern ein, wofür mich mein ehemaliger Feind mit heißen Dankesworten überschüttete.

Als wir in die Wohnung des Beamten kamen, war die Kanzlei voller Leute; es waren die Volkszähler: Schreiber, Bader, Schulmeister, zumeist Kosaken. Sobald sie des Beamten ansichtig wurden, umringten sie ihn und drangen in ihn, sie doch endlich abzufertigen.

„Wie lange sollen wir denn noch hier sitzen? In Hause gibt es alle Hände voll zu tun, die Wirtschaft ist ohne Aufsicht und wir haben Ausgaben hier, die uns niemand ersetzen wird."

„Nun, sehen Sie," rief der Pristaw, „so geht es hier Tag für Tag, verrückt kann man dabei werden!"

Ich ließ mir die Papiere geben und suchte mich zu orientieren. Wie vorauszusehen war, stellte sich die Sache durchaus nicht so verwickelt und schwierig dar, wie es dem Polizeibeamten schien; aber es war eine außergewöhnliche Arbeit und da war er rat- und hilflos. Nach ein paar Stunden hatte ich die Dinge geordnet und konnte ihm sagen, wie er es zu machen habe.

Die Anwesenheit der Zähler erwies sich als überflüssig, und die Leute konnten schon am nächsten Tage heimfahren, worüber sie sehr glücklich waren. Dagegen mußte ich selbst vierzehn Tage lang an Ort und Stelle bleiben, um die Schreibereien zu erledigen; ich arbeitete gemeinsam mit dem Pristaw vom Morgen bis zum späten Abend. Der Mann war die ganze Zeit im Verkehr mit mir die Liebenswürdigkeit selbst. Wer ihn so hätte scharwenzeln sehen, würde kaum geglaubt haben, daß er noch vor kurzer Zeit Befehl gegeben hatte, mich zu fesseln und zu malträtieren. Jener Vorfall wurde natürlich mit keiner Silbe zwischen uns erwähnt.

XXXIII

Ein rätselhaftes Denkmal. Meine Abreise. — Das Leben in der Stretjensk. Meine Übersiedelung nach Blagoweschtschensk. Chinesenmord.

Während meines Aufenthaltes in Nischnaja Kara hatte ich Gelegenheit, an einer kleinen Expedition teilzunehmen, deren Zweck war, ein altertümliches Denkmal aufzusuchen. Einer unserer Genossen namens Kusnezoff, der seiner archäologischen Forschungen halber eine in Sibirien ziemlich bekannte Persönlichkeit war, hatte sich, da wir weit auseinander wohnten, in dieser Angelegenheit schriftlich an mich gewandt. Den Angaben verschiedener Personen nach befand sich in der Nähe von Kara ein in einen Felsen gehauenes Denkmal, das mit altertümlichen roten Schriftzeichen bedeckt sein sollte. In den „Abhandlungen der Geographischen Gesellschaft in Irkutsk" war dieses Denkmal schon vor langer Zeit erwähnt, aber noch von niemand ausführlich beschrieben worden. Kusnezoff ersuchte mich, diesen Felsen aufzusuchen und die Schriftzeichen getreulich zu kopieren.

Ich und noch zwei Genossen nahmen diesen Auftrag gern an; wir machten uns im Frühling zeitig auf die Suche, den sehr mangelhaften Fingerzeigen, die wir erhalten, folgend. Wir kannten nur ungefähr die Richtung und Entfernung; es sollte an den Ufern des Bitschugflusses, etwa 35 Werst von Nischnaja Kara sein. Da es keinen Weg dahin gab, mußten wir zu Fuß eine sehr sumpfige Gegend durchwandern und das Pferd, das mit Lebensmitteln und den auf der Reise nötigen Sachen beladen war, am Zügel führen.

In der Morgendämmerung waren wir aufgebrochen und kamen erst gegen Abend an den Fluß, wo wir unser Nachtlager aufschlugen. Am anderen Tage begannen wir unsere Nachforschungen und setzten sie am dritten Tage fort, aber unsere Mühe war erfolglos, nirgends war ein Denkmal zu finden, und wir waren gezwungen, unverrichteter Sache umzukehren. Noch lange Zeit nachher erkundigte

ich mich bei den ortsangesessenen Einwohnern, unter denen es viele Jäger gab, nach dem Steine und versprach demjenigen, der mich hinführen würde, eine Belohnung. Endlich, nach fast zwei Jahren, hörte ich, daß zwei Bauern aus dem benachbarten Dorfe ein ähnliches Denkmal gesehen hätten. Die Nachricht erwies sich als richtig, das Denkmal mit den roten Zeichen war entdeckt und ein mir wohlbekannter Goldgräber unternahm es, mich hinzubringen, diesmal zu Schlitten, denn es war zur Winterszeit. Der Felsen, den wir suchten, war nicht weit von dem Platze entfernt, wo wir uns in der Nacht gelagert hatten, aber das Dickicht des Waldes hatte ihn vor unseren Augen verborgen.

Das Denkmal stammt unbedingt aus sehr alter Zeit; es besteht aus einer senkrecht in den Felsen gehauenen glatten Wand, an der mit einer roten Farbe Zeichen aufgetragen sind; dieselben sehen aus wie Striche oder Figürchen, die an Marterhöhlen erinnern. Ein Teil dieser Zeichen war augenscheinlich verwittert, aber im ganzen waren sie ziemlich gut erhalten, was sich dadurch erklären läßt, daß die Wand mit den Zeichen von einem überhängenden Felsen gegen die Unbill der Witterung geschützt wurde.

Wir zeichneten das Denkmal möglichst getreu ab; nach einiger Zeit machte auch ein Photograph, der Kara besuchte, eine Aufnahme von dem Felsen und von den gemalten Zeichen. Alle diese Aufnahmen schickte ich nebst einer umständlichen Beschreibung Kusnezoff; es ist mir nicht bekannt geworden, ob er den Sinn der wunderlichen Zeichen herausgefunden hat.

* * *

Die Änderung, die sich in meiner wirtschaftlichen Lage vollzog, als ich infolge der auch auf mich angewandten beiden kaiserlichen Manifeste nicht mehr „Zwangskolonist“ war, hatte nur insofern eine Bedeutung für meine fernere Lage, als mir dadurch das Recht genommen war, irgendeinen Zuschuß aus der Staatskasse zu beziehen. Von nun an war ich für meinen Unterhalt ganz auf mich selbst angewiesen. Diese Aufgabe war aber nicht leicht, denn die Einwohnerzahl von Kara nahm stetig ab; unter anderen war auch die Familie fortgezogen, in der ich den Kindern mehrere Jahre hindurch Unterricht erteilte, und eine andere Beschäftigung war absolut nicht zu finden. Meine Angehörigen schickten mir auch nichts, deshalb war meine Lage im höchsten Grade mißlich;

ich bekam eine Menge Schulden und konnte von niemand Hilfe erwarten.

Da begannen die Arbeiten beim Bau der Eisenbahn in der „Staniza“* von Stretjensk, die etwa hundert Werst von Kara entfernt ist. Ich beschloß, dorthin zu gehen, und als mir der Gouverneur die nötige Erlaubnis erteilt hatte, verließ ich Kara am 20. Mai 1897.

Am Ufer des großen, schiffbaren Schilkaflusses gelegen, bot die „Staniza“ von Stretjensk zu jener Zeit ein sehr bewegtes Bild. Die Einwohnerzahl war auf vier- bis fünftausend gestiegen; es gab dort einige ansehnliche Läden, verschiedene Handelsgeschäfte usw. Außer den Kosaken bildeten die Juden den Hauptteil der Einwohnerschaft; der Eisenbahnbau aber hatte verschiedene Entrepreneure, Beamte und Leute der verschiedensten Professionen herbeigezogen. Daher bekam Stretjensk mehr den Charakter einer lebhaften Kreisstadt als einer Staniza.

Eine verhältnismäßig sehr gute Beschäftigung hatte ich bald bei der Eisenbahn gefunden; ich konzipierte die vielerlei „Reskripte“, „Bekanntmachungen“ und „Vorschriften“ und schrieb ähnliche ab. Aber die Sehnsucht nahm mich in Stretjensk fast noch mehr gefangen als in Kara. Der Grund hiervon war die ganze Lebensweise der lebhaften Staniza und im besonderen der völlige Mangel an passender Gesellschaft. In Kara hatte ich einige Genossen, mit denen ich über das, was mich interessierte, sprechen konnte; in Stretjensk dagegen kannte ich zwar die Einwohner bald alle dem Namen nach, aber ich fand keinen einzigen unter ihnen, mit dem sich über etwas anderes als die alltäglichsten Dinge reden ließ. Das häufigste, wenn nicht das einzige Thema war überall „das Geld“. Das mit dem Bau der Eisenbahn ins Land geströmte Kapital hatte eine unglaubliche Gier und das Verlangen, schnell reich zu werden, in den Einwohnern geweckt. Es gab viele, die vor nichts zurückscheuten, um nur dies Ziel zu erreichen. In kurzer Zeit wurden oft große Vermögen gemacht. Betrug, Fälschungen und Bestechungen waren an der Tagesordnung, und die in Rußland überhaupt und in Sibirien noch besonders herrschende Willkür der Beamten trug in hohem Maße dazu bei, die Sittlichkeit bei der Bevölkerung ganz ins Wanken zu bringen. Schnaps und Karten-

* Dorfansiedelung von Kosaken.

spiel waren die einzigen Unterhaltungen. In der mehrere tausend Seelen zählenden Staniza gab es nicht einmal eine Schule für die Kinder der Nichtkosaken, die den größten Teil der Bevölkerung ausmachten. Als ich notgedrungen in Verbindung mit der dortigen „Gesellschaft" trat, sah ich, daß ich in eine mir ganz fremde Welt geraten war. Erst da begriff ich den Sinn, der in den Worten liegt: „Das Milieu hat ihn zugrunde gerichtet." Es ist tatsächlich kaum möglich, daß ein junger, intelligenter Mensch in einer solchen Atmosphäre nicht zum Säufer oder zum Kartenspieler wird.

In Stretjensk hatte ich mehr Bewegungsfreiheit als in Kara und konnte größere Ausflüge unternehmen. Während der zwei Jahre, die ich hier zubrachte, bin ich oft sehr weit und nach verschiedenen Richtungen gekommen. Auf diesen Ausflügen lernte ich die örtlichen Verhältnisse in mancher Hinsicht genau kennen und konnte mir das Leben Sibiriens viel besser erklären, als es durch bloße Lektüre möglich gewesen war.

Auf einer dieser Reisen traf ich im Frühjahr des Jahres 1899 mit einem Gesinnungsgenossen zusammen, der auf administrativem Wege verschickt worden war. Es war der erste, vor kurzem aus Rußland gekommene Sozialdemokrat, den ich sah. Man kann sich wohl meine Freude über dieses Zusammentreffen vorstellen. Wir verplauderten fast eine ganze Nacht. Von ihm erfuhr ich zum erstenmal, wie groß die Ausdehnung war, die die in den neunziger Jahren in Rußland erstandene Arbeiterbewegung gewonnen, und wie schnell die sozialdemokratischen Ideen bei uns um sich griffen. Einen besonderen Eindruck aber riefen seine Berichte über die Bewegung unter den jüdischen Arbeitermassen in den westlichen Provinzen bei mir hervor.

Unter dem Einfluß dieser Erzählungen erwachte der Wunsch, in die Heimat zurückzukehren, mit doppelter Macht. Bis dahin war er kräftig von mir niedergehalten worden und schlummerte tief auf dem Grunde der Seele. Jetzt brach er sich wieder Bahn. Aber wie konnte er erfüllt werden? Diese Frage war schwer zu beantworten. Ich war damals schon vierzehn Jahre in Sibirien, und seit meiner Verhaftung in Freiburg waren volle fünfzehn Jahre vergangen. Infolge der Manifeste konnte ich nach sieben Jahren in die Heimat zurückkehren, und das Zusammentreffen verschiedener glücklicher Umstände konnte diese Zeit noch verkürzen. Aber wer garantierte mir, daß ich dann noch leben und das gesetzmäßige Recht haben

würde, um nach Rußland zurückkehren zu können? Es war mir fast unmöglich, in Stretjensk zu bleiben, und ich beschloß, weiter nach Osten zu gehen, nach Blagoweschtschensk, einer Stadt, die am Amur liegt. Nach vielen Bemühungen gelang es mir, die Erlaubnis zur Übersiedelung zu erlangen, und im Herbst 1899 zog ich in die verhältnismäßig große Stadt.

In Blagoweschtschensk konnte ich mich besser einrichten als in Stretjensk; ich fand Beschäftigung bei einem der beiden dort erscheinenden Blätter, und diese Arbeit war zweifellos interessanter, als das Komponieren von verschiedenen „Reskripten" und „Vorschriften"; der Gesellschaftskreis sagte mir auch zu, denn es gab in Blagoweschtschensk viele gebildete Leute, und außerdem fand ich dort mehrere Genossen, auch politisch Verschickte. Die Stadt hatte Schulen, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, Telephone, kurz, was die äußere „Kultur" anbetrifft, stand Blagoweschtschensk nicht hinter ähnlich großen Städten des europäischen Rußland zurück.

* * *

Gerade zur Zeit meiner Anwesenheit ist Blagoweschtschensk durch die Niedermetzelungen einiger Tausend friedlicher Chinesen berüchtigt geworden. Ich kam ungefähr ein Jahr vorher in die Stadt und war daher unfreiwilliger Zeuge dieser Greuel, über die die russische Regierung unwahre Berichte in die Welt gesandt hat. Zur Steuer der Wahrheit teile ich mit, was ich aus eigener Erfahrung, als Augenzeuge darüber weiß.*

Zunächst einige Worte über Blagoweschtschensk. Es ist die Hauptstadt und vorläufig überhaupt die einzige Stadt des umfangreichen Amurgebiets, dessen Ausdehnung um ein Vielfaches einige europäische Großstaaten übertrifft. Blagoweschtschensk liegt auf dem linken flachen Ufer des Amur, der auf einer erheblichen Strecke die Grenze zwischen dem russischen und chinesischen Reiche bildet. Vor dem Feldzug nach China gab es in Blagoweschtschensk 38000 Einwohner. Die Mehrzahl der Häuser sind aus Holz erbaut. Die Stadt besitzt keine Befestigungen.

Auf dem rechten Ufer des Amur, gerade gegenüber der Stadt, befand sich vor dem Beginn der Kriegsoperationen die chinesische

---

* Dieser Bericht ist in der „Neuen Zeit", 20. Jahrgang, 1. Band, und russisch in der „Sarja" Nr. 4 (August 1902) abgedruckt worden.

Ortschaft Sschachaljan. Die Bewohner der beiden Ufer unterhielten einen ständigen Verkehr miteinander: im Sommer auf Kähnen und Dschonken, im Winter über dem Eise, denn die Chinesen und Mandschuren waren für die Einwohner von Blagoweschtschensk die Hauptlieferanten von Lebensmitteln, besonders von Gemüse und Fleisch. Bis zum Frühling des Jahres 1900 waren die Beziehungen zwischen den Einwohnern von Blagoweschtschensk und Sschachaljan durchaus friedliche, aber nach der Ermordung des deutschen Gesandten v. Ketteler und der Verkündigung der Mobilisation der sibirischen Armee durch die russische Regierung am 24. Juni begann sich in diesen Beziehungen eine gewisse Steifheit und Spannung geltend zu machen.

Auf dem chinesischen Ufer, in Sschachaljan, begannen jetzt allabendlich Militärübungen, es ertönte der Zapfenstreich, man hörte Kanonenschüsse, was alles früher niemals vorgekommen war.

Auf eine Anfrage der russischen Behörden nach der Ursache von alledem kam von den Chinesen die Antwort, daß nach Sschachaljan eine kleine Militärabteilung für den Sommer in das Lager gekommen sei. Diese Antwort beruhigte vollkommen die Administration von Blagoweschtschensk, doch nicht ganz die Einwohner. Viele meinten, es sei nicht umsonst, daß die Chinesen sich im Kanonenschießen üben, außerdem sahen einige aus Feldstechern, daß in der Nähe von Sschachaljan Erdarbeiten vorgenommen wurden. Auf alle Mitteilungen solcher Personen an den Kriegsgouverneur des Amurgebiets, Generalleutnant N. K. Gribski, antwortete dieser, es seien Lappalien und man brauche sich nicht zu beunruhigen.

Indessen gab es in Blagoweschtschensk nur wenig Militär: zwei bis drei Regimenter Infanterie, ein Regiment Kosaken und eine Artilleriebrigade. Aber am 11. Juli, infolge der Anordnung des Generalgouverneurs Grodekoff, wurde selbst dieses Militär fast sämtlich den Amur hinunter nach Chabarowsk expediert; zum Schutze der Stadt verblieben eine Kompagnie Soldaten, hundert Kosaken und zwei Kanonen, von denen sich nachher eine als gebrauchsunfähig erwies. Es gab allerdings noch in der Stadt zirka 2000 Mann Reservisten, die infolge der Verkündigung der Mobilisation einberufen wurden, aber angesichts des völligen Mangels an Waffen und Munition, mit denen man aus irgendwelchen Gründen die Stadt nicht rechtzeitig versorgt, hatten diese Reservisten keine Bedeutung, sie konnten nicht als genügender Schutz der Stadt gelten.

Die Abfahrt des Militärs von Blagoweschtschensk, wozu etliche Dampfer und Barken nötig waren, gestaltete sich unter dem Geleit einer gewaltigen Volksmenge sehr pomphaft. Das alles sahen gewiß auch die chinesischen Einwohner der Ortschaft Sachaljan, die auf diese Weise erfuhren, daß die russische Stadt ohne Militärschutz geblieben war.

Dreißig Werst von Blagoweschtschensk entfernt, den Amur hinunter, befindet sich die kleine chinesische Stadt Aigun. Als am 12. Juli das russische Militär an diesem Städtchen vorbeifuhr, hinderten dies die Chinesen in keiner Weise, ließen die Schiffe ruhig passieren, eröffneten aber Feuer auf den letzten Dampfer, auf dem sich die Munition befand, und nötigten ihn nebst einigen an Bord befindlichen Dampferbediensteten, sowie den Grenzkommissar Oberstleutnant Kohlschmidt, nach Blagoweschtschensk zurückzukehren.

Die Nachricht von dem Vorkommnis von Aigun verbreitete sich schnell am Abend des 13. Juli in Blagoweschtschensk und rief unter der Bevölkerung eine große Unruhe hervor. Anscheinend begann auch die Administration sich zu beunruhigen.

Auf Anordnung des Kriegsgouverneurs Generalleutnant Gribski wurde am 14. Juli morgens eine außerordentliche Sitzung des Stadtrats einberufen. Zu dieser Versammlung kamen nicht nur sämtliche Stadträte, sondern auch sonst viele angesehene Einwohner der Stadt, verschiedene beamtete Personen, Bankdirektoren usw., auch der Schreiber dieser Zeilen kam als Berichterstatter ins Rathaus. Namens des Kriegsgouverneurs sprach Oberst Orphenoff, der, nachdem er vor den Versammelten dargelegt hatte, über welche geringe Mittel zur Verteidigung der Stadt die Militärbehörden verfügen, der Versammlung vorschlug, selbst die Organisation der Verteidigung von Blagowoschtschensk im Falle eines Angriffs seitens der Chinesen zu übernehmen. Obwohl die Einwohner nach der Abfahrt der Kommandos bereits wußten, daß nicht mehr viel Militär in der Stadt geblieben war, so vermuteten sie doch nicht, daß seine Zahl so gering sei, wie das aus dem Bericht des Vertreters der Administration, Oberst Orphenoff, zu ersehen war. Sein offenherziger Bericht frappierte die Versammelten in hohem Maße und erschreckte sogar viele; einige wurden blaß und bekamen lange Gesichter, die Stimmen der zum Worte gelangenden Stadträte zitterten. Es begann die Diskussion, was tun? Nach kurzer

Debatte wurde beſchloſſen, Freiwillige aufzurufen; zugleich wurde die Stadt in Militärdiſtrikte eingeteilt und für jeden Diſtrikt ein Obmann und zwei Gehilfen gewählt. Sodann gingen einige Mann von den Stadtvertretern zu dem Kriegsgouverneur, um ihm von dem Beſchluß des Stadtrats Mitteilung zu machen und mit ihm über die Lage der Stadt zu konferieren.

Wie mir nachher Perſönlichkeiten, die mit General Gribſki geſprochen hatten, erzählt haben, dankte dieſer der Stadtvertretung für ihre Bereitſchaft, die Organiſation der Stadtverteidigung zu übernehmen, und beruhigte die Anweſenden wegen der ſeitens der Chineſen drohenden Gefahr. Als dann die Vertreter der Stadt fragten, ob der Gouverneur es nicht für nötig halte, irgendwelche Vorſichtsmaßregeln gegenüber jenen Chineſen zu ergreifen, welche in großer Zahl in Blagoweſchtſchensk ſelbſt und ſeiner Umgebung wohnten, erklärte ihnen der General, daß er alle außerordentlichen Maßnahmen für überflüſſig und unangebracht halte, da der Krieg zwiſchen Rußland und China nicht erklärt ſei. Dabei teilte der Gouverneur den Anweſenden mit, daß bei ihm bereits die Vertreter der am Orte anſäſſigen Chineſen erſchienen ſeien, die ihn ebenfalls gefragt hätten, ob es für die chineſiſchen Untertanen nicht beſſer wäre, ſich beizeiten aus dem ruſſiſchen Gebiet zu entfernen? Darauf — nach der eigenen Mitteilung des Generalleutnants Gribſki — ließ er durch dieſe chineſiſchen Vertreter ihren Stammgenoſſen mitteilen, daß ſie ohne Sorge auf dem ruſſiſchen Gebiet verbleiben dürften, da ſie ſich in dem großen ruſſiſchen Reiche befänden, deſſen Regierung niemand erlauben werde, friedliche Ausländer zu beläſtigen. Zum Schluſſe teilte der General mit, daß er ſelbſt mit der ihm noch zur Verfügung ſtehenden Kompagnie Soldaten und hundert Koſaken noch an demſelben Tage ſich nach Aigun begeben werde, um die Stadt von den Boxern zu befreien, ſie in Beſitz zu nehmen und ſo den ruſſiſchen Schiffen die freie Fahrt auf dem Amur zu ſichern. Doch dieſer Plan ſollte nicht zur Ausführung gelangen, denn die direkt gegen die Einwohner von Blagoweſchtſchensk gerichteten Feindſeligkeiten der Chineſen begannen früher, als irgend jemand erwartete. Gerade zu der Zeit, am Nachmittag, als ſich im Hauſe der ſtädtiſchen Verwaltung ein zahlreiches Publikum aus verſchiedenen Schichten der Bevölkerung verſammelte und jeder ſich im allgemeinen Gedränge beeilte, ſeinen Namen in die Regiſter der Freiwilligen einzutragen,

ertönten plötzlich Gewehr- und Kanonenschüsse vom chinesischen Ufer, und aus den Fenstern des Rathauses, wo auch ich mich damals befand, erblickten wir große Volkshaufen, die vom Ufer liefen mit dem Geschrei: „Die Chinesen schießen! Die Chinesen greifen uns an!“

Die im Rathaus befindlichen Freiwilligen glaubten wirklich, als sie jene Rufe hörten, daß die Chinesen bereits die gänzlich schutzlose Stadt angriffen. Infolgedessen entstand eine unglaubliche Panik: die einen stürzten auf die Straße, die anderen mit dem Geschrei: „Waffen! Gebt uns Waffen!“ zu den Magazinen des Rathauses, wo, wie allen bekannt war, für alle Fälle etliche hundert alte Flinten aufbewahrt wurden. Aber diese Quantität erwies sich als durchaus ungenügend, um sämtliche Freiwillige zu bewaffnen. Dann wandten sich große Haufen, hauptsächlich aus dem ärmeren Volke, zu den Kaufläden, die, weil es gerade Sonntag war, geschlossen waren, und bemächtigten sich aller Waffen, deren sie habhaft werden konnten.

Die Einwohnerschaft ergriff eine vollkommene Panik.

Eine Anzahl Einwohner rafften ihre wertvollsten Sachen zusammen und flüchteten — zu Fuß und zu Pferd — aus der Stadt oder zu Verwandten und Bekannten, die in größerer Entfernung vom Ufer und in steinernen Häusern wohnten, wo die Gefahr seitens der Bomben und Kugeln geringer war. Der Gedanke, daß die Chinesen, wenn sie in die schutzlose Stadt eindrängen, diese in Brand stecken und an den Einwohnern alle möglichen Grausamkeiten begehen würden, brachte einige in eine verzweiflungsvolle Gemütsstimmung.

Es hätte tatsächlich selbst für ein geringes disziplinierten Heer keine Mühe gekostet, Blagoweschtschensk in wenigen Stunden ganz zu zerstören. Aber zum Glücke für seine Einwohner erwiesen sich die Chinesen als sehr schlechte Schützen: die meisten ihrer Geschosse erreichten entweder überhaupt nicht die Stadt und fielen in den Amur, oder sie explodierten nicht. Deshalb gab es in der Stadt für die ganze Dauer des Bombardements an Toten und Verwundeten nur fünfzehn bis zwanzig Personen.

Am zweiten Tage der Belagerung erhielt Blagoweschtschensk das trostloseste Aussehen: die Fensterläden, die Fenster, die Türen und Tore waren überall fest geschlossen, auf den Straßen bekam man selten einen Passanten zu sehen, und wer es auch wagte, auszu-

gehen, drückte sich an die Hausmauern, um nicht von einer verirrten Kugel getroffen zu werden, und lief schleunigst die Straßenkreuzungen durch; alle Beschäftigungen in den verschiedenen Institutionen stockten vollständig.

Schon in den ersten Tagen formierten sich bei uns die Kompagnien der freiwilligen Besatzung. Dem Ufer des Amurs entlang, in einer Ausdehnung von mehreren Werst, wurden in aller Eile nachts Logements ausgegraben, in denen die Freiwilligen aus den verschiedenen Schichten der Bevölkerung und von verschiedenem Alter sich postierten und, indem sie die Tätigkeit der Chinesen auf der gegenüberliegenden Seite beobachteten, einen plötzlichen Angriff auf die Stadt fast unmöglich machten. Aber gewisse Leute ersahen eine Gefahr für die Stadt von einer ganz anderen Seite: sie erblickten sie in einem Teile der Bevölkerung am Orte selbst.

* * *

In der Stadt und ihrer Umgebung wohnten seit jeher Chinesen und Mandschuren als Großkaufleute, Kleinhändler, Handwerker, Bedienstete, Taglöhner. An der Peripherie von Blagoweschtschensk war ihnen ein besonderes Stadtviertel angewiesen, in dem alle Bauten vollkommen den eigenartigen nationalen Charakter trugen und das deshalb auch das „chinesische Viertel" hieß. Viele dieser Chinesen und Mandschuren lebten jahrzehntelang friedlich in unserer Mitte und erwiesen der Bevölkerung durch ihre Arbeit einen großen Nutzen. Fleißig bis in das Unglaubliche, bescheiden in ihren Bedürfnissen, hatten sich diese chinesischen Untertanen durchaus durch keine größeren Vergehungen und nicht einmal durch kleine Übertretungen irgendwie auffällig gemacht. Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit waren ihre allgemein anerkannten Charakterzüge, und in vielen größeren Anstalten, in verschiedenen Handelsfirmen, Unternehmungen, wie auch in Privathäusern verließ man sich bedingungslos auf die Chinesen als Angestellte oder Bedienstete, ihnen vollkommenes Vertrauen entgegenbringend. In vielen russischen Familien, die junge Chinesen als männliche Bedienung hatten, bekam man sie lieb wie Verwandte. Nicht selten lehrte man sie Russisch, und sie ergaben sich dieser Beschäftigung mit einem außerordentlichen Fleiße: über einem russischen Buche oder sich in russischem Schreiben übend, saßen sie bis nach Mitternacht und machten dank solchem Fleiße rasche Fortschritte.

Aber in der Mitte der kulturell tiefer stehenden Schichten der russischen Bevölkerung besaßen die Chinesen niemals besondere Sympathien. Das Volk sah in ihnen vor allem die Vertreter einer fremden Nation, die hartnäckig eine Verschmelzung mit der russischen vermied — denn bekanntlich ändern die Chinesen niemals, mit äußerst wenigen Ausnahmen, ihre Gebräuche und ihr äußeres Aussehen. Sodann sahen die russischen Arbeiter in ihnen stets gefährliche Konkurrenten. Es wird allgemein anerkannt, daß wenn die Chinesen nicht am Amur wären, der Lohn der russischen Arbeiter bedeutend höher stände. Andererseits aber ist zu konstatieren, daß viele Produkte, die früher durch ihre Billigkeit auch Unbemittelten zugänglich waren, enorm teuer wurden, als nach dem Kriege die billige chinesische Arbeit verschwand.

Aus diesen Ursachen, sowie einfach aus Roheit — und rohe Elemente finden sich ja in jedem Volke — passierte es nicht selten auch in der friedlichen Zeit, daß die Chinesen ohne die geringste Veranlassung ihrerseits bei Begegnungen auf der Straße von Russen in jeder Weise mißhandelt wurden: man stieß sie, prügelte sie, riß sie an den Zöpfen. Über einige besonders abscheuliche Fälle der Belästigung der demütigen, verängsteten Chinesen gelangten Mitteilungen auch in die lokale Presse.

Besonders häufig wurden die Vergewaltigungen der Chinesen nach der Verkündigung der Mobilisation am 23. Juni. Reservistenhaufen, die vom Lande während der Erntezeit zum Dienste einberufen wurden, überfüllten die Straßen der Stadt, manchmal stark betrunken, überfielen die Chinesen, mit denen sie zusammentrafen, und prügelten sie unbarmherzig, ihnen zurufend: „Wegen euch, Viehkerle, werden wir von der Arbeit und der Familie fortgerissen und in den Tod gejagt.“ In den Augen des gemeinen Mannes ist der Chinese überhaupt kein Mensch, sondern „das Vieh“, „die Kreatur“. Das gibt zum Teil eine gute Illustration ab für die Anschauungen unserer Patrioten mit dem Fürsten Uchtomski, Redakteur der „Peterburskija Wjedomosti“, an der Spitze, die behaupten, daß das russische Volk, im Unterschied zu allen anderen, sich duldsam gegenüber fremden Nationen verhalte. Die angegebenen Fälle von Gewalttätigkeiten veranlaßten sogar den Kriegsgouverneur zum Erlaß einer Proklamation, die mit strengen Strafen die Beleidigungen friedlicher chinesischer Untertanen bedrohte. Der Versicherung des Vertreters der höchsten lokalen Be-

hörden vertrauend, daß die chinesischen Untertanen nichts zu befürchten hätten, verblieben alle in Blagoweschtschensk und seiner Umgebung wohnenden Chinesen und Mandschuren, zusammen etliche tausend Personen, am Orte. Doch bald mußten sie das sehr bereuen.

Schon am 14. Juli, als die Schüsse vom chinesischen Ufer ertönten und die erschrockene Menge die Flucht ergriff, konnte man sehen, wie die Davonlaufenden die unglücklichen Chinesen, mit denen sie auf dem Wege zusammentrafen, mißhandelten. Die bemitleidenswerten Chinesen und Mandschuren irrten durch die Stadt, nach einem sicheren Schlupfwinkel suchend. Am Abend des gleichen Tages kamen Fälle der Ermordung von Chinesen auf offener Straße vor. Durchaus kompetente Persönlichkeiten behaupteten, daß die Polizeibeamten selber den Einwohnern den Rat gaben, die Chinesen zu töten, falls diese abends auf der Straße erscheinen sollten, denn viele äußerten die Befürchtung, daß die auf dem russischen Gebiet wohnenden Chinesen zur Unterstützung ihrer Stammesgenossen nachts die Stadt in Brand setzen könnten. Man vermutete auch, daß sich unter ihnen Anhänger der Boxer befänden. Darum kam die Idee auf, daß es notwendig sei, ernste Maßnahmen gegen die in Blagoweschtschensk und seiner Umgebung wohnenden Chinesen zu ergreifen. Die kaltblütigen und überlegenden Leute hielten es in dieser Beziehung für ausreichend, wenn man jene Chinesen, für welche die russischen Einwohner Bürgschaft leisten wollten — und solche hätten sich genug gefunden —, diesen überließ, die übrigen Chinesen aber an einem Orte versammelte und unter Bewachung hielt. Doch die Ortsbehörden dachten anders.

Am zweiten Tage nach dem Beginn des Bombardements von Blagoweschtschensk seitens der Chinesen konnte man Kosaken sowie Schutzleute beobachten, die in alle Häuser eintraten und Nachfrage hielten, ob sich nicht dort Chinesen und Mandschuren aufhielten. Als die Einwohner fragten, was man mit jenen tun wolle, erhielten sie die Antwort, daß man sie alle zusammenbringen und in Polizeihaft nehmen wolle. Nichts Gutes ahnend, suchten einige Einwohner die bei ihnen wohnenden Chinesen zu verheimlichen, indem sie sie in Kellern, in den Bodenspeichern und ähnlichen Orten versteckten. Nicht selten erfuhren aber die Nachbarn davon und zeigten es der Polizei an; dann forderten die Kosaken *brutal*, unter Androhung von Gewalt, manchmal die Säbel ziehend,

die Auslieferung der Verborgenen. Diese Gefangennahme der Chinesen fand während mehrerer Tage statt.

Ich vermag die Niedergeschlagenheit dieser Unglücklichen nicht zu schildern, als man ihnen erklärte, daß sie zur Polizei gehen müßten. Hastig sammelten sie ihre Sachen, mit unaussprechlicher Angst im Gesicht folgten sie den Kosaken. Von ihren Wirten, den Leuten, die ihnen Unterschlupf gewährt hatten, Abschied nehmend, gaben sie ihnen ihr Geld und ihre Sachen zur Aufbewahrung, manchmal auch den Auftrag, irgend eine Schuld zu bezahlen, oder sie stellten ihnen ihr Vermögen zur freien Verfügung, Häuser und Kaufläden, voll von allerlei Gut und Waren. Gleichsam das traurige Ende vorausahnend, fragten einige beim Fortgehen: „uns-kantami?“ (wird man uns köpfen?).

Sie irrten sich nicht: sie wurden auf die abscheulichste Art ermordet. Nur im Mittelalter zur Zeit der Inquisition und der Verfolgungen von Ketzern, Juden und Mauren in Spanien wurden derartige grausame Massenvernichtungen vorgenommen.

Einige Werst oberhalb Blagoweschtschensk auf dem linken Ufer des Amur befindet sich eine Niederlassung der Kosaken. Dorthin wurden vor Sonnenaufgang unter Begleitung von Kosaken und Polizisten etliche tausend Chinesen, darunter Greise, Gebrechliche, Kranke, Frauen und Kinder, getrieben. Wer vor Krankheit oder Müdigkeit nicht weitergehen konnte, wurde von den Kosaken gleich am Wege niedergestochen. Einer der auf diese Weise Geleiteten, ein Bevollmächtigter der großen chinesischen Firma Li-Wa-Tschan, weigerte sich, weiterzugehen, und bat, man solle ihn zum Gouverneur führen, der den chinesischen Vertretern die volle Sicherheit aller, die auf russischem Gebiet verblieben waren, garantiert habe, aber zur Antwort auf dieses Ersuchen ermordeten ihn die Kosaken gleich auf der Straße. Anwesend dabei war der Vizepristaw (Polizeikommissar) Schabanoff, der aber mit keinem Worte diese Freveltat hinderte.

Als man die unglücklichen Chinesen bis an das Ufer des Amurs herangetrieben, wurde ihnen befohlen, ins Wasser zu gehen. Kähne zur Überfahrt nach dem gegenüberliegenden chinesischen Ufer gab es keine; der Fluß ist aber an diesem Orte über einen halben Werst (über fünfhundert Meter) breit und besitzt eine starke Strömung. Man kann sich den Schrecken denken, der die an das Wasser Herangetriebenen erfaßte. Auf die Knie fallend, mit zum Himmel empor-

gehobenen Händen, oder auch sich bekreuzigend, flehten die Unglücklichen, man möge sie nicht auf solche Weise töten; dabei versprachen einige, zum Christentum überzutreten und sich die russische Untertanenschaft zu erwerben. Aber zur Antwort auf diese Bitten jagten die unbarmherzigen Vollzieher der Befehle der Behörden mit Gewehrkolben, Bajonetten und Säbeln die um Gnade Flehenden ins Wasser; jene aber, die sich niedersetzten oder zögerten, wurden auf der Stelle ermordet. Augenzeugen, die diesen Massenersäufungen beiwohnten, die während mehrerer Tage nacheinander vor Sonnenaufgang stattfanden, erzählten von schrecklichen, herzzerreißenden Szenen.

Es wurde zum Beispiel eine Mandschurenfamilie ins Wasser getrieben: Mann, Frau und zwei kleine Kinder. Jedes der Eltern bindet sich ein Kind auf den Rücken und versucht über den Amur zu schwimmen, aber bald sinken sie alle zusammen unter. In einer anderen Familie ist ein Kind. Die Mutter fleht ihre Henker und die Unbeteiligten, die mit anwesend sind, an, sie mögen ihr Kind zu sich nehmen, um es wenigstens am Leben zu erhalten, aber niemand will ihrer Bitte willfahren. Dann läßt sie das Kind am Ufer und geht selbst ins Wasser. Aber nach einigen Schritten kehrt sie zurück, um das Kind zu holen und dieses in den Armen tragend, geht sie wieder in den Fluß; doch sie kehrt nochmals zurück und legt das Kind wieder hin. Die Kosaken machen ihren Qualen ein Ende, indem sie Mutter und Kind niederstechen. Was diese unglückliche Mutter empfand, wie überhaupt alle, die auf diese Weise getötet wurden, kann nur der nicht begreifen, bei dem jedes menschliche Gefühl abgestumpft ist. Selbst der oben erwähnte Polizist Schabanoff erzählte, daß er es nicht mehr bis zum Ende dieser Mordszene habe aushalten können.

Nur sehr wenigen, bloß einigen der stärksten und geschicktesten Schwimmer aus der ganzen gewaltigen Volksmenge gelang es, wie erzählt wird, beinahe das chinesische Ufer zu erreichen, aber auch von diesen Glücklichen blieb nur eine winzige Zahl am Leben. Als die Kosaken sahen, daß die Schwimmenden nahe daran waren, sich zu retten, schickten sie ihnen gut gezielte Kugeln nach. Es kam vor, daß auch die chinesischen Schützen, die hinter Gräben auf dem chinesischen Ufer postiert waren, auf die Schwimmenden schossen, sei es, weil sie sie für Russen hielten oder weil sie überhaupt allen Chinesen feindlich gesinnt waren, die auf russischem Gebiet ver-

blieben waren, denen, wie einige behaupten, lange vor Beginn der Kriegsoperationen der Vorschlag gemacht worden war, nach ihrer Heimat zurückzukehren.

Als am 17. Juli zum erstenmale große Mengen Leichen sichtbar wurden, die den Amur hinunterschwammen, wurde es in Blagoweschtschensk gleich allen klar, daß man die friedlichen, unbewaffneten Chinesen und Mandschuren ertränkt habe, die in der Stadt wohnten und denen der Gouverneur selbst den Rat gegeben hatte, nicht nach China zu gehen, indem er ihnen ihre vollständige Sicherheit garantiert hatte. Und kaum zwei Tage nachher hatte General Gribski treulos sein Versprechen gebrochen, indem er den mündlichen Befehl gab, „die chinesischen Untertanen nach China zu expedieren"!

Entrüstung und Schrecken erfaßte alle ehrlichen und anständigen Leute, als sie erfuhren, wie diese „Expedition" vollzogen worden war! Mit Tränen in den Augen, zitternd am ganzen Leibe, erzählte mancher, wie grausam mit den schuldlosen, friedlichen Chinesen verfahren worden war. Man wollte auf irgendeine Weise seinen Protest, seine Entrüstung zum Ausdruck bringen. Aber wie sollte man das tun bei uns, in Rußland?! Obendrein wurde gleich am ersten Tage der Ertränkung der Chinesen, am 17. Juli, Blagoweschtschensk und das ganze Amurgebiet in Kriegszustand erklärt, folglich wäre jeder, der es hätte wagen wollen, zu protestieren, vor das Kriegsgericht gekommen. Einige von denen, die mit den Chinesen und Mandschuren Mitleid hatten, versuchten wenigstens, einer Wiederholung des Schreckensgerichtes vorzubeugen. Es sind Fälle bekannt, daß die Wirtsleute, bei denen die Chinesen und Mandschuren wohnten oder dienten, sich an die lokalen Behörden mit dringenden Bitten wandten, ihnen unter ihrer persönlichen Bürgschaft die bei ihnen wohnenden Chinesen zu überlassen. Wer von ihnen starke Protektionen besaß, dem gelang es manchmal, nach langwierigen Scherereien, diesen oder jenen zu retten; doch gab es nicht viel solcher Fälle. Fast alle, die auf solche Weise gerettet wurden, blieben während der ganzen Zeit der Belagerung in Polizeihaft. Auch nur dank solcher Bemühungen blieb der bedeutendste chinesische Kaufmann Jun-Dha-San am Leben, der vor dem Beginn des Bombardements von Blagoweschtschensk mit als chinesischer Vertreter beim Gouverneur gewesen war. Seine Rettung kostete ihn, wie erzählt wurde, eine Menge Geld, das er an die Polizei und verschiedene Persönlichkeiten, die sich um ihn bemüht hatten, habe

bezahlen müſſen. Dieſer europäiſch gebildete Chineſe, der Ruſſiſch und Franzöſiſch ſpricht und in der höheren Geſellſchaft in der Stadt verkehrte, hat, nach ſeinen eigenen Worten, während ſeiner achtzehntägigen Haft die allererdenklichſten Quälereien und Erniedrigungen erdulden müſſen; er ſoll geſagt haben, daß, wenn er gewußt hätte, welche Kränkungen und Beleidigungen er über ſich werde ergehen laſſen müſſen, er den Tod in den Fluten vorgezogen haben würde.

Eine in der Stadt bekannte Dame, Frau Makejewa, fuhr zu dem ihr perſönlich bekannten Gouverneur, um ihn anzuflehen, ihr ihren jungen chineſiſchen Diener, der fünf Jahre in ihrem Hauſe wohnte, zu überlaſſen. Dieſer Diener hatte der Familie viel Gutes erwieſen: war jemand in der Familie krank, ſo pflegte ihn der Chineſe mit ungemeiner Aufmerkſamkeit und wachte die Nächte durch an ſeinem Bette. Als der General erfuhr, daß Frau Makejewa für einen Chineſen ſich verwende, rief er: „Ein Chineſe? Mit dem machen wir's ſo!“ — er ſtrich ſich mit der Hand über den Hals. Als ſie aber dringend um den Chineſen bat und ſagte, daß er ſchon längſt geäußert habe, zum Chriſtentum überzutreten, antwortete ihr der Gouverneur: „Ich befehle weder die Verhaftung der Chineſen noch ihre Befreiung, das geht mich nichts an.“ General Gribſki verfolgte mit dieſer Erklärung, wie ſpäter offenkundig wurde, den Zweck, nachträglich die geſamte Schuld für die Ertränkung der Unglücklichen auf ſeine Untergebenen, den Polizeipräfekt Batarewitſch und den Vorſtand der Militärverwaltung Hauptmann Wolkowinſki, abzuwälzen.

Einen ganz ähnlichen Empfang fand die erwähnte Dame auch bei der höchſten geiſtlichen Behörde am Orte, dem Erzprieſter. Als Frau Makejewa ihn auf den Knien anflehte, die Bewilligung zur Taufe des Chineſen zu geben, erklärte ihr dieſer Prediger der chriſtlichen Liebe trocken, ſie ſollte ſich nicht für einen Chineſen verwenden, Chineſen dürfe man nicht bei ſich behalten, und empfahl ihr zum Schluß, ſich an die Ortsbehörden zu wenden, von deren Ermeſſen die Bewilligung ihrer Bitte abhänge. Die weltliche Macht ſchickte die Bittende an die geiſtliche und dieſe an jene. Nach langen Bemühungen gelang es Frau Makejewa, den Chineſen zu retten. Aber nicht viele neben ihr beſaßen ſo viel Beharrlichkeit in der Rettung der Unglücklichen. Mir ſind bloß vier Fälle eines erfolgreichen Eintretens für Chineſen, die bei Ruſſen im Dienſte oder in Miete waren, bekannt geworden, obwohl ich überall und

jeden ausfragte, ob nicht solche Fälle vorgekommen wären. Die Chinesen und Mandschuren aber, die in einer Anzahl von etlichen tausend Personen im chinesischen Viertel wohnten, fanden keinen einzigen Beschützer und wurden sämtlich ertränkt oder erschlagen.

Nicht nur die Behörden und die Geistlichkeit, sondern auch einige von der Intelligenz — Ärzte, Rechtsanwälte, Richter — fanden das entmenschte Verfahren gegenüber den friedlichen, unbewaffneten Chinesen durchaus zweckmäßig und unvermeidlich. „Sonst," meinten diese Leute, „würden uns die Chinesen die Häuser in Brand setzen oder gar uns die Köpfe abschneiden; wären sie an unserer Stelle, so würden sie mit uns noch ganz anders verfahren; außerdem werden wir sie nicht füttern, währenddem uns selbst das Brot bald nicht reichen wird; und es hat auch keinen Sinn, unsere Gegner zu stärken, indem man die Chinesen über den Fluß nach der chinesischen Seite schafft." Aber alle diese Erklärungen hatten auch nicht die geringste Berechtigung, denn die Chinesen waren in der Tat ganz ungefährlich, und was ihre Ernährung betraf, so besaßen sie selbst in ausreichenden Mengen Nahrungsmittel, die später, nach der Ertränkung der Chinesen, von den Kosaken, der Polizei und den Einwohnern geraubt wurden.

Um ihr durch nichts gerechtfertigtes, verabscheuungswürdiges Verfahren zu beschönigen, verbreitete die Polizei das absolut falsche Gerücht, daß in einigen chinesischen Häusern und Kaufläden nach dem Wegzug ihrer Besitzer viele Waffen, Pulver und sogar Dynamit gefunden worden seien. Obwohl dieses Gerücht durch gar nichts bestätigt wurde, fanden sich genug leichtgläubige oder auch interessierte Personen, die es gern ausnützten. Die Sache ist nämlich die, daß bei der brutalen Vernichtung der Chinesen und der Rechtfertigung dieser Vernichtung vielfach schnöde Habgier eine Rolle gespielt hat. Da sehr viele Russen bei den Chinesen in Schuld standen, so war die Beseitigung des Gläubigers die beste Liquidation. Schon bei der Verhaftung der Chinesen nahmen ihnen die Kosaken und Polizisten ihr Geld und ihre Wertsachen ab, sie plünderten die Häuser und Kaufläden und verschafften sich auf diese Weise reiche Beute. Durchaus kompetente Persönlichkeiten versichern, daß viele dieser „Beschützer der Ordnung", nicht nur die niederen und mittleren, sondern auch die höheren Beamten, auf diese Art ganz gewaltige Beträge ergatterten. In Blagoweschtschensk wurde es offen besprochen, wieviel dieser oder jener Polizeibeamte oder Ver-

treter der höheren lokalen Administration auf seinen Teil infolge der Ermordung der Chinesen erhalten hatte.

Es wäre noch viel zu erzählen, wollte ich die Leser mit allen Kniffen bekannt machen, welche die „ehrlichen" Kaufleute beim Beutemachen angewandt haben. Nur einiges sei hier zur Charakteristik mitgeteilt.

Der reiche Hausbesitzer und Eigentümer einer großen Dampfmühle, Bujanoff, bei dem die Chinesen einen Speicher als Warenlager in Miete hatten, ließ, als die Eigentümer der im Speicher untergebrachten Waren ertränkt waren, zwischen dem Speicher und dem benachbarten Hause einen Bretterverschlag errichten, um, geschützt vor neugierigen Blicken, das fremde Warenlager räumen zu können. Ein anderer Hausbesitzer, ebenfalls ein Herr Bujanoff — Namensvetter des ersteren —, baute einen unterirdischen Gang zwischen seiner Wohnung und dem Kaufladen eines Chinesen, der sich in dem gleichen Hause befand, und schleppte das Hab und Gut des Ertränkten zu sich hinüber. Ein dritter Geschäftsmann, der Kaufmann Prikastschikoff, ließ, die Nebenstraßen benutzend, einfach auf mehreren Fuhren die Waren aus dem von ihm an einen Chinesen vermieteten Laden, nachdem der Eigentümer des Geschäftes ertränkt worden, nach seinem eigenen Kaufladen, der sich an einem anderen Platze in der Stadt befand, hinüberschaffen. Die letzteren zwei Fälle kamen vor das Schwurgericht in Blagoweschtschensk, und die genannten Persönlichkeiten wurden bestraft. Aber die ungeheure Mehrzahl ähnlicher Fälle der Plünderung des chinesischen Eigentums wurden überhaupt nicht aufgedeckt, hauptsächlich deshalb, weil die Polizei und die Behörden daran interessiert waren, daß die Schuldigen unentdeckt blieben. Nach der Ermordung der Chinesen hieß es, daß bis zur gerichtlichen Ernennung von Vormundschaften die Polizei das Eigentum in Aufbewahrung zu nehmen habe. Daraus machten sich die Polizeibeamten eine sehr einträgliche Einkommensquelle; wenn man die Qualifikation unserer Polizei in Betracht zieht, sowie den Umstand, daß es in Blagoweschtschensk einige hundert chinesische Kaufläden und Warenlager gab, in denen sich für mehrere Millionen in Waren befand, so kann man sich ein Bild über den Erfolg dieser Anordnung machen.

Als die Kriegsoperationen vorbei waren, lieferten diese Polizeibeamten, selbstverständlich gegen gute Bezahlung, oft für Geldsummen, die beinahe dem Werte der in den Warenlagern auf-

bewahrten Waren gleichkamen, diese jedem Chinesen aus, der sich als Erbe des Ermordeten meldete. Je nach dem Umfang der von den Chinesen dargebotenen Zahlung erkannte die Polizei die Legitimation an oder verwarf sie, ohne sich nach irgendwelchen gesetzlichen Formalitäten zu richten. Aber damit nicht genug, es haben auch einige Polizeibeamte das unter ihrem Schutze stehende chinesische Eigentum zu sich ins Haus schaffen lassen. So wurde zum Beispiel der Vizepristaw Schabanoff von einem Herrn, der zum Vormund über ein chinesisches Vermögen ernannt war und Friedensrichter ist, dabei überrascht, wie er auf mehreren Wagen Waren von dem Lokal, wo sie aufbewahrt wurden, wegschaffen wollte; obwohl dieser Vorfall großes Aufsehen in der Stadt erregte und vor das Gericht kam, verlief der Prozeß nicht nur ergebnislos, sondern Schabanoff wurde nicht einmal aus dem Dienste entfernt. Für alle Einwohner von Blagoweschtschensk war es klar, daß der Gouverneur die Plünderung des chinesischen Eigentums direkt begünstigte, und viele in der Stadt erklärten sein Verhalten damit, daß auch er einen Teil der Beute, und nicht gerade den geringsten, erhalten habe. Ich glaube, diese Erklärung ist nicht ohne Berechtigung.

Wie dem auch sei, als nach den Verzögerungen, die von den Behörden angezettelt worden waren, das Eigentum der Ermordeten nach einem halben Jahre endlich den ernannten Vormundschaften — selbverständlich aus der Mitte der russischen Einwohner — überliefert wurde, fanden sich überall nur noch schäbige Überreste vor.

* * *

Es vergingen mehrere Tage, seitdem auf dem Amur die Leichen der Ertränkten zum erstenmal zum Vorschein gekommen waren. Massenweise schwammen sie täglich den Fluß hinunter, manchmal zu zweit, bei den Zöpfen zusammengebunden. An manchen Tagen schwammen die Leichen in fast ununterbrochenen Haufen auf einem bedeutenden Raume, so daß sie schwer zu zählen waren. Aber in den beiden lokalen Zeitungen erschien in diesen Tagen kein Wort von dem schrecklichen Vorfall, wie überhaupt über die Behandlung der Chinesen. Nur am vierten oder fünften Tage nach der Ertränkung der Unglücklichen erschien im „Amurgebiet" ein Artikel, der die Entrüstung wegen der grausamen Vernichtung der friedlichen Chinesen zum Ausdruck brachte. Dieser Artikel wurde von

der Presse der Hauptstädte nachgedruckt, und so erst erfuhr die zivilisierte Welt von dieser scheußlichen Beseitigung Tausender friedlicher Menschen. Das andere Preßorgan am Orte, die „Amurzeitung", redigiert von A. W. Kirchner, beschränkte sich auf die einzige Mitteilung, man habe „die Chinesen, die auf dem russischen Gebiet wohnten, ausgewiesen, indem man ihnen vorschlug, auf das gegenüber liegende Ufer hinüberzufahren"! Unbewaffnete Menschen, Kranke, Gebrechliche, Frauen und Kinder durch Säbelhiebe, Bajonette und Flintenschüsse in den Fluß treiben — das nennt man einen „Vorschlag, auf das gegenüber liegende Ufer hinüberzufahren" in der Lügensprache eines russischen Preßorgans, das seine Unschuld bewahren und auch der Obrigkeit dienen möchte.

Wie aus den Telegrammen der russischen Telegraphenagentur bekannt geworden ist, berichtete der Generalgouverneur des Amurgebiets, Grodekoff, an den Generalstab in Petersburg, daß „die Chinesen ihre Toten und Verwundeten in den Fluß werfen und solcher Leichen vierzig gezählt wurden". So werden bei uns die wirklichen Vorgänge geschildert, so wird Geschichte geschrieben! Mit derselben Wahrhaftigkeit berichteten die verschiedenen Behörden überhaupt über die russisch-chinesischen Streitigkeiten; sie erzählten von Kämpfen, die gar nicht stattgefunden, von zahlreichen chinesischen Heeren, die sie angeblich vernichtet hatten, während in Wirklichkeit die russischen Befehlshaber niemand vorfanden, außer Frauen und Kinder. Viel belacht wurde zum Beispiel im Amurgebiet die Affäre des Obersten Kanonowitsch, der meldete, daß er in der sogenannten „Pjataja Padj" ein bedeutendes chinesisches Heer aufs Haupt geschlagen habe, weshalb er auch zur Ordensverleihung gemeldet wurde. Es erwies sich bald, daß Kanonowitsch an dem genannten Orte nur zwei japanische Frauen angetroffen hatte.

Doch kehren wir zu den Ereignissen in Blagoweschtschensk zurück.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ertränkung der Chinesen nicht nur mit dem Vorwissen, sondern auf direkten, wenn auch — vorsichtshalber — mündlichen Befehl des Kriegsgouverneurs Generalleutnant N. Gribski stattfand. Um den Verdacht von sich abzulenken und sich zugleich für alle Fälle eine Rechtfertigung vorzubereiten, erließ er, einige Tage nach den Massenertränkungen, eine Kundgebung, in der es hieß, daß er „aus den an ihn gelangten Gerüchten von den in der Stadt und ihrer Umgebung vorgekommenen Fällen der Vergewaltigung und Ermordung unbewaffneter chinesischer

Untertanen erfahren habe". „Dieſe Verbrechen" — ſo ſtand weiter wörtlich zu leſen — „ſind von einigen Einwohnern der Stadt, den Bauern der umliegenden Dörfer und Koſaken begangen worden. Obwohl dieſe Vorfälle durch die Treuloſigkeit der Chineſen hervorgerufen worden ſind, die zuerſt die Feindſeligkeiten gegen die Ruſſen eröffneten, ſo wird doch fürderhin jede Gewalttätigkeit gegen Unbewaffnete ſtreng verfolgt werden." Und zugleich mit dieſer Kundgebung erließ General Gribſki nach der Einnahme von Sſachaljan durch die Ruſſen eine zweite, in der er in ſeiner Eigenſchaft als Chef des Koſakenheers den Koſaken empfahl, ſich auf das chineſiſche Ufer zu begeben und dort die „chineſiſchen Banden" zu vernichten — mit anderen Worten, er befahl den Koſaken, die — nach dem Wegzug des Militärs — am Orte verbliebenen friedlichen Chineſen niederzumetzeln; denn nach der Einnahme von Sſachaljan gab es keine „chineſiſchen Banden" mehr auf dem rechten Ufer des Amur.

General Gribſki ging ſo weit in ſeiner Heuchelei, daß er eine gerichtliche Unterſuchung über „die Fälle der Vergewaltigung und Ermordung friedlicher chineſiſcher Untertanen" ankündigte. Aber da dieſe Unterſuchung zu beſtätigen gehabt hätte, daß die Ertränkung und Ermordung der friedlichen Chineſen auf mündlichen Befehl des Gouverneurs ſelbſt vollzogen worden war, ſo hat ſie das ſelbſtverſtändlich nicht zu entdecken vermocht. Sodann, nach Verlauf etlicher Monate, erklärte General Gribſki, daß aus den ihm zugeſtellten Unterſuchungsprotokollen ſich gewiſſe Urſachen des Vorgekommenen ergeben, und zwar: die ungenügende Einheitlichkeit in den Handlungen der ihm untergebenen Vollzugsbeamten, denen er deshalb dieſes zu wiſſen tue. Dieſe Erklärung wiederholt faſt Wort für Wort den Erlaß des Kaiſers Nikolai II. nach dem Maſſenunglück auf dem Chodinſkifeld, deſſen Urſache der Zar ebenfalls in der mangelnden Einheitlichkeit der Anordnungen der Behörden gefunden hatte. General Gribſki ſchien damit ſagen zu wollen, daß, wenn während einer derartigen Feierlichkeit, wie die Zarenkrönung, Maſſentötungen nicht vermieden werden konnten, man niemand für die Tötung von Chineſen während der Belagerung von Blagoweſchtſchensk verantwortlich machen könne. Wegen der Niedermetzelung und Ertränkung der friedlichen Chineſen iſt niemand aus den Reihen der Behörden und der Polizei zur Verantwortung gezogen worden: General Gribſki und alle ſeine Untergebenen blieben auf ihren Poſten. Es iſt aber ermittelt worden, daß einige Per-

sonen von der Obrigkeit direkte schriftliche Befehle, die Chinesen im ganzen Amurgebiet zu vernichten, versendet haben. Deshalb sind denn auch die Niedermetzelungen friedlicher Chinesen, massenweise und einzeln, in vielen Dörfern von den Bauern, in den Kosakenniederlassungen von den Kosaken ausgeführt worden. Von den Persönlichkeiten, die sich mit dem Versenden der obenerwähnten Mordbefehle an ihre Untergebenen befaßt, haben sich im Amurgebiet besondere Berühmtheit erworben: der Kosakenoberst Wolkowinski, der Kreishauptmann Tuslukoff und der Stanowoi-Pristaw (etwa Landrat) Wolkoff.

* * *

i.

Nach dem Vertrag von Aigun, der im Jahre 1858 zwischen dem Grafen Murawjeff-Amurski und den Vertretern der chinesischen Regierung abgeschlossen wurde, wurde das ganze Gebiet am linken Ufer des Amur an Rußland abgetreten. Eine kleine Landecke auf diesem Territorium, an dem Flusse Seja, nahe seiner Mündung in den Amur, unweit von Blagoweschtschensk, wird ausschließlich von Mandschuren bewohnt. Dieser Landstrich hieß auch offiziell „das Territorium der Mandschuren an der Seja". Von alters her wohnte hier eine ziemlich bedeutende mongolische Bevölkerung, die zu dieser Zeit 68 Dörfer mit 20000 Einwohnern zählte. Obwohl diese sich auf russischem Gebiet befand, war sie nach dem Vertrag von Aigun in administrativer und sonstiger Beziehung vollständig China unterworfen: die Mandschuren galten als chinesische Untertanen und bezahlten an China ihre Steuern. Die Bevölkerung trieb Viehzucht und Ackerbau und versorgte mit ihren Erzeugnissen die Einwohner von Blagoweschtschensk. Mit der russischen Bevölkerung, die in den benachbarten Dörfern wohnte, befanden sich diese Mandschuren in den denkbar friedlichsten Beziehungen.

Da begannen die Kriegsoperationen vor Blagoweschtschensk, und es regnete Befehle der oben erwähnten Obrigkeiten, die chinesischen Untertanen zu vernichten. Gehorsam dem Willen der Obrigkeit, bewaffneten sich die russischen Bauern und Kosaken, wie sie konnten, und begannen die Mandschuren niederzumetzeln, ihre Wohnungen zu verbrennen und ihr Eigentum zu plündern. Ich will es nicht unternehmen, alles zu schildern, was auf dem Territorium der Mandschuren an der Seja vor sich gegangen ist. Es genügt, wenn ich sage, daß sämtliche 68 Dörfer bis auf den Grund niedergebrannt

wurden, daß die Bevölkerung zum Teil ertränkt, zum Teil auf die barbarischste Weise erschlagen wurde, daß das Eigentum ausgeplündert und das Vieh von den Russen hinweggetrieben wurde. Als Illustration zu der Art, wie diese Vernichtung friedlicher Mandschuren ausgeführt worden war, will ich einige mir bekannt gewordene Fälle anführen.

In einem jener Dörfer, in Alim, versteckten sich, als sie die russischen Bauern kommen sahen, die alles auf ihrem Wege dem Feuer übergaben, etliche Dutzend Mandschuren in einer Fandse (chinesisches Haus). Sofort ließ der russische Dorfälteste, der den ganzen Zug leitete, diesen Bau anzünden. Rauch und Flammen zwangen die Unglücklichen, ihre Rettung in der Flucht zu suchen. Sie begannen einzeln aus dem Fenster zu springen, aber die unten postierten Bauern töteten jeden Mandschuren, der zum Vorschein kam. Der Dorfälteste erzählte nachher, daß er allein „60 Kreaturen" zur Strecke gebracht habe. An einem anderen Orte trieb eine Menge Bauern einen Haufen Mandschuren an einen Abgrund und stürzte die armen Teufel hinunter. Hierauf stiegen die Bauern selbst in den Abgrund und machten die noch am Leben Gebliebenen nieder.

Indem sie auf Befehl der Obrigkeit oder aus eigener Initiative solche Brutalitäten an den friedlichen unbewaffneten Nachbarn begingen, glaubten unsere Bauern ganz aufrichtig, daß sie damit ihre Untertanenpflicht erfüllten.

„So durften denn auch wir dem Zar und dem Vaterland dienen", — mit diesen naiven Worten schlossen nicht selten solche „Helden" aus der Bauernschaft ihre Erzählung.

Durchaus normale Menschen, die in der Friedenszeit Mitleid selbst mit den Tieren hatten, verwandelten sich in jenen schrecklichen Tagen in grausame Barbaren. Hier zum Beispiel einige Szenen:

In einem russischen Dorfe lebte seit vielen Jahren ein Chinese, der die Dienste eines Dorfhirten besorgte. Alle Bauern verhielten sich zu ihm freundschaftlich; da drang zu ihnen das Gerücht, daß „man die Chinesen töten müsse". Sie veranstalteten also eine Dorfversammlung und beratschlagten, wie sie mit dem in ihrem Dorfe befindlichen einzigen Chinesen, einem alleinstehenden Greise, verfahren sollten, und obwohl alle anerkannten, daß er ein guter Mensch sei, entschieden sie doch, daß man ihn töten müsse.

Als die Wirtsleute, bei denen der Chinese wohnte, ihm den Volksbeschluß mitteilten, fügte er sich seinem Schicksal und bat nur, daß

man ihn bis zum Orte begleiten möge, wo man ihn töten wolle. „Ich bin ein alleinstehender Greis, habe weder Frau noch Kinder, ersetzt ihr mir meine Verwandten, begleitet mich bis an das Grab, so ist bei uns der Brauch," sprach er. Die Wirtsleute, Mann und Frau, erfüllten seine Bitte und brachten ihn an die Stelle des Dorfes, wo die Bauern den unglücklichen Greis töteten.

Ein anderer mir bekannter Fall ist nicht weniger kennzeichnend. Ein Bauer findet beim Vorbeigehen auf dem Felde in einer Blutlache eine ermordete Mandschurenfrau, neben der ihr weinendes Kind zappelt, das vergebens nach der Brust der Mutter sucht. Als er nach seiner Rückkehr zu Hause von der schrecklichen Szene erzählte, machten ihm seine Hausgenossen Vorwürfe, warum er denn „nicht dem Kinde den Garaus gemacht habe".

An vielen Orten, auf den Feldern und an den Ufern des Amur lagen lange Zeit verstümmelte Leichen herum. Trotz dem übermäßigen Eifer vermochten die Bauern und Kosaken doch nicht sämtliche Chinesen zu töten, einigen gelang es zu flüchten, und sie versteckten sich in Wäldern, Bergen und Gruben.

Erst etwa nach zwei Wochen, als die Mordgier nachzulassen begann und die Behörden aufhörten, zu diesem schändlichen Gebaren anzuspornen, begann man die kaum noch lebenden, durch andauerndes Hungern und die erlittenen Qualen gänzlich ermatteten Chinesen wieder in der Stadt zuzulassen. Solcher Glücklichen, die vor Erschöpfung kaum noch die Beine bewegen konnten, gab es zusammen mit denjenigen, welche infolge besonderer Verwendungen gerettet wurden, kaum einige Hundert Personen — soviel waren verblieben von den vielen Tausenden chinesischer Untertanen, die in Blagoweschtschensk und seiner Umgebung gewohnt hatten.

* * *

Es war unschwer vorauszusehen, welchen Charakter der Krieg annehmen würde, wenn unsere Soldaten und Kosaken auf das chinesische Gebiet hinübergingen. Kaum gelangte unsere Armee am 3. August über den Amur und nahm Besitz von der gegenüber Blagoweschtschensk liegenden Ortschaft Sschaljan, als dort unverzüglich alles in Brand gesteckt wurde. Zwei Nächte nacheinander beleuchtete die Brandröte den Amur auf einer großen Entfernung, und an Stelle einer wohlhabenden Ortschaft, die Blagoweschtschensk mit Lebensmitteln zu geringen Preisen versorgte,

sah man jetzt auf dem chinesischen Ufer nur noch brandgeschwärzte Pfosten.

Aber bei ihrem Vordringen in der Mandschurei übergab unsere Armee nicht nur alles den Flammen, sondern sie schonte auch niemand und nichts: Frauen, Kinder, Greise wurden erbarmungslos getötet und minderjährige Mädchen, nachdem man sie vergewaltigt hatte, am Orte niedergestochen. Solcher Art waren „die Taten unserer Wunderrecken", wie Generalgouverneur Grodekoff in seinem Telegramm diese Krieger nannte, für deren „Heldentaten" er „nicht genügend Worte fand, um ihnen seinen Dank auszudrücken". Indessen erzählten selbst einige Offiziere mit Grauen von den blutrünstigen Instinkten, die von diesen „Wunderrecken" in einem Kriege gegen Unbewaffnete, Frauen, Kinder usw., auf dem chinesischen Gebiet an den Tag gelegt wurden. Der siegreiche Zug des Generals Renenkampf nach Zizikar, der mit solchem Jubel von unserer patriotischen Presse aufgenommen wurde, darf wegen seiner Grausamkeit mit Fug und Recht mit den Zügen von Tschingis-Chan und Tamerlan verglichen werden, denn ein reiches und dicht bevölkertes Land wurde in etlichen Monaten streckenweise in eine menschenleere Wüste verwandelt, in der nur hier und da verkohlte Fandsen zu sehen waren und lange Zeit Hunde und Geier Leichen zu verzehren hatten.

Wenn irgend jemand seine Entrüstung wegen der oben geschilderten Grausamkeiten äußerte, so bekam man fast immer folgende Rechtfertigung zu hören: „Lesen Sie doch, welche Grausamkeiten die Deutschen, Franzosen und Engländer in China begehen. Wenn so sich zivilisierte Völker betragen, was will man da von uns weniger zivilisierten Russen!"

Gegen solche Gründe konnte man schwer etwas einwenden. Die weiße Rasse, die sich so viel mit ihrer Zivilisation vor dem „halb barbarischen" China brüstet, hat in diesem grausamen Kriege ihren Kulturwert vollkommen gezeigt. An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts erweisen sich die Europäer nicht minder barbarisch als einst die Horden des Tamerlan und Tschingis-Chan.

XXXIV

Ende der Reise um die Welt.

Die Ermordung Tausender von unschuldigen Menschen hatte auf viele, unter diesen auch auf mich, einen furchtbaren Eindruck gemacht. Manchen war Blagoweschtschensk so zuwider geworden, daß sie es verließen, sowie das Bombardieren aufhörte.

Leider konnte ich solchen Beispielen nicht gleich folgen, aber ich war entschlossen, die erste Gelegenheit zu benützen, um nach dem fernen Osten zu übersiedeln, der mich schon lange interessierte. Ich wollte mich in der lebhaften, rührigen Handelsstadt Wladiwostok niederlassen und dort geduldig auf die Zeit warten, in der ich dem Gesetze nach würde in die Heimat zurückkehren können. Die Genehmigung der Verwaltung glaubte ich erhalten zu können. Indessen der Wunsch, Sibirien sobald wie möglich zu verlassen, ward immer lebendiger in mir. Daher kam ich öfter auf den Gedanken eines Fluchtversuchs zurück. Dann tauchte aber wieder der Zweifel in mir auf, ob es der Mühe wert sei, die, wenn auch beschränkte Freiheit aufs Spiel zu setzen, die ich mir während meines sechzehnjährigen Aufenthalts in den Gefängnissen Sibiriens errungen hatte. Im Falle meine Flucht vereitelt werden sollte, hätte ich mich auf die ganze Strenge der Verwaltung gefaßt machen müssen, und ich war schon in dem Alter, in welchem sich die harten Entbehrungen nicht mehr so leicht ertragen lassen wie in der Jugend — ich hatte schon lange mein vierzigstes Jahr überschritten.

So schwankte ich bis zum Frühling 1901 hin und her; dann aber veranlaßten mich verschiedene persönliche Angelegenheiten, einen endgültigen Entschluß zu fassen, der darauf hinausging, die „Brücken," wie man zu sagen pflegt, „hinter mir zu verbrennen". Ich war entschlossen zu fliehen, sobald die Schiffahrt auf dem Amur eröffnet sein würde.

Die Umstände waren meinem Vorhaben günstig: ein guter Bekannter von mir, der viele Verbindungen hatte, versprach mir seinen

Beistand. Folgender Plan schien am leichtesten ausführbar: Ich wollte unbemerkt nach Chabarowsk fahren, von dort nach Wladiwostok und da Gelegenheit suchen, auf ein ausländisches Schiff zu kommen, das nach Japan fuhr. Dies gelang mir auch mit Hilfe des erwähnten Freundes.

Es versteht sich von selbst, daß ich die Einzelheiten meiner Flucht aus Sibirien, wo ich unter strenger Polizeiaufsicht stand, nicht alle beschreiben kann. So viel sei nur gesagt, daß, als ich — natürlich ohne jegliches Gepäck — auf das nach Chabarowsk abgehende Dampfschiff kam, auch der Adjunkt des Polizeikommissars an Bord erschien, in dessen Revier ich als „unter Polizeiaufsicht stehend" gemeldet war. Im ersten Augenblick dachte ich, mein Plan sei entdeckt und war natürlich nicht wenig erschrocken. Aber bald überzeugte ich mich, daß der Beamte nur gekommen war, um von Bekannten Abschied zu nehmen, die gleichfalls diesen Dampfer benutzen wollten. Es kam ihm sichtlich nicht in den Sinn, daß ich die Absicht hatte, der Polizei sozusagen vor der Nase aus Blagowestschensk zu entwischen; er dachte wohl, ich sei in derselben Absicht wie er an Bord gekommen. Dann suchte ich es so einzurichten, daß er mich aus den Augen verlor und daher denken mochte, ich sei nach Hause gegangen.

Auf dem Dampfschiff fand ich einige Bekannte, die zu den ortseingesessenen Leuten gehörten, aber die ahnten begreiflicherweise nicht, daß ich Sibirien für immer verlassen wollte. Im Gespräch mit ihnen gab ich mir den Anschein, auf Grund einer amtlichen Erlaubnis zu reisen. Unser Schiff war ein Schleppdampfer und ging daher sehr langsam, hielt an den Dörfern, die wir unterwegs berührten, und brachte uns erst am fünften Tage nach Chabarowsk. Hier drohte mir eins der gefährlichsten Momente, denn beim Verlassen des Dampfbootes mußten alle Passagiere ihre Pässe vorzeigen, und ich hatte selbstverständlich keinen. Ich umging dies Hindernis, indem ich auf dem Schiffe über Nacht blieb. Am anderen Morgen begab ich mich zu einem Bekannten, der dann auf den Dampfer ging, meine Sachen nahm und in seine Wohnung brachte; bei ihm wohnte ich bis zur Abreise aus Chabarowsk.

Auf meiner Flucht nach dem Osten hatte ich unter anderem auch die Gelegenheit, die mir unbekannten Gegenden wenigstens oberflächlich kennen zu lernen, die sich besonders seit dem Bau der

russischen Eisenbahn schnell entwickelten. Dort wachsen die Dörfer wie die Pilze nach dem Regen und verwandeln sich bald in ganz leidliche Städte. Aus einem unansehnlichen Dorfe, das am Zusammenflusse des Ussuri mit dem Amur lag, hat sich Chabarowska in die Stadt Chabarowsk verwandelt, die die Residenz des Generalgouverneurs vom Amurdistrikt ist. Die Lage der Hauptstadt dieses ungeheuren und reichen Landes ist sehr malerisch; sie liegt auf einem hohen steilen Felsen, der von zwei mächtigen Flüssen umspült wird: vom Amur und dem in diesen mündenden Ussuri. Aber die Stadt selbst erinnert an eine große Kaserne; die Mehrzahl der Bauten gehört zum Typus der Amtsgebäude, und auf den Straßen stößt man überall auf Militär. Wie in fast allen russischen Städten gibt es auch hier nicht die geringste Bequemlichkeit: die Straßen sind nicht gepflastert und daher bei Regenwetter fast unpassierbar; bei Nacht werden sie von Petroleumlampen schwach erhellt, die in großer Entfernung voneinander angebracht sind. Aber das städtische Museum fand ich gar nicht übel eingerichtet.

Die Einladung eines meiner Freunde, der an meinem Reisewege, in Nikolsk-Ussurijsk, wohnte, bei ihm einzukehren, nahm ich gern an. Der Ort war seit einem Jahre zur Stadt ernannt worden. Wie viele andere Städte des Amurlandes wimmelte Nikolsk-Ussurijsk damals von Militär, was sich dadurch erklären läßt, daß das Abschlachten der Chinesen noch nicht ganz zu Ende war und, wie es damals hieß, Vorbereitungen zum Kriege mit Japan getroffen wurden. Da das Land in der Nachbarschaft von China, Korea und Japan liegt und den „wahrscheinlichen" Schauplatz künftiger Kriegstaten abgeben wird, so bereitet sich die russische Regierung augenscheinlich schon im voraus darauf vor; indem sie viel Militär dahin zieht, verwandelt sie dieses Gebiet in eine Art Kriegslager.

Nach einem Aufenthalt von vierundzwanzig Stunden in Nikolsk-Ussurijsk fuhr ich nach Wladiwostok. Dies ist eine wunderhübsche Hafenstadt von etwa dreißigtausend Einwohnern, der oft, und nicht ohne Grund, eine glänzende Zukunft prophezeit wird. Die Lage derselben ist reizend, und was ihre öffentlichen Einrichtungen betrifft, steht sie schon jetzt hoch über vielen nicht nur sibirischen, sondern auch russischen Städten.

In Wladiwostok blieb ich drei Tage, denn so lange dauerte die Bewerkstelligung meiner Abreise auf einem ausländischen Schiffe.

Endlich war alles bereit. Nun kam die letzte Nacht, die ich in Sibirien zubringen sollte. Ich verlebte sie fast schlaflos. In dem Gedanken, daß ich am nächsten Morgen von allem scheiden müsse, woran ich mich mit der Zeit schon gewöhnt hatte, gesellten sich Befürchtungen für den Ausgang meiner Flucht. So oft in meinem Leben hatten verschiedene Überraschungen und Zufälle alle meine Pläne grausam zerstört, daß es ganz natürlich war, wenn ich auch jetzt für den glücklichen Ausgang fürchtete. Ich hatte selbstverständlich nicht die geringste Lust, mich plötzlich statt in den freien Ländern, nach denen es mich zog, irgendwo im kalten Jakutenlande wiederzufinden, und bereitete mich im voraus auf alle Möglichkeiten vor.

Aber es gelang aufs beste: am nächsten Morgen betrat ich das ausländische Schiff, das nach Japan ging. Als das Schiff die Anker lichtete und mir keine Gefahr mehr drohte, bemächtigte sich meiner aber doch eine unaussprechliche Traurigkeit, als scheide ich nicht von dem Lande meiner Verbannung und Haft, sondern von der teuren Heimat; so gewöhnt sich der Mensch an alles, selbst an seine Knechtschaft und seine Fesseln. Meine Traurigkeit wurde in diesem Falle wohl mehr von dem Bewußtsein verursacht, daß ich meine Heimat vielleicht für immer verlasse.

* * *

Es war ein trüber Tag. Der Himmel war mit schweren Wolken bezogen; der Regen floß in Strömen. Unser Dampfer schwankte heftig und viele von den Passagieren wurden seekrank. Ich aber, der ich bis dahin noch wenig auf dem Meere gewesen war, blieb von der Krankheit verschont und war darüber sehr erfreut, da ich noch eine so lange Seereise vor mir hatte. Bald begann das Schiff die Küstenlinie der Halbinsel Korea zu umschreiben. Hier liefen wir in zwei Häfen ein, in den von Gensan und Fusan, und blieben in jedem vierundzwanzig Stunden. Mit anderen Reisenden fuhr ich ans Land und besah die Städte. Sie erinnern in mancher Hinsicht an japanische; sie haben dieselbe Bauart, denselben Überfluß an Läden und Lädchen. Die Japanesen scheinen dort schon das herrschende Element zu sein, und die Bestrebungen Rußlands, sie aus dieser Stellung zu verdrängen, werden wohl kaum von Erfolg gekrönt werden. Meiner Ansicht nach ist auch gar kein Grund dazu

vorhanden, denn Japan hat das volle Recht, seinen kulturellen Einfluß auf Korea geltend zu machen.

Außer den erwähnten Städten gelang es mir, auch ein koreanisches Dorf in der Nähe von Gensan zu besuchen. Der primitive Charakter desselben setzte mich in Erstaunen. Es bestand nur aus einer außerordentlich engen Straße, die von strohgedeckten Holzhütten eingefaßt war; diese hatten weder Fenster noch Türen, die durch verschiebbare Bretter ersetzt wurden. Die ganze Bevölkerung wohnte eigentlich auf der Straße; hier wurden alle Arbeiten verrichtet, hier wurde gekocht, gegessen usw.

Fünf Tage nach unserer Abfahrt von Wladiwostok lag unser Schiff auf der Reede von Nagasaki. Als die Sanitärrevision durch die Ärzte vorüber war, stieg ich in eine der herbeigeeilten Schaluppen und ließ mich in ein in der Nähe der Küste gelegenes Hotel bringen. Im Vergleich mit russischen Gasthäusern erschien es mir billig, bequem und reinlich, und die japanesische Dienerschaft sprach auch ein gebrochenes Russisch.

In Nagasaki mußte ich mich entschließen, auf welchem Wege ich meine Reise fortsetzten wollte: ich konnte über Suez in einen der Häfen Westeuropas gelangen, und das wäre verhältnismäßig näher und billiger gewesen, aber ich hatte Lust, die Gelegenheit zu benutzen und Nordamerika kennen zu lernen; auf diese Weise konnte ich eine wider Willen begonnene Reise um die Welt zu Ende bringen. Ich erkundigte mich nach der Abfahrt des nächsten Schiffes nach San Franzisko und erfuhr, daß es erst in neun Tagen auslaufen sollte. Ich beschloß daher, diese Zeit zur Besichtigung der Stadt zu benutzen.

Nagasaki ist eine ziemlich große Stadt, die etwas über hunderttausend Einwohner zählt. Sie ist hübsch auf mehreren Hügeln gelegen, die eine sehr ausgedehnte Bucht umringen. Die meisten Straßen, besonders in dem japanischen Viertel, sind so eng, daß man sie zu Pferde nicht passieren kann. Die letzteren werden von Menschen ersetzt, die mit ihren kleinen zweiräderigen Wägelchen die Rolle unserer Droschkenkutscher spielen. Sie heißen „Kurnei". Es gibt ihrer so viele, daß sie buchstäblich vor jedem Hause zu finden sind; haufenweise stehen sie auf den Straßen vor den Läden und Hotels. Sie umringen jeden Fremden, der auf der Straße erscheint, bieten ihre Dienste an und suchen ihn für sich zu gewinnen, indem sie ein gebrochenes Russisch oder Englisch kauderwelschen.

Für den geringen Preis von 10 Cents, ungefähr 20 Pfennig, die Tour oder 20 Cents die Stunde, fährt der „Kurnei" seinen Insassen mit der Schnelligkeit eines Pferdes bergauf und bergab. Obgleich ihm der Schweiß von der Stirne rinnt, kommt es nicht selten vor, daß ihm ein zivilisierter Europäer noch mit Stock oder Schirm in den Rücken stößt, um ihn anzutreiben. Von seiner Tageseinnahme muß dieser schwer arbeitende Unglückliche, der zum Zugtiere geworden ist, dem Eigentümer des Wagens fast die Hälfte für die Benutzung desselben abgeben und auch der Stadt etwas zahlen für die Berechtigung, seinen Unterhalt durch diese schwere Arbeit zu gewinnen. Seine Nahrung besteht aus Reis und billigen Fischen. Kehren wir jedoch zur Stadt zurück.

Die meisten Häuser in Nagasaki sind hölzerne, zweistöckige Gebäude, in deren Erdgeschoß sich entweder ein Laden, eine Gastwirtschaft oder eine Werkstatt befindet. Es ist mir ein Rätsel, woher allen diesen unzähligen Läden ihre Käufer kommen und wie sie existieren können. Auf meiner Wanderung durch die Straßen sah ich oft in einer ganzen Reihe von Läden nicht einen einzigen Käufer, tritt aber einer ein, so wird er umringt wie ein seltener Gast.

Die Häuser des japanischen Viertels sind merkwürdig leicht und luftig gebaut, als wären sie nur eilig zum Sommeraufenthalt zusammengezimmert. In der ganzen Stadt herrscht musterhafte Ordnung, die Straßen sind überall vorzüglich gepflastert und werden vor jedem Hause von dem Eigentümer desselben bespritzt und reingehalten. Es gibt nicht den geringsten Staub hier, die Luft ist wunderbar rein und mild, und man fühlt wirklich, wie sich die Lungen beim Atmen weiten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß viele Russen und Engländer Nagasaki als Kurort aufsuchen.

Das europäische Viertel, das sich am Kai hinzieht, ist voll von Hotels und Restaurants, Banken und verschiedenen Handelshäusern. Hier sind die Straßen etwas breiter, die Häuser sind fester gebaut und haben gemauerte Erdgeschosse; viele von ihnen sind mit Verandas oder einem Vorgarten versehen. Das Leben in Nagasaki in ungemein wohlfeil; aber es ist auch ziemlich eintönig, besonders für einen Ausländer, der der Landessprache nicht mächtig ist. An Sehenswürdigkeiten ist nicht viel vorhanden: zwei oder drei Buddhatempel mit ungeheuren Bildnissen des Sakjamuni, ein Gewerbemuseum mit Mustern der einheimischen Erzeugnisse und

die berühmten japanischen Teehäuser, das ist alles, was dem Fremden zur Verfügung steht.

Aber besonders schön ist die Umgegend von Nagasaki. Auf jedem Schritt muß man hier den Fleiß des Japaners bewundern, der kein zollbreites Stück Erde brach liegen läßt; die Gipfel der felsigen Berge ausgenommen, ist alles aufs sorgfältigste bearbeitet. Trotz der ungeheuren Arbeit, die der Japaner auf seinen Boden verwendet, scheint seiner Existenz etwas Luftiges und Märchenhaftes anzuhängen. Vieles macht in diesem höchst originellen Lande den Eindruck, als geschehe es nicht in Wirklichkeit, sondern als zöge alles wie die Bilder eines Kinematographen an uns vorüber; selbst der Gang der Männer sowohl als auch der Japanerinnen, besonders der jungen, erinnert ungemein daran.

Die Fortschritte, die Japan in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts gemacht hat, sind zweifellos ganz erheblich. Jedoch wird ihre Bedeutung von vielen Europäern, besonders aber von den Japanern selbst entschieden übertrieben. Von der europäischen Zivilisation ist nur ein geringer Teil der Bevölkerung berührt worden, nur die oberen Schichten der Einwohner in den Hafenstädten. Nicht nur der Glaube, die Sitten und Gebräuche, sondern die ganze Lebenshaltung auf dem Lande sowohl als in den Städten ist noch ganz dieselbe geblieben, die sie seit uralten Zeiten war. Das Primitive der japanischen Sitten erklärt auch die hier allenthalben herrschende Ehrlichkeit: noch jetzt wird in Japan kein Haus, kein Laden zur Nacht verschlossen, niemand rührt fremdes Eigentum an, und das zufällig Gefundene wird von jedermann zurückerstattet. Aber in den Hafenstädten macht sich der Einfluß der europäischen Kultur schon geltend, und es ist anzunehmen, daß sich die Japaner unsere Begriffe von „Ehrlichkeit" bald angeeignet haben werden.

Ich verließ Nagasaki am Deck des ungeheuren Pacificdampfers „China", der einer amerikanischen Schiffahrtgesellschaft gehörte. Das Billet am sogenannten „Europeen steerage", ein Mittelding zwischen unserer zweiten und dritten Klasse, kostete ganze 180 Jen, das heißt gegen 360 Mark. Trotz des hohen Preises waren Unterkunft und Verpflegung geradezu scheußlich. Etwas Schlimmeres als die Verhältnisse auf diesem Schiffe, das für das beste unter den Pacificdampfern gilt, kann man sich kaum vorstellen: die schlecht zubereiteten Speisen wurden so unappetitlich aufgetragen, daß man sie nur widerwillig anrührte; in den winzigen Kajüten, die in drei

Abteilungen geteilt waren, wurden sechs Personen untergebracht; sie waren eng, schmutzig und unbequem; unsere Abteilung hatte keinen Raum zum Spazierengehen. In solchen Verhältnissen mußten wir einundzwanzig Tage zubringen.

Ich benutzte den zweitägigen Aufenthalt der „China" in Jokohama, um diese Stadt und Japans Hauptstadt, Tokio, zu besuchen, die mit der Eisenbahn in ungefähr zwanzig Minuten zu erreichen ist. Über die Eindrücke jedoch, die ich von diesen Städten erhalten, will ich mich nicht verbreiten, da sie der kurzen Zeit wegen, die ich dort zugebracht, nur oberflächlich sind.

Während der ersten fünf Tage meiner Reise, bis Jokohama, konnte ich mich mit keinem der Mitreisenden unterhalten, da ich nicht Englisch sprach; die Langeweile plagte mich daher ganz gewaltig. Aber in dieser Stadt gesellte sich ein Franzose zu uns, ein Deutscher und ein Japanese, der etwas Deutsch sprach, und bald bildeten wir eine interessante internationale Gesellschaft, die nun auch fest zusammenhielt. Gespräche, Scherze und Anekdoten füllten die Zeit aus, die uns neben Schlafen und Lesen übrig blieb.

Am sechzehnten Tage kamen wir nach Honolulu, der Hauptstadt der Sandwichinseln, wo unser Dampfer vierundzwanzig Stunden bleiben sollte. Noch in Blagoweschtschensk hatte ich zufällig erfahren, daß ein guter Bekannter von mir, Dr. N. Rassel, auf einer der hawaiischen Inseln wohne. Als wir in Honolulu landeten, beschloß ich, den Aufenthalt des Dampfers daselbst zu benutzen und ihn, falls er dort wohnen sollte, zu besuchen. Mit Hilfe meines französischen Reisegefährten gelang es mir erst gegen Abend zu erfahren, daß mein alter Bekannter auf einer anderen Insel lebe, aber gerade jetzt in Honolulu sei. Als ich in seine Wohnung kam, war er nicht zu Hause. Ich ließ also ein Billet zurück, in dem ich ihm mitteilte, daß ihn ein alter Kamerad, der von Sibirien nach Westeuropa fahre, gern sehen möchte, und bat ihn, am anderen Morgen auf die „China" zu kommen und den „Russen" rufen zu lassen; meinen Namen schrieb ich absichtlich undeutlich hin, denn ich wollte mich überzeugen, ob er mich noch erkennen würde: wir hatten uns volle zwanzig Jahre nicht gesehen.

Als ich am anderen Morgen auf Deck war, sah ich einen ganz grauhaarigen Herrn in weißem Sommerüberzieher an Bord kommen. Ich ging ihm sofort entgegen, obwohl er meinem einstigen Kameraden nicht im geringsten ähnlich sah. Als ich erfuhr, daß er einen

„Ruffen“ ſuche, nannte ich ſeinen Namen und fragte, ob er wiſſe, wer ich ſei. Er betrachtete mich lange, konnte mich aber nicht erkennen, ſo ſehr mußte ich mich, ſeit wir auseinandergegangen, verändert haben. Endlich nannte ich meinen Namen.

„Deutſch! Sie ſind's! Wie kommen Sie hierher?“ rief er, indem er mich umarmte.

Ich erzählte ihm in wenigen Worten die Geſchichte meiner Flucht und daß ich nach Europa wolle.

„Und heute wollen Sie fahren? Nein, daraus wird nichts! Sie müſſen bei mir bleiben! Ein paar Tage bleiben wir hier und dann fahren wir auf meine Farm auf Hawai.“

Seine Einladung war ſo herzlich, daß ich ſie gern angenommen hätte, aber dann ging die für die Überfahrt von Honolulu bis San Francisco bezahlte, verhältnismäßig große Summe von fünfzig Dollars verloren. Als ich Dr. Raſſel meine Bedenken mitteilte, rief er:

„Unſinn! Das darf Sie nicht abhalten! Wenn es mit Ihren Geldern knapp ſteht, bezahle ich die Überfahrt von hier aus.“

Nach kurzem Zögern gab ich ſeinem Drängen nach und fuhr mit ihm ans Land.

* * *

Von Dr. Raſſel erfuhr ich, daß er nicht nur als praktiſcher Arzt auf Hawai beſchäftigt, ſondern auch Mitglied des hohen Senats ſei und jetzt nach Honolulu gekommen ſei, um an den Sitzungen der geſetzgebenden Körperſchaft teilzunehmen. Ich blieb alſo einige Tage in Honolulu und hatte vollauf Zeit, die wunderhübſche Stadt zu bewundern, die 40000 Einwohner hat. Dann fuhren wir zuſammen nach der Inſel Hawai, wo uns Frau Dr. Raſſel auf der Farm erwartete und ich ganze vier Wochen blieb.

Von Dr. Raſſel und ſeiner Frau, von ihren Verwandten und auch aus Büchern lernte ich während dieſer Zeit nicht nur die augenblicklichen Verhältniſſe dieſer wunderbaren Inſeln, ſondern auch ihre Vergangenheit kennen. Das Leben der Eingeborenen, der Kanaken, bietet viel Originelles, aber auch Tragiſches. Jedoch es würde zu viel Raum erfordern, wenn ich alles wiedergeben wollte, was ich dort gelernt. Nur ſo viel will ich ſagen, daß infolge der Art und Weiſe, auf die „die Kultur“ von den Amerikanern unter die Eingeborenen getragen wird, die letzteren unglaublich ſchnell

ausſterben. Von dem geſunden, kräftigen Volke, das zur Zeit, da Cook den Archipel entdeckte, 400000 Menſchen zählte, ſind im Laufe von etwa hundert Jahren nur zwanzigtauſend Menſchen übrig geblieben, und auch dieſe ſind jetzt mit verſchiedenen Krankheiten behaftet, die ſie vor der Ankunft der Europäer nicht kannten. Aber die Nachkommen der Boſtoner Miſſionäre, die das „Chriſtentum“ auf dieſen geſegneten Inſeln lehrten und dann durch Gewalt und Betrug Herren des beſten Teiles von dem wundervollen Lande wurden, raffen jetzt auf den üppigen Zuckerplantagen Millionen zuſammen.

Der Aufenthalt bei Dr. Raſſel machte mir viel Vergnügen. Wir unternahmen verſchiedene Ausflüge nach allen Seiten der Inſel Hawai, beſichtigten die dortigen Sehenswürdigkeiten, den Vulkan Kilauea, beſuchten die Zuckerplantagen, die Wohnungen der Eingeborenen uſw. Im Geſpräch kamen wir immer wieder darauf zurück, wie wunderbar unſer Zuſammentreffen auf dieſen einſamen Inſeln des Stillen Ozeans ſei.

* * *

Endlich, Ende Juli, nachdem ich den Aufenthalt auf dieſen Inſeln nach Herzensluſt genoſſen, ſetzte ich meine Reiſe fort, diesmal mit einem Segelſchiff. Von Hawai nach San Francisco mußte ich volle einundzwanzig Tage fahren. Während der langen Überfahrt war das Wetter meiſtens ſchön, aber eine Seereiſe wird einem ſchließlich doch überdrüſſig, und ich war ſehr erfreut, als wir am 25. Auguſt abends in den Hafen von San Francisco einliefen.

Dr. Ruſſel hatte mir Empfehlungen an ſeine Bekannten in San Francisco mitgegeben, und mit ihrer Hilfe wurde es mir leicht, mich in der Hauptſtadt Kaliforniens zu orientieren. Nachdem ich mich ausgeruht und die dortigen Sehenswürdigkeiten beſichtigt hatte, fuhr ich nach zehn Tagen über Chicago nach Newyork.

In Chicago wurde ich infolge einer vorhergegangenen brieflichen Verſtändigung von zwei dort wohnenden polniſchen Sozialiſten empfangen, die aus dem Königreich Polen emigriert waren. Sie nahmen mich ſehr herzlich auf, aber leider konnte ich nur zwei Tage in Chicago bleiben, da mein Billet ſonſt ſeine Gültigkeit verloren hätte. Außerdem war Mac Kinley, der Präſident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, gerade am Tage vor meiner Ankunft in Chicago ermordet worden, und die Amerikaner hatten

den Kopf ganz verloren und fielen über friedliche Sozialisten her, indem sie dieselben des Anarchismus ziehen. Daher gaben mir meine Bekannten den Rat, auf meiner Reise durch Amerika vorsichtig zu sein und meine politische Gesinnung nicht hervorzukehren.

In Newyork wurde ich auch von einem Genossen, Dr. Ingermann, empfangen, der mich in sein Haus nahm. Verschiedene Gründe bestimmten mich, einige Zeit bei ihm zu bleiben, und erst nach vier Wochen fuhr ich mit dem englischen Dampfer „Satrapia" nach Liverpool.

Ich will weder meine Reise über den Atlantischen Ozean, noch den dreimonatlichen Aufenthalt in London, noch die Reise nach Paris und die vierzehn Tage, die ich dort zugebracht, beschreiben, denn sie sind durch nichts Besonderes ausgezeichnet. Auf dem Kontinent fand ich überall alte Kameraden, von denen sich viele in der langen Trennungszeit sehr geändert hatten. Die einen erkannten mich gar nicht, die anderen nur mit Mühe, alle aber sahen sie mich an, als wäre ich aus dem Jenseits wiedergekehrt.

Anfangs November verließ ich Paris und fuhr nach Zürich. Das war der Endpunkt meiner sechsmonatlichen Reise von Blagoweschtschensk. Hier wohnten meine alten Freunde — die Familie Axelrod —, von denen ich vor siebzehn und einem halben Jahre geschieden war. Nach einer, wenn auch nicht ganz fahrplanmäßigen Reise um die Welt kehrte ich am 5. November 1901 wieder zu ihnen zurück.

„Sieh, er hat sich fast gar nicht verändert!" rief P. Axelrod auf dem Bahnhof, indem er sich an seine Frau wandte und auf mich wies.

Aber es war ihm nur im ersten Moment unseres Wiedersehens so erschienen.

* * *

Ein Jahr ist nun schon vergangen, seit ich wieder in freien Landen leben und von Stadt zu Stadt wandern kann. Ich habe mich in dieser Zeit mit und in den Verhältnissen der westeuropäischen Länder zurechtgefunden und dieselben kennen gelernt. Aber es versteht sich von selbst, daß mich die Vorgänge in meiner Heimat vor allem interessierten.

Siebzehn Jahre sind eine kurze Spanne Zeit im Leben eines *ganzen* Volkes; und doch sind in diesen Jahren in Rußland Um-

gestaltungen eingetreten, die selbst bei einer nur oberflächlichen Kenntnis dieses Landes in die Augen fallen. Zur Zeit meiner Verhaftung in Freiburg revoltierte hauptsächlich nur die studierende Jugend gegen die in Rußland herrschenden sozialen und politischen Verhältnisse. Langsam schwand auch diese Opposition, und Ende der achtziger Jahre sehen wir nur noch die krasseste Reaktion. In den letzten Jahren ist es anders geworden.

Auf viele Tausende steigt wohl die Zahl der Schriften, die in geheimen Druckereien herausgegeben und über das ganze ungeheure russische Reich verbreitet werden, die das Volk zum Ansturm gegen die zarische Selbstherrschaft aufrufen und bei der Bevölkerung der Großstädte und der Fabrikorte energischen Wiederhall finden. Massenweise gehen die Arbeiter mit den Studenten auf die Straße und geben durch laute Demonstrationen kund, daß sie die Abschaffung der Selbstherrschaft und politische Freiheit fordern. Der russische Zar und seine Minister greifen zu den strengsten und empörendsten Mitteln, um den im Lande auflodernden Brand zu ersticken. In einem überwiegenden Teile von Rußland ist das Standrecht eingeführt, die Gefängnisse können die Eingekerkerten kaum fassen, ganze Eisenbahnzüge von Protestierenden werden nach Sibirien gebracht. Aber keine Repressalien sind imstande, die in Fluß gekommene Bewegung aufzuhalten. Sie wird immer mehr anwachsen, immer weitere Kreise der Bevölkerung umfassen, und die Stunde ist nicht mehr fern, in der die Selbstherrschaft auch in Rußland der Geschichte angehören wird. Aber auch nur dann erst wird man sagen können, daß die Blutopfer in Rußland und Sibirien nicht umsonst gebracht worden sind.

Auch in vielen westeuropäischen Ländern sind in den letzten zwei Jahrzehnten große Veränderungen vorgegangen, wenn sie auch nicht so auffallend sind. In Deutschland sind die Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie aufgehoben worden, und schon dieser Umstand allein hat nicht nur im Leben dieser Partei, sondern auch in den Verhältnissen des ganzen deutschen Volkes eine bedeutende Veränderung hervorgerufen.

In einer Hinsicht nur ist Deutschland, wie es scheint, nicht einen Schritt vorwärts gekommen, nach wie vor ist es immer bereit, dem russischen Despotismus Dienste zu leisten. Wie ich, der ich mir in Deutschland nicht das geringste hatte zu schulden kommen lassen, vor achtzehn Jahren der russischen Regierung ausgeliefert wurde,

so hat auch jetzt einen meiner Landsleute ein ähnliches Schicksal in diesem Lande ereilt. Als ich diese meine Erlebnisse zu Ende schrieb, wurde der vormalige russische Student Kalajeff ohne jeden Grund in Myslowitz verhaftet und den russischen Gendarmen überliefert. In dieser Hinsicht hat sich die preußische Polizei im Laufe der Jahre nicht im geringsten geändert. Aber zu Ehren der deutschen Nation muß ich sagen, daß außer den offiziellen Blättern die deutsche Presse über die Liebedienerei des offiziellen Deutschlands der russischen Regierung gegenüber ihrer Empörung kräftigen Ausdruck gegeben hat. Ob es etwas nützen wird — wer weiß es?